

Friedrich Ernst Peters

Der heilsame Umweg

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters
Der heilsame Umweg

Friedrich Ernst Peters

Der heilsame Umweg

Roman

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2012

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:
Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5726/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-57261](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57261)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57261>

Bliesdorf (Holstein), den 24. Juli 1914

Meine liebe Gertrud!

Die Taufe liegt nun schon fast vierzehn Tage hinter uns. Es ist unverantwortlich, dass ich Dir noch gar nicht geschrieben habe, Du liebe Patentante. Die kleine Wiebke sah in dem Taufkleid, das ihre Trudeltante mit so viel Mühe und Liebe gearbeitet hat, einfach wie ein Engel aus. Ein süßer, entzückender Menschenfrühling! So ganz klein nur, aber überirdisch in seiner Schöne wie Mörikes kleines Gedicht:

Frühling lässt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte.

Die Seidenbändchen nämlich, mit denen deine kunstvolle Hand das Kleid geziert hat, sehe ich immer blau. Und nimm auch millionenfachen Dank für Deinen Brief! Du weißt nicht, Herzenstrude, wie sehr Deine lieben Zeilen mir Kraft gegeben haben. Das war gut; denn Kraft ist nötig trotz aller „Mutterwonnen“, um die Du mich beneidest, Kraft wird mir immer mehr nötig sein. Bleibe Du bei mir, meine liebe Gertrud! Ich weiß ja, dass Du auf meinen Mann richtiggehend eifersüchtig gewesen bist, und dass Du meintest, Du wärest überflüssig geworden, als Heinrich in mein Leben trat. Es ist anders, Gertrud, es ist ganz anders. Du bist mir nötiger als jemals. Du darfst mich niemals verlassen. So ist es. Damit Punktum!

Der Tauftag war ja gewiss sehr schön. Es war ein reicher, strahlender Sommersonntag. Ich hatte das Westzimmer – – (Du siehst, ich bin schon so weit Bauernfrau, dass ich die Wichtigkeit der Himmelsrichtung voll und ganz würdige). Also das Westzimmer war geschmückt mit allem, was die segnende Sommersonne in unserm großen Garten mit ihren Glutenküßen ins Leben gelockt hat. Mein Vater hielt seinem ersten Enkelkinde eine er-

greifende Taufrede, die ganz vom Schimmer edelster Poesie umflossen war. Friedlich lag die kleine Wiebke in den Armen ihrer Großmutter Schierholdt. Mit ihren großen, unschuldigen blauen Augen sah sie ihren Großvater an, als lausche sie mit Verständnis seinem segnenden Wort. In ihrem Taufkleid, dem duftigen Kunstwerk aus Deiner Hand, Herzenstrudelchen, sah sie ganz aus wie ein Raffaelscher Engel in einer Wolke. Ich wusste kaum, was ich mehr bewundern sollte, mein Kind oder Dein Werk. Jedenfalls habe ich Dich um Deine Tüchtigkeit beneidet.

Denn tüchtig muss der Mensch sein. Dass ich in diesem Punkte noch nicht ganz mit mir zufrieden bin, wirst Du verstehen, wenn Du bedenkst, was alles von einer richtigen Bauernfrau gefordert wird. Aber das kannst Du eben nicht ermesen. Also davon nichts mehr! Wenn meine Schwiegermutter sähe, dass dieser Brief an Dich schon sehr lang geworden ist, ohne dass ich Dir den Tauftag eigentlich geschildert hätte, so würde sie wieder einmal sehr unzufrieden mit mir sein. Auf solche Weise darf eine gute holsteinische Bauernfrau ihre Zeit nicht vertun. Sie hat ja wohl recht, und da der Bogen zu Ende geht, musst Du für heute auf eine ausführlichere Schilderung der Taufe verzichten! Es ist aus mehr als einem Grunde geboten, mit dem Schreiben Schluss zu machen. Wer weiß, ob ich Dir jemals wieder so lange Briefe schreiben werde, wie Du sie in alten Zeiten von mir bekamst. (Die kosten ja auch 20 Pfennig!) Aber niemals, niemals – das musst Du mir in Deinem nächsten Schreiben zuschwören! – niemals darfst Du glauben, dass ich Dich weniger liebe als früher. (Nun muss ich doch noch einen neuen Bogen nehmen.)

Noch einmal sollst Du das hören: Trotz Heinrichs und der kleinen Wiebke bleibst Du mir, was Du mir in langen Jahren gewesen bist. Nicht nur das; Du wirst mir viel mehr sein. Gertrud, nun stürzen meine Tränen, die ich hier vor allen Menschen verbergen muss. Wenn Du hier wärest, wenn ich an Deiner treuen Brust einmal schreien dürfte, so laut und so lange mein armes Herz es verlangt. Gertrud! Gertrud!

Ich habe mich hier für einige Zeit beim Schreiben unterbrochen. Nun ist es vorbei, Herzensfreundin. Ich habe mich wieder in der Gewalt. Beunruhige Dich meinetwegen nicht! Die Geburt der kleinen Wiebke hat wohl mehr von mir gefordert, als ich zuerst glaubte. Ich habe meine Kräfte noch nicht ganz wieder beisammen. Hin und wieder kommt so eine Seelenschwäche über mich. Ich habe mir überlegt, ob es nicht besser wäre, diesen zweiten Bogen zu vernichten, um so meine Schwäche vor Dir zu verbergen. Der Gedanke war verlockend. Aber ich will die Lehren meiner Schwiegermutter beherzigen; ich will Sparsamkeit lernen. Scherz beiseite! Du hast mich nun in einem Anfall der Schwäche gesehen. Ich gestehe, dass es mich etwas kostet, mich Dir so zu zeigen. Aber Du sollst mich *so* sehen; Du sollst sogar entsetzt sein. Denn Du hast mich auch mitverdorben dadurch, dass Du alles, was ich tat und sagte, bewundertest.

Es mag vieles an mir auszusetzen sein. Da ich es jeden Tag deutlich von verschiedenen Seiten zu spüren bekomme, muss ich es ja wohl glauben. (Nicht von Heinrich, gewiss nicht, liebe Gertrud!) Ich will bessern, was noch zu bessern ist. Heute bot sich die Gelegenheit, einen Anfang zu machen. Ich habe mich vor Dir gedemütigt. Das war schwer; denn ich bin sehr stolz. Aber „zwischen uns sei Wahrheit“!

In Treue

Deine Elisabeth

Gertrud Schmitt las diesen Brief mit Bestürzung. Unfassbar und in hohem Grade ungehörig erschien ihr der Gedanke, es könne mit ihrer verehrten Freundin Elisabeth Tormählen – Elisabeth Schierholdt hieß sie ja nun! – irgend etwas nicht wohlbestellt sein.

Die beunruhigenden Nachrichten aus dem fernen holsteinischen Dorf hatten sie so erregt, dass ein unbedeutender Vorfall die Verwirrung auf ganz wunderliche Weise zu steigern vermochte.

Es war schon ungewöhnlich, dass der Assessor Doktor Schmitt gegen Abend in das Zimmer seiner Schwester trat. Gertrud empfing den älteren Bruder mit einem Gesichtsausdruck, der so zutappend fragend war, dass der Assessor notwendig verlegen werden musste. „Was verschafft mir die Ehre? Womit kann ich dienen?“ Von so fremder Fragen Klang fühlte er sich angesprungen. Schon wollte er ärgerlich werden; aber dann besann er sich darauf, dass er durch die Seltenheit seiner Besuche der Schwester allenfalls Anlass geben könne zu einer Verwunderung, die der Fassungslosigkeit nahe kam.

„Kommst du wegen dieser albernen Streitigkeiten im Tennis-Klub?“ frage Gertrud. Der Bruder winkte ab, zog einen Stuhl an das offene Fenster in die Nähe der Schwester, sah, abwesend lächelnd, auf die Baumkronen des Hofgartens hinaus und wusste der Unterhaltung noch immer keinen schicklichen Anfang zu finden. Da nahm er das schmale Buch, das auf der Fensterbank lag. „Mir zur Feier“, las er mechanisch, das gefrorene Lächeln noch im Gesicht.

Die Schwester nahm dieses Lächeln in der Bedeutung, die es vor Jahren einmal für sie angenommen hatte: als Ausdruck einer Überlegenheit, die eben darum so erregend war, weil ihr immer mitleidige Schonung zugemischt schien. „Ja, mir zur Feier“, entgegnete sie etwas gereizt. „Ich lese immer noch Gedichte. Ich bin mir treu. Singst du auch noch immer Landsknechtslieder?“

„Nein, allerdings nicht“, sagte Georg Schmitt, hilflos lächelnd. „Aber lass doch, Gertrud! Ich bin nicht gekommen, um mich mit dir zu streiten. Lies du doch deine Gedichte; bleib du dir treu! Das Buch hat dir sicher Elisabeth Tormählen empfohlen. Ich habe so lange nichts von ihr gehört. Wie geht es ihr denn?“

Dies war ein zweiter Versuch, in ein harmloses Geplauder zu kommen. Aber Gertrud hatte alle Brücken um sich aufgezogen. Denn zu sehr war sie daran gewöhnt, den Bruder als einen Feind zu betrachten, der in dem gepflegten Burggärtchen ihrer Gefühle herumzut trampeln gedachte.

„Du hast Elisabeth, die du in deinem Leben nie gesehen hast, so beharrlich bespöttelt, dass ich mir seit langem abgewöhnt habe, in deiner Gegenwart von ihr zu reden.“ Dann schien ihr die unnötige Schärfe der Entgegnung klar zu werden, und einlenkend setzte sie hinzu: „Es geht ihr übrigens gut.“

Georg Schmitt war unruhig aufgestanden. Er wanderte hin und her zwischen dem Fenster und der gegenüberliegenden Wand. Seine Schwester sann auf ein gutes Wort. „Bist du böse, Georg?“ fragte sie sanft. Der Bruder blieb vor ihr stehen. In seinem Gesicht standen Falten, die es wohl böse erscheinen lassen konnten. „Böse, warum? Ach, meinst du, weil du deine Freundin so wacker in Schutz nahmst, obwohl ich sie noch gar nicht angegriffen hatte? Ich werde sie auch nicht mehr angreifen. Nie mehr! Du hast ja ganz recht: ich kenne sie nicht und habe nicht den geringsten Grund, an ihrer Vortrefflichkeit zu zweifeln. Und offen gestanden: sie interessiert mich auch gar nicht.“

Dann nahm er die Wanderung wieder auf. Der dicke Teppich machte seine Schritte unhörbar. Die Stille wurde drückend. Und sonderbar war es, dass die Schwüle da draußen mit dem abnehmenden Tage nicht nachlassen wollte.

Gertrud versuchte, ein gleichgültiges Gespräch in Gang zu bringen, nur, um den Bann der Stille zu brechen. Es war jetzt nicht die Stunde, alte Kränkungen und Reibereien durch eine Aussprache zurückzuführen auf Missverständnisse, die sie gewiss nur waren. Das fühlte sie ganz deutlich. Aber die Stille wurde unerträglich, und so sagte sie leichthin: „Ich habe bestimmt geglaubt, dass gegen Abend ein Gewitter kommen werde. Das hätte uns allen gewiss wohlgetan.“

Der Bruder stand jetzt in der Mitte des Zimmers, stand da mit einem schweren Ernst unter der beschwingten Heiterkeit lächelnder Stuckamoretten. Er gab keine Antwort. Leiser, langsamer und nun fast ganz entmutigt fragte das Mädchen noch: „Meinst du nicht auch, Georg?“ Aber es kam keine Antwort, und immer schwerer lastete die Stille.

Schon wollte Gertrud die seit Jahren widerwillig ertragene, die aufgezwungene Zurückhaltung von sich werfen, wollte aufspringen in ihrer plötzlichen Angst, dem Bruder die Arme um den Hals schlingen, ihm zurufen: „Sage mir, was geschehen ist, Georg, und sage mir, wie ich dir helfen kann!“ Da zeigten die Turmuhren der alten Stadt mit ihrem Geläut die vollendete sechste Stunde an, und in ihren Klang hinein, der sonderbar grell und unfriedlich war, sagte Georg Schmitt leise: „Jetzt!“

Der Glockenklang verhallte. Er setzte seine Wanderung fort, ruhiger zwar, aber doch in großer Sorge, wie einer, der nach ungeheurer Spannung die Folgen eines verhängnisvollen Spruches in erzwungener Ruhe überdenken muss.

„Was ist geschehen?“, fragte Gertrud, ohne sich von ihrem Platz zu rühren. – „Jetzt wird in Wien die Antwort auf das österreichische Ultimatum überreicht.“

Da löste sich bei dem Mädchen die fast unerträgliche Spannung der letzten zehn Minuten in einem nervösen Gelächter. Wohl empfand sie die Ungehörigkeit dieses Lachens; denn es fiel ihr sofort ein, dass die von dem Bruder erwähnte Sache Zusammenhang hatte mit einem gräßlichen Fürstenmord da unten irgendwo auf dem Balkan. Aber sie konnte dem Gelächter nicht Halt gebieten; sie lachte weiter wie in einem Krampf.

Schauerlich, diese Ermordung des hohen Paares aus Österreich, gewiss! Aber wenn einer sich durchaus Sorgen machen will, so findet er die Anlässe doch zweifellos auch in der Nähe. Was ist mit Elisabeth? Hat sie das Glück nicht gefunden? Ist sie wirklich und wahrhaftig unglücklich? – Ihr Lachen riss jäh ab. Was ist wichtiger als die Frage, ob zwei Menschen, die sich für immer aneinander binden, glücklich oder unglücklich werden? Da liegt doch der ganze Sinn des Lebens.

Freilich, die Männer denken wohl anders darüber, und Georg ist ein Mann. „Er ist sieben Jahre älter als ich“, denkt Gertrud. „Eigentlich ist er immer ein Mann gewesen, und einen Bruder habe ich nie gehabt. Sonderbar sind die Männer! Sie ereifern und

erregen sich über politische Fragen, und ein Fürstenmord auf dem Balkan bringt sie so aus der Fassung, als wäre er hier im Hofgarten geschehen, da etwa, wo einst jenem geheimnisvollen Jüngling der Dolch in die Brust fuhr.“

Nun trat der Bruder an sie heran und nahm ihre Hand. Gertrud schauerte zusammen, als fasse das Glück sie an. Und wieder erschrak sie, da sie dem Bruder ins Gesicht sah. Das war wohl nicht mehr in Unruhe zerstreut, aber sein gesammelter, feierlicher Ernst blieb nicht minder beunruhigend. „Liebe kleine Schwester“, sagte er. „Eine liebe kleine Schwester bist du mir immer gewesen. Im Innersten habe ich das immer gewusst, auch dann, wenn ich dich kränkte. Es hat mich oft gekitzelt, eine ganz dumme, eingebildete Überlegenheit spielen zu lassen. Aber wir sind alle gleich ungeprüft. Wer überlegen ist, das wird sich nun erst erweisen. Gott möge geben, dass wir einigermaßen bestehen, und vergib du mir, kleine Schwester!“

Gertrud sah zu ihrem Bruder auf. Ohne Unterbrechung strömten die Tränen aus ihren reglosen Augen. Nach den bestürzenden Nachrichten von Elisabeth, nach dem herzbeklemmenden Gebaren des Bruders endete der drückende Tag nun doch in einem Glück.

„Lass mich nur weinen, Georg. Wenn du so zu mir sprichst, darf ich es wohl tun, ohne von dir wieder „sentimental“ gescholten zu werden. Wenn ich von Elisabeth sprach, hast du uns immer als sentimental verspottet.“

„Ich will mir nicht mehr anmaßen, zwischen Gefühl und Sentiment zu unterscheiden, wenn andere Menschen mich in ihr Inneres sehen lassen. Die Unterscheidungen und Entscheidungen sind uns aus der Hand genommen. Ich lasse dich heute in mich hineinsehen, weil ich weiß: was ich zeige ist echt, ist Gefühl. Ich habe die Scheu gewaltsam beiseite gedrängt, weil du ein Recht hast, mein Gefühl zu sehen, du liebe Schwester. Wer echte Gefühle hat, soll sie nun zeigen; es möchte sonst leicht zu spät sein.“

„Wie bist du sonderbar, Georg. Ja, sonderbar, verzeihe; aber so gut. Was ist denn geschehen?“

„Noch nichts, was uns unmittelbar berührt. Aber es wird kommen.“

„Was denn?“

„Der Krieg!“

* *

*

Bliesdorf (Holstein), den 30. Juli 1914.

Meine liebe Gertrud!

Dank für Deinen Brief, Liebe! Ich danke Dir, obwohl auch er von dem Entsetzlichen redet, das drohend über uns hängt. Was hilft es, sich die Ohren zu verstopfen; das Kriegsgeschrei dringt überall durch. Wenn Heinrich nun in den Krieg ziehen muss, was fange ich dann an? Dann bin ich ohne Schutz all den fremden, ungebildeten Menschen ausgesetzt, gegen die ich mich nicht verteidigen kann. Sie werden mich zu Tode quälen. Und wenn Heinrich sein Leben geben muss, dann steht die kleine Wiebke als Waise in einer Welt, die sich so roh von allem Idealen abkehren will. Wenn Du zu mir kommen könntest, meine liebe Gertrud! Dein Bruder Georg muss ja auch in den Krieg. Wir würden aneinander Halt haben.

Wenn doch mein Vater, wenn doch meine Eltern bald kämen! Vater wird in seiner Weisheit durch all den dunklen Unsinn das tröstliche Sternenlicht eines höheren Sinnes funkeln sehen. Wenn Du ihn einmal reden hören könntest! Er soll mich das Beten neu lehren. Wir werden es alle wieder lernen müssen. Bete für mich, Gertrud! – Ich fühle den Boden unter mir schwanken. Wenn doch das Furchtbare noch vermieden werden könnte! Unser geliebter Kaiser bemüht sich um den Frieden. Aber die Feinde, die dem öden Materialismus verfallen sind, wollen Sturm laufen gegen den letzten Hort des Idealismus in dieser Welt.

Ach, meine liebe Gertrud! Was ich Dir da schreibe, das sind etwa die Worte meines Vaters, wie er sie an der Kaffeetafel bei Wiebkes Taufe sprach. Sie klangen so schön damals, und ich habe sie mir zum Troste wieder hervorgesucht. Aber nun haben sie keine Gewalt mehr über meine Seele. Nun meine ich fast – vergib mir, mein Vater! – das wären Redensarten. Was soll ich anfangen? Du stehst unter dem Schutz Deines Vaters, Deiner Mutter. Wie ich Dich beneide! Wenn der Krieg kommt, dann will ich mit Wiebke heim zu meinen Eltern.

Dass Du noch jetzt wieder von der dummen Taufe reden magst! Ja, Gertrud, ich will harte Worte gebrauchen. Ich bin am Rande der Verzweiflung. In meinem letzten Brief war alles gelungen. Als Vater kaum ein paar Worte gesprochen hatte, fing der Täufling furchtbar zu schreien an. Vater war ganz verstört. Gehört haben wir alle nicht viel; aber mir war so, als bliebe er einfach stecken. Bedenke, was es heißt, wenn meinem Vater die Rede stockt! Dann nahm er Hals über Kopf die heilige Handlung vor. – In den Gurkensalat war eine bittere Gurke hineingeraten, so dass der Salat ungenießbar wurde. Natürlich hätte ich als Hausfrau das verhindern müssen. Wie das zu machen gewesen wäre, weiß ich nicht; aber meine Schwiegermutter hat mir zur Strafe den Tauftag mit schärfster Verachtung versalzen. Und diese Bauern sitzen da herum, reden nicht, beobachten aber alles mit einer unheimlichen Schärfe, werfen sich Blicke zu, sehen mich höhnisch an.

Du wirst mir sagen, dass mich die „Mutterwonnen“, wie Du es nennst, doch leicht über diese kleinen Widerwärtigkeiten hinwegbringen müssten. Oft hast Du mich gebeten, ich solle nicht Dir gegenüber den Stolz der Verheirateten herauskehren, mich nicht über das „junge Mädchen“ erhaben dünken. Ich weiß mehr vom Leben als Du; aber verlange nicht, dass ich dies Wissen mit Dir teile. Wenn Du wüsstest, durch wieviel Schmerz und ekelhafte Dinge man hindurch muss, ehe einem „Mutterwonnen“ zuteil werden! In diesen Tagen habe ich in Deinen alten Briefen ge-

kramt. Da ist einmal die Rede von der Seligkeit der Stunde, in der die junge Frau ihrem Manne errötend ein süßes Geheimnis ins Ohr flüstert. So ähnlich lautet ja wohl die Redensart. Es ist alles ganz anders. Der Mann weiß schon Bescheid, ehe Du selbst noch gefasst hast, was mit Dir los ist. Er weiß es, weil Du vom Frühstückstisch jeden Morgen weglaufen und Dich wahnsinnig übergeben musst. So ist das!

Wenn Heinrich weggehen muss, ist alles aus. Ich bin voll Empörung gegen alles, was mich hier umgibt. Findest Du mich gemein? Kehrst Du Dich von mir ab? Da nun alles zusammenstürzt, finde ich nicht mehr die Kraft zu der Lüge, die ich bisher aus Stolz aufrechterhalten habe. Ich bin todunglücklich. Bete, dass Gott uns den Frieden erhalte! Bleibe mir treu, immer, immer!

Deine unglückliche

Elisabeth

In den letzten Julitagen des Jahres 1914 lag das Land wie im Fieber. Eine Hitze, in der nichts mehr an rückprallende Sonnenkraft gemahnte, eine Hitze, die vielmehr aus dem Leib der kranken Erde selbst auszustrahlen schien, konnte nicht ferner Schirmherrin hochsommerlicher Lust sein. Sie verführte zu einem dumpfen Hinbrüten, und wen nicht mehr die große Unbekümmertheit der ersten Jugend schützte, den fielen in der Nacht vergiftete Träume an. Aus unruhigem Schlaf fuhren die Menschen auf und horchten hinaus. Ob nicht schon in den Gassen der Hall eilender Schritte laut wird? Ob nicht – jetzt! – der Bote des Unglücks an die Tür donnert? Geistig gerichtete junge Männer, denen die Gelassenheit der Reife noch fehlte, mussten in dieser Zeit innerlich eine knappe Kehrtwendung machen. Sie hatten bislang mit der Begehrlichkeit der Jugend an das Leben immer nur große Forderungen gestellt. Nun hörten sie eine fremde, strenge Stimme, die zum Opfer mahnte, auch zum Opfer des Lebens. Es war ihnen wenig Zeit gelassen. Sie mussten sich beeilen, wenn

sie nicht mit mangelndem Opferwillen beschämt vor der Größe der Forderung stehen wollten. Und es gelang ihnen.

Auch Georg Schmitt hatte in sich die Wendung vollzogen. An jedem Abend ging er auf ein Stündchen zu seiner Schwester, die sich von fünf Uhr ab mit aller Strenge jede Abwesenheit von ihrem Zimmer verbot, um den Bruder nicht zu enttäuschen. Sie behandelte diese Besuche als eine jahrealte, vertraute Gepflogenheit, weil sie wusste, dass schon die Andeutung eines Verwundertseins den scheuen Gast verscheuchen konnte.

Warum ging Georg Schmitt jeden Abend zu seiner Schwester? Es gab in dem gehobenen Bürgertum der Stadt genug junge Männer, die ihm gut bekannt waren, und viele von ihnen hatte er in sorglosen Zeiten sogar Freunde genannt. Aber die Gegebenheiten seines juristischen Berufes, die Menschen, mit denen die tägliche Arbeit ihn zusammenführte, seine Reserveoffizierswürde, sein akademischer Grad, seine Herkunft aus einer hochangesehenen Juristenfamilie, all dies war ihm plötzlich entwertet. Er sah darin Stützen, die seiner Lebenssicherheit auf eine fast schon entehrende Art von außen beigegeben waren. Die unverdiente und gefährliche Gunst solcher Stützen schuf ihm ein Gefühl der Beschämung, und schnell wollte er noch lernen, ohne sie auszukommen.

Wenn er nur irgendwo seine Karte abgab, so öffneten sich ihm die Wege. Dr. jur. Georg Schmitt, Assessor, Leutnant der Reserve im 9. Bayrischen Infanterie-Regiment! Wie oft hatte er sich dieser Stützen bedient, niemals herrisch und auftrumpfend, aber doch eben mit einem großen Vertrauen in ihre oft erprobte Haltbarkeit. Er wusste, dass sie ihn in Zukunft nicht mehr so unbedingt tragen würden. Da zürnte er ihnen, weil er meinte, sie hätten ihn davon abgehalten, die eigene Kraft zu entwickeln. Und auf die eigenen Kräfte sollte nun alles ankommen.

Solche Gedanken suchte Georg Schmitt seiner Schwester klar zu machen: „Du bist selbstverständlich sehr verwundert über meine ungewohnten täglichen Besuche, Gertrud. Ich bescheinige

gern, dass du diese Verwunderung nie gezeigt hast und also die hohe bürgerliche Tugend des Taktes wohl zu üben weißt.“

„Ach, Georg, ich freue mich ganz einfach, dass du kommst, mit mir redest und mich also wohl nicht mehr für ganz dumm hältst.“

„Ja, schon gut, liebe Schwester. Aber trotz der taktvollen Ablenkung muss ich darauf bestehen, dir meine Besuche zu erklären. Meine sogenannten Freunde sind alle irgendwie Teile einer Institution, eines Systems. Das ist vielleicht nicht ganz klar ausgedrückt. Systeme und Institutionen haben uns, die bevorrechteten Söhne des Bürgertums, bisher getragen. Ich will aber nicht länger getragen sein. Ich will auf meinen eigenen Beinen stehen; ich muss es, damit ich in der großen Prüfung nicht kläglich versage. Übereinstimmung in anerzogenen Ansichten und Lebensgewohnheiten kann ich zu jeder Stunde feststellen. Und wenn ich jetzt in Ludwigs Weinstube ginge, würde es daran nicht fehlen. Ich suche eine Gemeinschaft, die anders und tiefer begründet ist. Ich horche der Stimme des Blutes, um im Stile deiner Freundin Elisabeth zu reden. Entschuldige!“

„Dann lass es auch Vater zugutekommen“, sagte Gertrud mit einem starken Bitten in den Augen. „Sprich auch mit ihm, sage ihm auch, was dich bewegt. Es wird ihm eine große Freude sein.“

„Ich liebe unsern Vater von ganzem Herzen“, erwiderte Georg mit aufwallendem Gefühl, aber auch schon mit einem Widerstreben in der Stimme. Dann setzte er seine Wanderung durch das Zimmer fort und suchte nach Worten: „Vater gehört aber auch in die Systeme und Institutionen hinein. Wenn ich meine Tätigkeit am Gericht abbrechen wollte, um morgen als Sozius in seine Anwaltsfirma einzutreten, wie das so vorgesehen war, dann könnte ich vielleicht alles mit ihm bereden. Auf meine Gefühle käme es nicht weiter an; sie würden ja auch nicht so aufdringlich sein wie jetzt. In allem, was das juristische Handwerk angeht, ist er unbedingt das verlässliche Vorbild. Seine Prüfungen hat er alle mit Auszeichnung bestanden. Aber ich soll morgen in den Krieg

ziehen, und das ist eine Prüfung, für die mir der Vater keinen Rat geben kann; denn *er* ist von ihr verschont geblieben. 1870 war er zu jung, nun ist er zu alt. Du magst das vermessen finden, Gertrud, aber mir ist so zumut, als seien alle Väter der Jahrgänge um 1855 überhaupt ungeprüft, und irgendwie ist mir die Welt, die sie aufgebaut haben und für die wir als Erben erzogen wurden, unheimlich und verdächtig.“

Georg Schmitt sah wieder Tränen in den Augen seiner Schwester. Mit einer Inständigkeit, die sich fast gewalttätig anließ, presste er seine Hand auf ihren Kopf. „Verzeihe, liebe kleine Schwester! Das sind vielleicht Gedanken, die sich nach unseren bürgerlichen Begriffen nicht zur Erörterung vor zweiundzwanzigjährigen jungen Mädchen eignen.“

„In vielem verstehe ich dich nicht, Georg. Vielleicht bin ich doch zu dumm. Warum sprichst du zum Beispiel immer etwas höhnisch von bürgerlichen Menschen und Einrichtungen? Ich habe nie über meine Bürgerlichkeit nachgedacht; ich habe immer geglaubt, ganz einfach ein Mensch zu sein.“

„Ich will nicht grausam sein, Gertrud. Du bist 22 Jahre alt. Aber von allen zweiundzwanzigjährigen Jünglingen fordert die Zeit, dass sie sich als Männer ausweisen. Von euch verlangt sie, dass ihr Frauen seid. Ihr werdet kläglich zuschanden, wenn ihr nun fortfahren wolltet, junge Mädchen des – ja, verzeihe schon! – des Bürgertums zu sein. Unser ganzes Behütetsein kann uns zum Verhängnis werden. Ihr jungen Mädchen seid zu Luxusgegenständen erzogen. Die Zeiten werden ärmlich; wir können uns solchen Luxus nicht mehr erlauben. Das deutsche Schicksal wird so schwer, dass jede Schulter willkommen ist, die es mittragen hilft, auch Frauenschultern.“

Georg Schmitt war wieder lebhafter hin und her gewandert. Nun stand er still unter den lachenden Stuckamoretten der Decke. „Die Stukkaturen unseres Vaterhauses werden in dem neuen Fremdenführer von Professor Gstettenbaur als besonders geschmackvoll gerühmt. Wo sind die Kavaliers geblieben, die in

markgräflicher Zeit hier gewohnt haben? Die Pilaster der schön aufgeteilten Fassade unseres Hauses sind von bemerkenswerten Rokoko-Ornamenten umrankt. Wir werden erleben, dass überall, auch am Wesen des Menschen, der Stuck heruntergehauen wird. Und dass nur die Mauern stehen bleiben, das darf unsere äußerste Hoffnung sein. Wenn in Ludwigs Weinstube der gezierte Referendar v. Winterfeldt an unsern Tisch stelzt und feierlich Platz nimmt, dann ruft ihm Doktor Winter halb belustigt, halb ärgerlich zu: „Hier ist kein diplomatischer Empfang, Sie Botschafterembryo. Wir sitzen hier am Stammtisch. Brechen Sie sich um des Himmels willen keine Verzierungen ab!“ Das wird nun unser aller Los sein, Gertrud: die Verzierungen werden uns allen gewaltsam abgebrochen. Die Politur wird abgekratzt. Dann wird sich zeigen, ob das Holz, aus dem wir geschnitzt sind, noch fest und ohne Wurm ist.“ –

Das junge Mädchen fasste in solchen Stunden den Entschluss, in den kommenden Wirren als deutsche Frau nach besten Kräften mitzutragen am deutschen Schicksal. Noch stand sie mitten in dem Kampf, den ihr Bruder schon ausgetragen hatte; noch rang sie um die letzte Bereitschaft zum Opfer. Da sie aber ihre Kraftvorräte musterte, unterschätzte sie in Bescheidenheit deren Ausdehnung, und in ihre Augen trat das Entsetzen und wurde dort lesbar als die Frage: „Wie werde ich bestehen?“ Sie dachte an den letzten Brief ihrer geliebten Elisabeth Tormählen. Ach, es war offenbar herzlich schlecht bestellt um die Freundin, die der harte Ansturm der Forderungen packte, bevor sie den rechten Stand gewinnen und halten konnte. Und dabei hatte die kluge, begabte, schöne Elisabeth ihre Ehe mit einem einfachen holsteinischen Bauern ausdrücklich unter das Zeichen des Opfers gestellt. Wie sollte da Gertrud Schmitt ihre Prüfung bestehen?

Über dem Zusammensein der Geschwister lag der Schmerz des Abschiedes von einer liebgewordenen, vertrauten Welt, das Bangen vor dem Ungewissen, das sich mit schreckhaften Zeichen ankündete, aber auch die Gefasstheit des Willens, die, fernab al-

lem demütigen Sichergeben, bereit ist zu einem tapferen Versuch, das Schicksal zu meistern.

Wenn die Dämmerung einbrach und allen Dingen den vereinsamenden Zwang des starren Umrisses abnahm, wenn im Hofgarten die Kronen der Bäume zusammenflossen, dann fanden wohl die Hände der Geschwister für kurze Zeit ineinander. Sehr bald empfand der Mann dieses Nachgeben vor dem Gefühl als eine Unbeherrschtheit. Ganz überwunden aber war eine alte Scheu, die Schwester mit ihrem Namen anzusprechen. Abwechselnd hieß es nun immer „Gertrud“ und „kleine Schwester“. Aus solchem abendlichen Beisammensein nahmen die Geschwister Kraft zum Widerstand gegen die vergifteten Träume der Nächte, deren Stillesein keinen Frieden barg, sondern das Herz beklemmte, als wäre sie das Atemholen der Erde vor einem unendlichen Schrei des Entsetzens.

* *
 *

Mahlstedt (Holstein), den 25. Mai 1912.

Mein einziges, geliebtes Herzenstrudelchen!

Dank für Deinen Riesenbrief mit den farbigen Schilderungen von Eurem entzückenden gesellschaftlichen Treiben. Euer schönes Rokokohaus steht ganz lebhaft vor meinen Augen. Die Kavalieriere, von denen Du schreibst, sehe ich immer in farbenfrohen, bestickten Fräcken, und Du, mein Liebling, trägst einen Reifrock aus ganz duftigem, geblütem Stoff, dazu Perücke und Schönheitspflasterchen. Du machst im Tanz mit Doktor Fleischhauer allerbeste Figur, und ich sehe, dass er Dir beim Tanzen etwas zuflüstert. Werde an dieser Stelle nur nicht rot, Herzige! Es ist nicht meine Art, mit Worten da vorschnell zuzutappen, wo etwas ganz Zartes sich entfalten will. Aber wenn das Geheimnis so weit gediehen ist, dass es Worte erträgt, dann will ich die erste sein, die

es erfährt. Sieh, Liebling, ich lasse Dich jetzt auch tief in mein Herz hineinsehen!

Die Berichte aus einem strohgedeckten holsteinischen Pastorat müssen ja notwendig anders sein als die aus dem Rokokohaus einer ehemals markgräflichen Residenz. Ich will Dir erzählen von dem Ringreiterfest, das traditionsgemäß am Sonntag nach Pfingsten in dem benachbarten Bliesdorf stattfindet. Du wunderst Dich, wie ich dazu komme, an bauerlichen Vergnügungen teilzunehmen? Es würde zu weit führen, wenn ich das erklären sollte. Ich war eben dabei, als Knechte und Bauernsöhne unter Hintansetzung aller Standesunterschiede um die Palme des Sieges wetteiferten. Hoffentlich verstehst Du die Landpomeranze einigermaßen. Die genaue Schilderung des Drum und Dran mußt Du mir erlassen. Kurz und gut: Die Burschen tummeln sich auf ihren Pferden in einem Spiel, das von den Reitern viel Geschick fordert. An ritterliche Turniere darfst Du dabei freilich nicht denken, Liebe. Da reiten vierschrötige Bauernburschen auf ebenso vierschrötigen Ackergäulen. Aber die allgegenwärtige Liebe ist auch hier im Spiel, und die Mägde flechten ihren Burschen auf eine Art Blumen ins Saumzeug, die nach ihrer Meinung gewiss sehr vielsagend und geschmackvoll ist.

Unter den Reitern war einer, der anders aussah als alle andern: der Bauernsohn Heinrich Schierholdt. Auch er ist ein Bauer; aber alles hat einen heimlichen Adel. Er ist sehr groß gewachsen, hat einen herrischen, schmalen Kopf, blondes Haar. Als er mich unter den Zuschauern bemerkte, zog eine feine Röte über sein Gesicht. Beim Reiten sah er geradezu schön aus. Ich glaube, dass ihn meine Anwesenheit zu ganz besonderen Leistungen spornte. Er war allen anderen überlegen und errang denn auch die Königswürde. Da ertappte ich mich bei dem Gedanken: Ach, dürftest du die Rose, die du in der Hand hältst, ihm überreichen! An dem Tanz, der sich abends anschloss, konnte ich mich selbstverständlich nicht beteiligen. Und nun muss ich Dir ein sonderbares Geständnis ablegen, meine geliebte Trudel. Als ich ihn in

meinen Gedanken mit irgendeiner Stine oder Trine am Abend zum Ehrentanz antreten sah, da wurde ich – ach, es ist zu dumm! – ich wurde richtig eifersüchtig.

Nach der Rückkehr in unser Pastorat legte ich mir abends mit sittlichem Ernst die Frage vor: Bist du, Elisabeth Tormählen, richtig verliebt in den Bauern Schierholdt? Ich empfinde selbst die Lächerlichkeit der Frage, teure Gertrud, wage aber nicht, sie einfach zu verneinen. Im Schein des Mondes trat ich an mein Instrument und versuchte, den Widerstreit der Gefühle mit den Klängen der Pathétique zur Harmonie zu führen. Aber es war vergebens - -.“

Bis an diese Stelle war Gertrud Schmitt im Lesen gekommen, als ihr Bruder ins Zimmer trat. Die Mobilmachung stand unmittelbar bevor. Da er nun aber die Schwester mit bekümmertem Gesicht in alten Briefen kramend fand, drängte er zurück, was ausgesprochen sein wollte und fragte nach der Ursache so offenbaren Bekümmertseins. Da gab ihm Gertrud erst die beiden letzten Briefe der Freundin zu lesen und zeigte ihm dann auch den andern vom Mai 1912, den sie las, als der Bruder eintrat. Und dann suchte sie in andern Briefen und ließ den Bruder bestimmte Stellen lesen. Und Georg enttäuschte sie nicht. Alle Nachrichten von dieser Elisabeth Tormählen hatten ihn früher zum Spott gereizt. Jetzt las er mit Ernst und herzlicher Anteilnahme die Berichte über ihre Erlebnisse. Die bruchstückhafte Lektüre gab dem geübten Aktenleser das geschlossene Bild einer Herausforderung des Schicksals.

Da hieß es in einem der Briefe: „Seine Augen beten mich buchstäblich an. Das ist so rührend, so ganz unbeschreiblich rührend. Aus der plumpen, gefühlsrohen Bauernwelt sehnt er sich weg in reinere Gefilde, in Gefilde zarter Schönheit, die ich ihm erschließen soll. Warum liebe ich ihn? Ich muss ja zugeben, dass er durchaus nicht elegant aussieht. Und doch finde ich ihn schön. Ich ahne in ihm den verzauberten Prinzen. Das Schicksal stellte mir vielleicht die Aufgabe, meinen Widerwillen zu überwinden.

Ich bin seine Märchenprinzessin; das sehe ich an der großen Verehrung, die seine Augen mir verraten. (Ein Wort darüber wagt er begreiflicherweise nicht.) Wenn ich ihn küsse, so ist der verzauberte Prinz erlöst. Schrieb ich Dir nicht von dem wundervollen Roman „Alles um Liebe“? In der Gräfin, die trotz aller Hindernisse den Sohn des Verwalters heiratet, erkenne ich nun mich selbst.“

An einer andern Stelle schrieb Elisabeth: „Wie um mir einen Fingerzeig zu geben, schilderte Vater in seiner ergreifenden Weise in der heutigen Predigt die gottwohlgefällige Unschuld des ländlichen Lebens. Das Flittergold eines überfeinerten Stadtlebens gilt nicht vor Gott. Hinter goldgestickten Vorhängen gähnt gar oft die Leere des inneren Lebens. Zurück zur Natur!“

Dazwischen waren Verse eingestreut, von denen die Verfasserin behauptete, sie seien ihr „eingegeben“ worden.

Du hast die Freiheit mir genommen,
die Freiheit, die mich stets beglückt;
schnell ist es über mich gekommen
und hat mich ganz und gar berückt.

Es stahl die Liebe sich behende
in meine sonst so freie Brust
und nahm die Willenskraft der Hände
und fesselte sie unbewusst.

„Sie ist unglücklich, meine liebe Elisabeth. Wie kann ich ihr helfen?“ fragte Gertrud. Da glitt Georg Schmitt nach anfänglichem Stocken, nach wiederholten Beteuerungen herzlichen Mitgefühls, nach mancherlei Verwahrung gegen den Vorwurf unbilliger Härte langsam in eine ausführliche Charakteristik der Elisabeth Tormählen hinein. Die Schwester unterbrach ihn nicht, obgleich ihr alles weh tat.

„Deiner Elisabeth werden noch viele Verzierungen abgestoßen. In dem einen Jahr ihrer Ehe ist schon allerlei Stuck abgeschlagen worden, und ich fürchte, das Leben wird noch erbar-

mungsloser zuschlagen, ehe es sich vom Zustand der Mauern das richtige Bild machen kann. Wenn du mir von euren gemeinsamen Erlebnissen in dem Kasseler Pensionat erzähltest, Gertrud, dann rief das meinen Spott auf den Plan, weil ich immer Gefühlsmache witterte. Entschuldige schon! Ich sah euch Gefühlszuckerwerk knabbern. Ich glaubte in dem allen – verzeihe das harte Wort! – Unwahrhaftigkeit zu erkennen, eine Unwahrhaftigkeit allerdings, die zu ihrer Entschuldigung auf ihre Unbewusstheit hinweisen kann. Ich will nicht bezweifeln, dass ein starkes Gefühl die Elisabeth zu ihrem Mann geführt hat. Aber ein ganz klein wenig hat sie vielleicht auch der Gedanke mitbestimmt, dass die Pensionsfreundinnen diese Heirat so apart und interessant finden würden, wie die ganze Elisabeth apart und interessant ist.“

„Ich habe sie immer einfach lieb gehabt“, erwiderte Gertrud. „Aber du magst doch in manchem recht haben. Du entsinnst dich doch der Briefstelle, die von der Pathétique spricht. Sonderbar, ich habe das früher immer nur so hingenommen. Aber jetzt fällt mir ein, dass Elisabeth von der ganzen Sonate nur das Adagio einigermaßen spielen konnte.“

„Und hier“, fiel ihr Georg ins Wort, „gehört in den Fluss der Phrase eigentlich das Wort ‚Flügel‘. Elisabeth hat sich aber noch rechtzeitig darauf besonnen, dass sie nur ein Klavier besitzt. Da muss denn das Wort ‚Instrument‘ dazu dienen, diesen poetischen Mangel zu verschleiern.“

Gertrud machte der Unterhaltung ein Ende. „Nun nicht weiter, Georg! Dies alles klingt nach Gericht. Hier ist kein Angeklagter zu überführen. Wir sollten nur darauf sinnen, einer Unglücklichen zu helfen.“

„Da ist nicht zu helfen, kleine Schwester. In das Examen, das uns allen bevorsteht, darf keiner einen Repetitor oder andere Helfer mit hineinnehmen. Da herrscht allerstrengste Klausur. Aber wir wollen uns vor Überhebung hüten; denn noch sind wir alle gleich ungeprüft. Wenn eine Zeit anfängt, mit ihren Gefühlen zu

spielen und zu tändeln, dann greift das Schicksal ein, dann nimmt die Not uns mit hartem Griff an die Hand und führt uns zurück zu den einfachen, ernsten, großen Urgefühlen.“

Damit waren beider Gedanken wieder bei dem Krieg und dem bevorstehenden Abschied angekommen. Als wenig später die Mobilmachung angeordnet wurde, gingen die Geschwister ins Erdgeschoss hinab zu ihren Eltern. In der Nähe des Hofgartens blieb es still. Die Familie Schmitt besprach das Notwendige mit der Gefühlsbeherrschtheit und Verhaltenheit ihrer verantwortungsbewussten Bürgerlichkeit.

Im Mittelpunkt der Stadt aber war mit dem Bekanntwerden des Mobilmachungsbefehls der Lärm aufgesprungen wie ein plötzlicher Sturm: „Krieg! Krieg!“

* *
*

Bliesdorf liegt in walddreicher Umgebung auf einem Höhenrücken, der sich von Osten nach Westen durch das mittlere Holstein zieht. Wenn man das Dorf in westlicher Richtung verlässt, führt ein Weg noch etwa zwei Kilometer sanft bergan. Während der letzten fünf Minuten der Wanderung springen die geleitenden Wälder an beiden Seiten vom Wege ab und ziehen sich nördlich und südlich weiter. Es ist, als ahnten sie, dass nach Westen hin die Ausdehnung bald unmöglich sein wird, als wollten sie unter dem Zwange der Ahnung in einem eiligen Abspringen von der westlichen Richtung wenigstens den Schein der Freiheit retten. Sie sagen zur Straße: „Versuch du dein Heil allein!“ und schlagen sich seitwärts.

Die Straße, die hier plötzlich auch entbehren muss, was ihr sonst in waldloser Gegend Trost gewährt: das gesellige Mitlaufen der Ulmen, geht in Gefasstheit schnurgerade weiter, weil es ein Ausweichen nicht mehr gibt. 500 Meter weiter vorn stößt der Himmel senkrecht auf sie hernieder. Die blassblaue Wand stellt ihre Füße in den grauen Staub der Straße, die mit einem Male

abbricht. Den Wanderer fasst eine sonderbare Spannung. Ungewollt beschleunigt er die Schritte, um bald der Ungewissheit Herr zu werden. Denn dort, wo der Himmel im Straßenstaub steht, geht unerbittlich etwas zu Ende. Ein Fremdes beginnt: die Wüste, das Meer oder ganz einfach das Nichts.

Aber im Näherkommen springt an einer bestimmten Stelle die abschließende Himmelswand plötzlich zurück und gibt dem Auge neuen, unermesslichen Raum. Wo die Straße zu enden schien, taucht dem Wanderer aus der Tiefe die weite Ebene der Nordseemarschen entgegen. Am Horizont ahnt der Betrachter das Meer, auch wenn er von diesem Lande nichts weiß. Aus der lieblichen Buntheit und der Enge einer waldigen Hügellandschaft soll die Marsch mit ihrem einförmigen Grün, mit der Weite und der strengen Gestrecktheit ihrer Linien überleitend heranzuführen an die gestaltlose Unendlichkeit des Meeres.

In Bliesdorf fällt der Hof der Schierholdt unbedingt auf. Der Vater des jetzigen Hofherren ist nach einem Brande aus dem dumpf-heimeligen Beieinanderwohnen von Mensch und Tier unter dem gewaltigen niedersächsischen Strohdach herausgetreten. In einem großen, gepflegten Garten liegt ein schiefergedecktes Wohnhaus von fast städtischem Aussehen. Das Grundstück ist gegen die Straße abgeschlossen durch einen Steinwall, der eine Weißdornhecke trägt. Mit jedem Jahr wird diese Hecke höher. Hatte sich das Haus von jeher etwas ungesellig tief in den Garten zurückgezogen, so wird es nun durch die Dornenhecke noch entschiedener von der unmittelbaren Teilnahme am Treiben der Straße abgehalten. Eine weiße Pforte gibt den Blick frei auf einen Steig, den schöne Linden beschatten. Ihre stattliche Doppelreihe führt auf die Haustür, der eine breite Treppe vorgelagert ist. Die Stufen verbreitern sich von oben nach unten, so dass die auseinanderlaufenden Linien der Brüstungsmauern Armen nicht unähnlich sind, die sich zum Empfang herzlich öffnen. Es besteht ein beklemmendes Missverhältnis zwischen dem scheuen Zu-

rückweichen des Hauses in die Gartentiefe und der Aufgeschlossenheit seiner Empfangsgebärde.

An der Seite des Vorgartens läuft unter gekappten Weiden der Weg hin, der auf den Wirtschaftshof zu den Scheunen und Ställen geleitet. Dann sind da noch die beiden Katen, die alte und die neue. In der neuen leben die alten Schierholdt, seitdem ihr Sohn die Pastorstochter aus dem nahen Mahlstedt als Frau in das Wohnhaus des Hofherren führte. Die alte Kate verdankt ihren Weiterbestand eigentlich nur einer Laune des alten Schierholdt. In diesem alten Bau haben seine Großeltern ihr Leben gelebt, haben in ihm durch harte Arbeit und besessenes Sparen die Grundlagen geschaffen für den Wohlstand späterer Geschlechter.

Timm Schierholdt, der jetzt der alte Schierholdt ist, empfand den stolzen, schiefergedeckten Bau halb als eine Herausforderung. Seine junge, schöne Frau war 1884 aus der reichen Marsch in das vergleichsweise ärmliche Bliedorf zu ihm heraufgestiegen. Ihretwegen war das schöne Haus gebaut, als Entschädigung für den Aufstieg von der Marsch zur Geest, der nach dem Urteil der Umwelt im eigentlichen Verstande ein Abstieg war. Die alte Kate ließ Timm Schierholdt stehen, damit sie ihn an die bescheidenen Anfänge des Geschlechts mahne und ihn also vor Überhebung schütze.

Der 2. August des Jahres 1914, der erste Mobilmachungstag, war ein Sonntag. Aber er zeigte vom frühen Morgen an das Gesicht eines allerhildesten Arbeitstages. In den vorangegangenen Tagen hatten zwar Bauern wie Knechte im Schatten der Knicks den Gang der Weltereignisse eifrig erörtert und die Arbeit lässiger betrieben. Nun war die Entscheidung gefallen, und alles Reden, selbst das der Kaiser und Könige, vermochte nichts mehr zu ändern.

Hier steht der Roggen reif auf den Feldern und ruft die Sense; *dort* stehen die Hocken und wollen eingefahren sein. Der Forderung ihrer Felder beugen sich die Menschen. Die rhythmische Wiederkehr der Jahresarbeit bannt sie in einen magischen

Kreis, den selbst eine Kriegserklärung nicht gleich zerreißen kann. Von den Feldern ruft die Frucht, und die Menschen gehorchen, damit im Leid der kommenden Zeit die Vorbedingung alles Widerstandes nicht fehle: das tägliche Brot. Es gilt, an diesem schlimmen Sonntag härter anzugreifen als am beliebigen Arbeitstag eines beliebigen Friedensjahres. Heute sind noch alle beisammen; aber morgen werden die, übermorgen jene und in den folgenden Tagen andere fehlen. Da ist keine Zeit, weder zu lautem Prahlen von Heldentaten, die zu vollbringen sind, noch zu wehleidigem Betrachten möglichen Unheils. Diese Männer werden Helden sein an dem Platz, der ihnen angewiesen wird; aber heute sind sie noch Bauern. In der Verhaltenheit des Gefühls, in der Gelassenheit ihres Weiterarbeitens sind sie den edelsten Bürgern der Städte gleich. Im Zwange der Pflicht stehen sie da wie in einem Panzer.

In der Verlehnskate hatte am Sonnabend nach dem Bekanntwerden der Mobilmachungsorder eine Beratung der Familie stattgefunden. Vater Schierholdt saß im Sofa, steif aufgereckt und ohne der Verlockung der Rückenlehnen und Armstützen nachzugeben. Auf der hochgeschlossenen Weste hatte er das Eiserne Kreuz von 1870 befestigt. Abel, seine Frau, war in ihrem Lehnstuhl geblieben; denn die Gicht machte ihr jede Bewegung zur Qual. Die strengen, schmalen Lippen lagen fest aufeinander und pressten sich noch mehr zusammen, als ihr Sohn mit seiner jungen Frau eintrat.

Elisabeth hatte ihren Mann gebeten, er möge ihr die Teilnahme an der Beratung ersparen, hatte aber hier, vielleicht zum ersten Male, eine Fehlbitte getan. Ihr graute vor dem unerbittlichen Geradeaus, mit dem die Schwiegermutter alle Möglichkeiten der Zukunft erörtern würde. Sie sehnte sich nach ihren Eltern, besonders nach dem Vater, der mit seinen schönen Worten die verderbliche Schneide der niedersausenden Ereignisse umhüllen und fast unschädlich machen konnte.

Hatten diese Menschen denn kein Gefühl? Der Alte übernahm wieder die Führung der Wirtschaft, die er erst vor einem Jahre aus der Hand gegeben hatte. Jochen Vollert, der Großknecht, musste am dritten Tage einkommen. Der Ausfall an Arbeitskraft konnte einigermaßen ausgeglichen werden, weil der Pantoffelmacher Steffen Reimers gewiss bereit sein würde, als ständiger Tagelöhner auf den Hof zu kommen.

„An Mannsleuten wird es fehlen“, warf Mutter Schierholdt mit scharfer Stimme ein. „Frauensleute lungern übergenug in der Haushaltung herum. Wenn es nicht anders ist, dann muss Stine Timm Langschäftige anziehen und als Knecht mit raus. Denn lasse ich mich mit dem Lehnstuhl in die Küche des Großhauses tragen; denn es müssen Frauenaugen da sein, die die Wirtschaft überwachen.“

Die junge Frau war errötend zusammengefahren und begehrte doch in demselben Augenblick innerlich auf gegen die Härte der Schwiegermutter. Freilich, sie war untüchtig, völlig unfähig, einer Bauernwirtschaft an ihrem Teile vorzustehen. Aber hatte man sie nicht früher überall bestärkt in dem Gedanken, dass diese Untüchtigkeit sie eigentlich adle? Dass die schöne, begabte Pfarrerstochter in lobenswerter Selbstentäußerung einen einfachen Bauern geheiratet und den Schierholdt-Leuten damit große Ehre angetan hatte, das wollte hier niemand anerkennen.

„Dein Kindermädchen oder deine Kammerzofe, was sie denn nun vorstellt, wirst du wohl auch abschaffen müssen, Elisabeth. Die kleine Anna muss mit raus in den Kuhstall. Ich hatte als junge Frau hier in den ersten drei Jahren drei Kinder und musste dabei die ganze Haushaltung führen. Dein Kind wirst du wohl noch allein passen können.“

Heinrich Schierholdt warf einen Blick voll stiller Qual auf seine Mutter, wollte etwas sagen, unterließ es aber, als er sah, dass die alte Frau ihre schmalen Lippen fester zusammenpresste und ihre Strickarbeit prüfend betrachtete. Elisabeth hatte den Blick ihres Mannes gesehen und war ihm herzlich dankbar.

Die Männer traten nun in Einzelheiten der Wirtschaft ein, und vom Krieg war nicht anders die Rede, als dass man aus dem Gespräch wohl erriet, wie der Jüngere seinen Abschied vorbereitete. „Pass mit der Bless gut auf, Vater“, mahnte der junge Bauer. „Sie hat es mit dem ersten Fohlen sehr schwer gehabt und wäre mir beinahe draufgegangen.“

„Wann bist du mit ihr beim Hengst gewesen und wieviele Sprünge hat sie bekommen?“ fragte der Vater.

„Du findest alles genau aufgeschrieben in meinem Buch, Vater.“

In der jungen Frau stieg ein Ekel auf. Ihr Mann befasste sich also damit, in der angedeuteten Weise über seine Stuten und Kühe Buch zu führen. Kam ihm denn nicht der Gedanke, dass seine Frau sich entwürdigt vorkommen muss, wenn in ihrem Beisein von derlei Dingen gesprochen wird?

Noch hatte die alte Abel kein Wort gesprochen von den drei Söhnen und zwei Schwiegersöhnen, die sie in den Krieg schicken musste; wohl aber wusste sie zu beklagen, dass das Militär der Wirtschaft viele Pferde nehmen werde, und dass es also geboten sei, mit den tragenden Stuten sehr vorsichtig zu sein.

Mit den Stuten muss man vorsichtig sein, dachte Elisabeth voll stummer Bitterkeit. Als mir damals immer so übel war, lief Heinrich zu ihr in die Kate, um sich Rat zu holen. Da humpelte sie an ihrem Hexenstock wirklich über den Hof, trat an mein Bett, würdigte mich aber nur eines sehr kalten und flüchtigen Blickes und stieß dann die Stockspitze hart auf den Boden: „Stell dich nicht an, Deern; das habe ich siebenmal durchgemacht, und ich lebe immer noch.“ Aber freilich, mit den Stuten muss man vorsichtig sein.

Als alles geregelt war, ging das Gespräch noch einige Zeit träge hin. Dann erhob sich der junge Bauer, und seine Frau glaubte, es sei das Ende der marternden Stunde gekommen.

Die gichtige Frau im Lehnstuhl richtete sich steif auf und erhob die Hand: „Eins muss noch gesagt werden. Wenn du nun

nicht wiederkommst, Heinrich, (es muss gesagt werden), denn soll Fritz die Stelle haben. Du musst das heute Abend noch niedersetzen.“

Elisabeth wollte aufschreien, die Schwiegermutter um Schonung bitten, mit einer ausgreifenden Gebärde die Beklemmung sprengen. Aber sie war wie erstarrt. Die Gegenwart der alten Frau schnürte sie ein und machte jedes Ausschiherausgehen unmöglich. Heinrich Schierholdt sah die Leichenblässe auf dem Gesicht seiner Frau und legte stützend seinen Arm um die Wankende. Seine harten Bauernhände hielten die junge Frau mit einem rührenden Ungeschick. Ein Jahr des Zusammenlebens hatte ihn noch nicht von der Angst befreit, das kostbare Kleinod könne in seinen Händen zerspringen, auch von einem zartgemeinten Druck der Liebe. Ein flehender Blick suchte die Begegnung mit den Augen der Mutter.

Die hatte ihren Kopf von einer so ungehörigen Gefühlentblößung abgekehrt. Sie sah starr geradeaus auf die Wand, die ganz bedeckt war von den kleinen, ovalgerahmten Photographien ihrer Angehörigen. Ihre alten Augen trugen nicht mehr hinüber; aber sie kannte die Stelle, wo das Bild ihres Ältesten hing, das Soldatenbild. Die knotigen Hände mit dem hochaufliegenden, grünlichen Geäder zitterten stark. In 60 Jahren hatten sie viel harte Arbeit getan, hatten auch Toten die Augen zugeedrückt, Tote gewaschen und eingelegt. Nun erschranken diese Hände und kamen ins Beben vor der Schwere eines Werkes, das ihnen leicht noch vorbehalten sein mochte: über dem Soldatenbild des Ältesten den schwarzen Flor und die Immortellen zu befestigen. Und das Mutterherz krampfte sich zusammen.

Der alte Schierholdt sah mit weitgeöffneten Augen durch das Fenster in die Ferne, sah die Toten auf dem Schlachtfeld von Gravelotte.

„Wird er sich nun empören gegen diese harte Mutter?“ fragte sich Elisabeth. „Wird er sie wenigstens um Schonung für mich

bitten, so etwa, wie er seinem Vater die Lieblingsstute ans Herz gelegt hat?“

Die alte Frau fuhr ruhiger zu reden fort. Elisabeth sah das scharfe Profil, sah die große, knochige Nase, die über den eingefallenen Mund niederging. Abel begleitete ihre Worte mit einem eigensinnigen Nicken: Und ich sage es doch! Die junge Frau meinte, ein Raubvogel stoße seinen Schnabel mit raschen, erbarmungslosen Stößen in ihr bloßgelegtes Herz.

„Du musst es noch heute niedersetzen, Heinrich, dass Fritz die Stelle dann bekommt. Für dich wird gesorgt sein, Elisabeth, da habe du keine Angst! Du wirst ausbezahlt, und anständig, versteht sich. Wenn Klein-Wiebke ein Junge wäre, denn könnte es vielleicht noch anders gemacht werden. Aber auf diese Stelle gehört der Name Schierholdt und kein anderer.“

Elisabeth weinte laut und fassungslos. Ratlos streichelte Heinrich ihr Gesicht.

„Wenn du hier bleiben willst“, fuhr die Alte etwas milder fort, „so bete darum! Das wenigstens kannst du ja wohl. Und denn wollen wir hoffen, dass wir uns alle wiedersehen!“

* *
*

Am Sonntagnachmittag kam Pastor Tormählen auf den Hof gefahren, nicht, wie sonst, in einem kleinen, zweirädrigen, gelben Einspanner, sondern mit dem Fahrrad, das er, beginnender Leibesfülle wegen, in den letzten Jahren nicht mehr benutzt hatte. Am Morgen war die Kirche trotz der drängenden Erntearbeit ganz besetzt gewesen. Seinem mahnenden und tröstenden Worte war sichtlich Segen gegeben. Tief ergriffen verließ die Gemeinde das Gotteshaus.

Elisabeth hatte den Vater erwartet, eilte ihm entgegen und flog ihm ungestüm an die Brust, so dass das Fahrrad mit Geklirr und Gerassel auf das Hofpflaster fiel. Vater und Tochter hielten sich lange umschlungen, und das Schluchzen der jungen Frau

trieb dem Pastor die Tränen in die Augen. Die große Wärme und die ungewohnte Anstrengung des Radfahrens hatten seinen Atem so gepeitscht, dass das immer bereite Trostwort ihm noch nicht über die Lippen wollte.

Vater Schierholdt war unterdessen von der Scheune herzugekommen. Eben hatte er an einem Fuder Roggen erprobt, ob die alten Knochen zur Not noch die Arbeit eines Großknechts leisten konnten. Er war mit dem Ausgang des Versuches sehr zufrieden; denn er hatte zum Abstaken des Fuders nicht mehr Zeit gebraucht als in seinen guten Jahren, und dabei war er doch über die 64 hinaus. In seinem noch dichten Haar stand ein Stück Halm wie aufgepflanzt. An der Weste, die er im Drang der Arbeit weit geöffnet hatte, hing das Eiserne Kreuz.

Pastor Tormählen und seine Tochter verharrten in ihrer Umarmung. Der Bauer fühlte einen zu tiefen Respekt vor dem geistlichen Beruf, als dass er ein solches Versinken in Gefühl bei sich ganz einfach ungehörig zu finden wagte. Aber er war sehr verlegen. Und um dieser Verlegenheit Herr zu werden, hob er einstweilen das Fahrrad auf und richtete ein verbogenes Schutzblech.

Da wandte sich der Pastor ihm zu und geriet nun ins Reden. Mit vermindertem rednerischem Gewicht, wie es den Umständen angemessen war, wiederholte er einige Stellen aus seiner Predigt, die die Schierholdt-Leute ja nicht gehört hatten. Heldentum sei die Forderung der Stunde, nicht zwar ein bramarbasierendes Schlagetotungestüm, sondern die vom Gottvertrauen geadelte Bereitschaft zum Einsatz des Letzten, auch des Lebens.

Elisabeth sog die Worte ein wie frische Luft, die durch eine plötzlich aufgerissene Tür in einen stickigen Kerker strömt. Vater Schierholdt aber war tiefer verlegen als je. Es sträubte sich etwas in ihm. Solche Worte müssen von Kirchenwänden auf geweihtem Raum im unbewegten, leisen Modergeruch zusammengehalten werden, dürfen nicht mit freier Luft über Stallungen und Dunggruben hinfahren; denn jedes Ding will seinen Ort. Und man nimmt solche Worte im Abendmahlsrock entgegen und nicht in

Hemdärmeln und weitgeöffneter Weste. Auch überschlug er unter der Forderung einer von Gottvertrauen geadelten Bereitschaft zum Einsatz des Letzten mit leisem Zweifel die Bestände seiner Kraft. Da sah er wie hilfeschend auf sein Eisernes Kreuz nieder und stand also verlegen vor dem mehr als dreizehn Jahre jüngeren Pastor.

Pastor Tormählen löste die Sicherheitsnadeln, mit denen er die Schöße seines Gehrocks hochgesteckt hatte. Es war nun nach dem Ernst an der Zeit, der gefassten Heiterkeit des Christenmenschen, die ihn auch in der Not nicht verlassen darf, ihr Recht zu lassen. „Es sieht nicht schön aus, Elisabeth“, meinte er lächelnd. „Aber darauf kommt es jetzt nicht an. Wir sind jetzt alle ein Stück Soldat, und das heißt: zum Opfer bereit. Ich habe Johann mit dem Pferd zu der alten Frauke Hein geschickt, damit ihre kleine Ernte eingebracht werden kann, bevor der Sohn weggeht. Da musste ich denn schon mein Fahrrad wieder hervorsuchen, obwohl mir das Strampeln Mühe macht. Und wenn die Leute über Pastor Tormählen und seine hochgesteckten Rockschöße hier und da gelächelt haben sollten, so ist es ihnen verziehen. Ja, wir müssen jetzt alle, an welchem Platz wir immer auch stehen mögen, wir müssen alle ein Stück Soldat sein.“

Der Pastor wollte vorerst mit seiner Tochter allein sein. Es kam dem alten Schierholdt sehr gelegen, als er auf solche Weise an seine Arbeit zurückgeschickt wurde. „Lassen Sie sich nicht stören, Vater Schierholdt, Ihre Arbeit ist auch Gottesdienst.“ Dann traten Vater und Tochter ins Haus.

Da fuhr den Vater mit den Bitten der jungen Frau ein harter Sturm an, dem er nur mit Mühe standhalten konnte. „Nimm mich und Wiebke mit nach Mahlstedt. Ich will wieder bei euch sein, wenn Heinrich nicht mehr hier ist. Hier komme ich um.“ Endlich erlag Elisabeth dem Zauber der schönen Worte, wie sie ihm von jeher erlegen war: „Wir müssen alle ein Stück Soldat sein, Elisabeth, du auch. Den Prüfungen, die uns Gott schickt, dürfen wir uns nicht entziehen wollen. Und bedenke auch, dass ein Pas-

torat, wenn es seinen Segen ausströmen soll in den Bereich, der ihm zugemessen ist, unter gar keinen Umständen ins Gerede kommen darf.“

Vater Schierholdt hatte seine Frau in der Kate von dem Besuch benachrichtigt und war von ihr weggeschickt worden mit dem Auftrag, nachzusehen, ob Stine Timm in der Küche sei. „Wenn ich mich nicht darum kümmere“, sagte die alte Abel, „bekommt der Pastor gewiss weder Nass noch Trocken.“

Heinrich Schierholdt empfing zwischen zwei Erntefuhren etwas überstürzt den Segen seines geistlichen Schwiegervaters und litt dabei die Verlegenheiten seines Vaters. Immer noch nahm der Besuch im Großhause kein Ende, und also fand Abel Zeit, beim Umherhumpeln in ihrer Kate, von den Messingknöpfen des Schrankes zum Silberbeschlag des Seeländers übergehend, alle Dinge in einem Glanz erstrahlen zu lassen, der eigentlich schon vor dem Beginn der Arbeit nicht mehr zu steigern war. Ehre, wem Ehre gebühret! Der Pastor ist immer der Pastor, auch wenn seine Tochter als Hausfrau auf dem Hofe der Schierholdt übel am Platze ist. Man hat sich da von der neuen Zeit anstecken lassen, die will, dass die Kinder in allem ihren Willen bekommen.

Gegen Abend fuhr Pastor Tormählen davon, so schnell er es vermochte. Das Gewissen plagte ihn; er meinte, zu lange geblieben zu sein. Gewiss hatten in Mahlstedt unterdessen einige Leute der Gemeinde, die mit ihren Nöten zum Pastor kamen, ungetröstet und unberaten wieder abziehen müssen. Bedurften sie der Stütze weniger als Elisabeth, die arme, arme Elisabeth? Pastor Tormählen war tief bekümmert. Hatte ihm in den letzten Jahren anderes mehr am Herzen gelegen als das Glück seiner schönen Tochter? Wie hätte er ihr versagen können, was sie als ihr Glück ansah: die Ehe mit dem Bauern Heinrich Schierholdt! Da musste der Ehrgeiz des Vaters zurücktreten. Nun stand es schon nach einem Jahre und trotz der kleinen Wiebke sehr übel.

Der übertriebene Eifer aber, zu dem er sich durch die ungewohnte und halbvergessene Tätigkeit des Fahrens hinreißen ließ,

nahm den Gedanken viel von ihrer schmerzenden Schärfe und half ihm hinweg über die erste große Bestürzung, die von den Geständnissen seiner Tochter über ihn gekommen war. Es musste doch wohl auch gut heißen, dass er der alten Frau keine ernsten Vorhaltungen gemacht und nur den Schwiegersohn bedacht und milde gemahnt hatte, für einen Schutz seiner Frau zu sorgen. Zwar trieb die Lage, die Elisabeth in Bliesdorf bereitet war, unausweichlich einem Hart auf Hart mit der alten Bäuerin zu; aber heute war nicht der Tag. Auch wollte bedacht und gewürdigt sein, dass sie in den kommenden Tagen drei Söhne und zwei Schwiegersöhne gegen den Feind ziehen lassen musste. Pastor Tormählen war zu christlicher Milde bereit und gewann die Gefasstheit zurück, die das geistliche Amt fordert. Er fühlte sich unmittelbar von Gott gestärkt und wusste nicht, dass ihn im Grunde der Gedanke aufrichtete, seine Söhne, sechzehn- und vierzehnjährige Knaben, in seinem Schutz behalten zu dürfen.

* *
*

Als die Kühe zum Melken auf den Hof getrieben waren, stellte es sich heraus, dass die Kleinmagd Antje Bestmann fehlte. Die Mägde und die Tagelöhnerfrau lärmten erregt mit Milchkannen, Eimern und Sieben; denn der Ausfall einer Melkerin forderte von ihnen, da es ohnehin spät war, erhebliche Mehrarbeit. Als wenn die Leute nicht so wie so knapp wären, als ob man noch so, mir nichts dir nichts, anderer Arbeit mittun könne!

Der Lärm hatte Elisabeth ins Freie gerufen, und auch Abel erschien, auf den Stock gestützt, in der Tür ihrer Kate. Da trieb ein Knecht vom benachbarten Pöhlshof die vermisste Magd auf den Hof wie eine ungebärdige Starke. Wie um den verstreut stehenden Anwesenden gleichzeitig die nötige Erklärung zu geben, rief er: „Ich habe sie von unserer Mergelkuhle auf dem Hundskamp weggezogen. Sie sagte, sie wollte sich versaufen.“

„Was willst du, Deern?“ fragte Abel mit brüchiger Stimme. „Hier kommst du her, hier kommst du her!“ Dabei schwang sie drohend ihren Stock, den Hexenstock, wie Elisabeth sagte.

Die Magd gehorchte wie unter einem Bann. Langsam, mit niedergeschlagenen Augen kam sie näher. Und plötzlich blieb sie störrisch stehen, sah wirr um sich und schrie: „Ich will mich versaufen.“ Da stürzte ihre Mutter, eine verarbeitete Tagelöhnerfrau, atemlos auf den Hof. Ein Gerücht läuft schnell um das Dorf; nun war sie zur Stelle, und schon fuhr der Magd ein harter Faustschlag mitten ins Gesicht. „Du Hurenaas, nun ist es also so weit, und der Lumpenkerl ist über alle Berge, der schwimmt schon auf einem Schiff nach England zu und lacht. Und du sitzt hier in der Schande und wir mit! Wenn ich ihn hier hätte, den Lumpen, ich ließe ihn nicht aus den Klauen. Mag der Kaiser rufen so viel er will; ich spucke auf den Kaiser! Der Lumpenkerl müsste dich erst ehrlich machen; dann kann er meinetwegen totgeschossen werden.“

Die Melkerinnen saßen zusammengeduckt unter den Kühen und rührten keine Hand. Die junge Frau stand bleich in der Haustür und konnte sich nicht regen vor Entsetzen. Musste sie nun hier als Hausfrau nicht irgendetwas unternehmen? Aber was war da zu tun? Sie war so hilflos, so angewidert von dem öffentlichen, rohen Geradezu in der Erörterung einer Sache, die zart behandelt sein wollte. Zart wohl, aber doch mit Strenge, das verlangte die sittliche Verworfenheit dieser ... nun ja, Dirne ist ja wohl das Wort.

Die Tagelöhnerfrau war aus der Wut in ein wehleidiges Lamentieren über die Schande hineingeraten. Abel sah zu ihrer Schwiegertochter hinüber, als erwarte sie eine Tat. Dann rief sie der jammernden Frau zu: „Na ja, denn muss ich ja wohl zutreten, obgleich ich eine Verlehnsfrau bin und das Regiment abgegeben habe. Nun kommst du hierher, Lena Bestmann, hier zu mir, und ihr stellt euch beide nicht so an, du nicht und die Deern nicht. Aus dem Versaufen wird nichts, mein Kind, das schlag dir aus

dem Kopf! Nun hol deinen Hocker und melke deine Kühe, und ihr andern, ihr rührt euch auch. Ihr kommt sonst zu spät zur Meierei. Wenn die verdammte Gicht nicht wäre, so säße ich jetzt schon unter der Kuh. Und nun komm rein, Lena, wir wollen die Sache besprechen, und stell dich nicht so an!“

Unter einem letzten Blick der Schwiegermutter hatte Elisabeth beschämt die Augen niedergeschlagen. Musste sie nun nicht für die verstörte Magd einspringen, die wohl eine Verworfenen war, von der aber doch kein Mensch Arbeit verlangen durfte, nachdem sie eben weggetrieben wurde von einem Wasserloch, in das sie hineinspringen wollte? Aber Elisabeth verstand nichts vom Melken, und Bauernarbeit, so geringe sie ist, sie will immerhin gelernt sein.

Da holte die Magd, der das Mal des Faustschlages noch feuerrot im Gesicht stand, schon Hocker und Eimer herbei und ging vertrotzt an ihre Arbeit. Die größte aller Ängste, die Angst vor dem Zorn der Mutter, war überstanden. Nun musste kommen und genommen werden, was wohl so jeder dritten Magd Los ist.

Die junge Frau ging ins Haus zurück, benommen, empört, angewidert von der Roheit und Unverhülltheit der Vorgänge, von der Härte der Schwiegermutter wie auch von der Wehleidigkeit der Tagelöhnerfrau. Erschüttert und aller Stützen beraubt, ratlos wie immer, stand sie in dem Treiben des Hofes. Sie war ja Pastor Tormählens Tochter. In dem Kasseler Pensionat hatte die eine Hälfte der Mitschülerinnen sie *unbedingt* verehrt, die andere mit den Einschränkungen, die der Neid notwendig machte. Denn Elisabeth war schön, konnte gut und fließend reden, hatte ein beneidenswertes Gedächtnis, und in der Kenntnis der schönen Literatur konnte es ihr keiner zuvortun. Aber hier galt das alles nicht. Hier musste man melken und mit verworfenen Mägden umgehen können. Und sie war 22 Jahre alt, und morgen sollte ihr Mann in den Krieg ziehen.

* *

*

An diesem letzten Abend machten die jungen Schierholdt-Leute noch einen Gang hinaus an den Wald, wie es der Mann vorgeschlagen hatte. Sie schritten am Hange einer mäßigen Höhe entlang. Rechts vom Wege breiteten sich Wiesen hin, die ein kleiner Bach durchfloss. Jenseit des Baches stieg das Wiesenge-lände gemächlich wieder an, und an seinem Rande stand ge-heimnisvoll der dunkle Wald. Über den Wiesen lag der Nebel in Schwaden, die über halbe Menschenhöhe nicht hinausgingen. Am Waldrand waren Rehe ausgetreten. Ihre schlanken Hälse rag-ten aus dem Nebel empor. In der Luft war das feine, helle Klin-gen der Sommerabenddämmerung.

Viele Leute hatten zu der Ehe des Bauern mit der Pastors-tochter den Kopf geschüttelt, und es schien, als sollte alte Bau-ernweisheit wieder einmal siegen über die Klugheit der jungen Welt, die so viele Bücher gelesen hat. In dem einen Jahr war viel Trennendes aus unvermuteten Winkeln und Verstecken aufge-sprungen und hatte sich zwischen die Eheleute gedrängt. Da nun die Herzen in ihrer großen Not so stark zueinander suchten, sprang das Unheimliche noch einmal feige in sein Versteck zu-rück. In freudiger Überraschung und zum Trost in großer Trübsal sahen beide, dass nichts mehr zwischen ihnen stand, und noch einmal war es wie vor einem Jahr, wie vor zwei Jahren. Einmal noch durfte Elisabeth alles: Empörung, Hass gegen die alte Frau, Angst, Verzweiflung für überwunden halten, und zum ersten Mal wieder nach langer Zeit ließ sie sich durch die Schweigsamkeit ihres Mannes nicht in diese maßlose, mühsam verhehlte Erre-gung hineintreiben.

Schöne Worte hatte der Vater am Nachmittag wieder gefun-den. Nun meinte sie, der Sinn dieses Ganges im Abenddämmer müsse der sein, ein Bild, das in erbarmungslosen, harten Strichen vor der Wetterwand der Zukunft stand, mit weichen, gefühls-dämmerigen Worten zu verwischen. Das Kind des ausdrucksge-übten Hauses erlag der Täuschung, dass es die Gefühle in jedem Fall zum Wort drängen muss.

Aber Heinrich Schierholdt konnte an diesem Abend am allerwenigsten seinem Wesen Gewalt antun. Unter schweigendem Hinwandern prägte er allen Sinnen ein, was die Heimat freigab zum Mitnehmen in die unheimliche Fremde des Krieges, allen Sinnen: dem Gesicht und dem Gehör, ganz besonders aber dem Geruch, der dumpfer ist als die anderen und den Worten ferner, aber wahrlich nicht der Seele. Schon wollte in Elisabeth wieder eine kleine Ungeduld aufkommen. Aber der Mann beschwichtigte sie mit einer ernsten, festen Beteuerung seiner Liebe.

Sie standen nun auf der steingefügten alten Brücke, die über den Bach ging. Heinrich stützte die Arme auf das morschende Geländer, sah hinab auf die kleine Kuhle zu seinen Füßen, sah dem Bachlauf entgegen, so weit es die Dämmerung noch zuließ. Er kannte jeden einzelnen der Weidenstümpfe, weil sie in früheren Jahren die schieren Schößlinge geliefert hatten, aus deren Rinde die Knaben ihre Schalmeien machten. Er kannte jeden Stein am Grunde, sah jeden noch einmal an, obwohl das Wasser nun dunkel und verhüllend über sie hinfloss. Er kannte sie so gut, die zumal, die mit Gras bewachsen sind.

Das fließende Wasser reißt dieses Gras in Strähnen mit. So gleichen die Steine Menschen, die mit Lust immer in starken Winden stehen. In Heinrichs Herzen erwachte ein großes Wundern darüber, dass dieses Leben der kleinen Dinge Dauer verspricht, während alles Menschenleben gebrechlich in den Strudel der großen Bedrohung stürzt. Vielleicht wird einmal um Ostern die kleine Wiebke hier am Bachrand Anemonen suchen und wird sich wundern über die Steine, die ihre grünen Haare im Wasser flattern lassen wie sie ihre blonden im Winde. Aber das Kind hat keinen Vater mehr.

Da brach ein Stöhnen aus seiner Brust, es war nur *ein* Laut; dann hatte Heinrich Schierholdt sich wieder in der Gewalt. Elisabeth schlang die Arme um seinen Hals und weinte fassungslos. Wie zum Trost erzählte der Mann von der Forelle, die er hier einst unter dem Stein der Brücke nach der Anweisung eines kun-

digen Knechts mit einem besonderen Griff gefangen hatte. Und wieder regte sich in der Frau eine kleine Ungeduld. Die Gegenwart steht verwirrt und traurig da und ruft in Qualen nach dem klärenden, tröstenden Wort. Aber er erzählt läppische Geschichten aus der Knabenzeit.

Heinrich sprach ahnungslos weiter von dem Bach, diesem Gespielen seiner frühen Jahre: „Die Quelle liegt kaum einen Kilometer weit von hier in Klaus Schlüters Gehölz. Als ich in der Schule zum ersten Mal von den Quellen der Flüsse gehört hatte, bin ich diesem Bach entgegengegangen, um seine Quelle zu suchen. Ich fand sie, zwar nicht so, wie ich sie mir vorgestellt hatte, nicht als steil aufspringender Strahl, sondern als ein verstreutes Gesicker in einer kleinen Schlucht.“

Die junge Frau hörte etwas zerstreut zu. Was soll das alles in dieser Stunde?

„Später ist mir eines immer merkwürdig gewesen“, sprach Heinrich weiter. „Wenn die Quelle fünfhundert Meter weiter westwärts aufgebrochen wäre, dann wäre der Bach nach der andern Seite in die Marsch geflossen und hätte die Nordsee schnell gefunden. So aber muss er einen weiten Weg machen. Er findet die Rieselau und geht mit ihr in die Eider, und mit der Eider kommt er an einer fernen Stelle doch in die Nordsee. Die elenden fünfhundert Meter machen einen solchen Unterschied. Man glaubt manchmal, eine Sache vor sich zu sehen und ihr ganz nahe zu sein. Und doch ist der Weg weit, sehr weit und führt zuerst vom Ziel ab.“

Da sah Elisabeth aufatmend, wie sich von steuerlosem Reden ein Bezug herstellte zum menschlichen, zu ihrem eigenen Leben. Und gleich standen ihr Worte zu Gebote, wie sie sie oft von ihrem Vater gehört hatte, Worte von Geduld, Ausharren und Vertrauen. Ihr Mann sah sie dankbar und mit unendlicher Liebe an.

„Ja, Vertrauen, Elisabeth, habe du Vertrauen! Meine Mutter sagt immer, dass schlimme Dinge, die man nicht ausspricht, erst halb Wirklichkeit sind. Aber heute Abend muss dies doch gesagt

sein. Ich weiss, dass du nicht glücklich bist, liebe Elisabeth. Das schmerzt mich, und ich mache mir Vorwürfe. Habe ich alles getan, um meine Schuld bei dir einzulösen? Wir fühlen in diesen Tagen alle, wie wenig wir Menschen vermögen, wie sehr unbekannte Gewalten über unsern Kopf weg das Leben bestimmen. Vielleicht liegt alles daran, dass wir das Ziel zu nahe glaubten. Der Bach ist an der falschen Seite des Abhangs entsprungen. Nun müssen wir vielleicht einen weiten Umweg machen; aber wir kommen hin, liebe Elisabeth, wir kommen hin.“

In einem schönen Frieden kamen die jungen Schierholdt-Leute heim. In den Wirren des vergangenen Jahres hatte Elisabeth sich zuweilen die Frage vorgelegt: „Liebst du ihn denn noch?“ Da sie zu einem unbedingten „Ja“ nicht mehr den Mut fand, ließ sie alles offen. Heute aber durfte sie wieder „Ja“ sagen und war in allem Schmerz glücklich. Wie sehr dieser Mann sie liebte! Und war er denn ein roher, schwerfälliger und ungebildeter Bauer? Etwas ungeschickt und knarrend war sein Hochdeutsch, aber doch fehlerlos und nicht ohne Eigenart. Hatte er nicht eben gezeigt, dass er von den bunten Bildern, die ihm die Sinne vorstellten, sehr wohl den Weg wusste zu deutenden Gedanken? Ihr Werk an dieser schweren, gebundenen Seele war doch nicht vergebens.

Der Hof der Schierholdt lag dem Dorfeingang nah. Sie brauchten nicht vorbei an dem Wirtshaus, wo in dieser Stunde Burschen und Männer mit großem Lärm aufbegehrten gegen die Forderung der Stunde, die Besinnung hieß. Der Schierholdt-Hof lag in tiefem Frieden. Die junge Frau schickte doch einen unverhönten Blick über die Fenster hin, hinter denen die alte Abel nun den ruhigen Schlaf der Selbstgefälligen schlief.

Aber was weiß die Jugend von inneren Bedrängnissen des Alters? Abel lag in schweren Gedanken wach. Sie dachte an Klaus Holm, den einzigen Süderwischer Dorfgenossen, der Siebzig gefallen war. Abel war ein halbwüchsiges Mädchen, als der Kompaniekamerad im Dorf erschien und der Mutter des Gefalle-

nen von dem schweren Sterben ihres Sohnes erzählte. Mit aufgerissenem Leib hatte Klaus Holm auf dem Schlachtfeld gelegen und „Mutter! Mutter!“ geschrien wie ein kleines Kind. Und immer, wenn Abel später an Krieg dachte, hörte sie, über Jahre erst und dann über Jahrzehnte hinweg, Klaus Holms Ruf nach der Mutter.

Sie betete heiß und lange und sank nach empfangener Tröstung für kurze Zeit in einen traumzerrissenen Halbschlummer. Sie stand im Garten auf dem Bleichplatz und begoss ihr Leinen. Ihre drei Jungen, klein an Körper wie gleich geborene Säuglinge, aber mit den ausgeprägt verschiedenen Zügen ihrer Jungmännergesichter, lagen hinter ihr im Grase. Da surrten einzelne Kugeln heran. Abel sah sie ganz deutlich näher kommen, kleine, schwarze Ungeheuer. Sie spannte die Schürze zwischen den Händen und warf die Arme hoch, so weit es gelingen wollte. So hatte sie als Kind fliegende Maikäfer gefangen. Die Kugeln fingen sich und rollten ins Gras und lagen dort unschuldig wie eiserne Läufer, mit denen Jungen zu spielen lieben. Aber nun schwirrten mit böartigem Surren neue Geschosse von allen Seiten und in dichten Schwärmen an. Abel wusste nicht mehr, wo sie zuerst abwehren sollte. Das Entsetzen lähmte sie – und dann war sie wach. Im Dunkeln suchten ihre gichtigen Hände nach dem kunstvoll geflochtenen roten Seil, das von einem Balken auf das Bett herniederhing. Stöhnend richtete sie sich daran auf und horchte hinaus in den trügerischen Frieden der Sommernacht. Von irgendwoher, von Russland oder Frankreich, meinte sie schon den Ruf des sterbenden Klaus Holm vernommen zu haben. Von irgendwoher hatte es geschrien: „Mutter! Mutter!“

* *
*

Chauny, den 14. April 1915.

Meine liebe Elisabeth!

Wie lange habe ich Dir nicht geschrieben! Muss ich mich entschuldigen? Ich denke viel an Dich, und Du bist mir lieb wie immer. Aber ich kann auf Deine Briefe vom Juli des vorigen Jahres nun nicht mehr eingehen. Wir können nicht zurück in eine versunkene Welt. Hoffentlich sind die Deinen alle gesund. In meine Gebete für liebe Soldaten ist Dein Mann immer eingeschlossen. Ich meine aber, dass vor dem großen allgemeinen Leid das kleine, persönliche seine Bedeutung verliert. Als Einzelleid ist nur noch die Trauer um treue Tote berechtigt. Was müssen die deutschen Mütter erdulden! (Und nicht die deutschen allein.) Ich habe in den letzten Monaten viele junge Männer sterben sehen. Es ist so, dass viele Sterbende in ihrer Qual nach der Mutter rufen, Deutsche wie Franzosen.

Ach, liebe Elisabeth, ich bin so müde und weiß kaum, wie ich diesen Brief zu Ende bringen soll. Arbeit! Arbeit! Und in jeder Stunde sieht man vor der Größe des Leides die Kleinheit seines helfenden Bemühens. Wunderst Du Dich, dass ich hier im Feldlazarett bin? Ja, richtig, ich habe es Dir ja noch gar nicht geschrieben. Im August 1914 stand ich in Nürnberg auf dem Bahnhof und trug den durchfahrenden Soldaten Bier und Brot an die Züge. Wir lachten viel in jenen Tagen und meinten wohl auch, wir täten Dienst. Dann kamen Züge mit Verwundeten zurück, und ich stand beschämt.

In den Tagen vor dem Ausbruch des Krieges hatte ich sehr schöne und sehr ernste Gespräche mit meinem Bruder Georg. Er sagte immer, wir seien alle noch ungeprüft. Gott habe uns bislang auf Treu und Glauben so hinleben lassen; nun aber sei uns aufgegeben, dem Ansturm des Leides standzuhalten und durch seine Überwindung Gottes Vertrauen auf unsere Kraft zu rechtfertigen.

Es hat mit den lieben Eltern einen schweren Kampf gegeben, als ich Schwester werden wollte. Ich bin unerbittlich geblieben; denn Georg hatte mir gesagt, dass wir uns von dem Rat der Eltern freimachen müssen, wo sie uns nicht raten können. Er sagte, unsere Eltern wären auch ungeprüft. (Wie viele Eltern sind nun hart geprüft!)

Zuerst war ich in Ansbach, zu Hause. Dann ging's hinaus an die Front. Ich habe meine Stärke überschätzt. Aber es muss gehen, und wenn ich an Georg denke, schäme ich mich meiner Schwäche. Seit kurzem trägt er das Eiserne Kreuz erster Klasse, und die „Münchener Neuesten Nachrichten“ wussten von seinen Taten zu erzählen. Und dabei ist er alles andere als ein robuster Schlagetot!

Wir Frauen auch sollen unsere Pflicht tun für das liebe deutsche Vaterland. Jeder ist wichtig an dem Platz, wo er eine ehrliche Arbeit für das Ganze tut. Und Deine Arbeit auf einem Bauernhof, liebe Elisabeth, ist wahrlich kein geringer Vaterlandsdienst. Schreibe mir, wie es Deinen Soldaten geht! Wann wird Friede sein? Man kann vor Arbeit gar nicht daran denken, wie schön einmal alles gewesen ist. Deutschland, alles für dich!

Aber hier im Lazarett sind Deutsche und Franzosen gleich. Es will mir nicht in den Kopf, dass man die Franzosen hassen muss, wenn man Deutschland recht lieben will. Georg hatte einen Freund, einen Franzosen, den er 1912 in München kennenlernte. Sie haben damals viel über die Wege gesprochen, auf denen Deutsche und Franzosen zueinander finden könnten. Wenn nun Franzosen eingeliefert werden, denke ich oft: Vielleicht ist Gaston Marzais dabei.

Ich darf nicht mehr schreiben. Dieser Brief ist lang geworden. Er muss, wenn nichts Besonderes vorfällt, vielleicht für ein Jahr vorhalten, meine liebe Elisabeth. Sind wir wirklich einmal zusammen in dem Pensionat in Kassel gewesen? Gott behüte Dich! Ich muss Dienst tun. Von meinen Verwundeten steht jetzt ein

junger Franzose meinem Herzen am nächsten, weil er der nächste am Tode ist.

In Treue

Deine Gertrud

Der Krieg hat nun schon eine unübersehbar lange Zeit gedauert. Unübersehbar ist die Zeit, obwohl der Kalender sagt, es seien nur neun Monate gewesen. Immer wieder müssen andere Männer und Jünglinge das Dorf verlassen. Nicht lange mehr wird es währen, dann stehen auf den Feldern nur noch Halbwüchsige und Greise. Und die Arbeit will, weiß Gott, nicht lässiger getan sein. Englands Knochenfaust sucht unsere Gurgel.

Timm Schierholdt arbeitete in seinen alten Tagen wie der geringste Knecht. Das Eiserne Kreuz von Siebzig lag seit langem wieder im Seeländer verwahrt. Warum hatte er es in den ersten Augusttagen 1914 getragen? Wollte er sich nur bereit zeigen, wieder Dienst zu tun? Er gestand sich, dass vielleicht ein klein wenig Prahlerei mitgespielt habe, wie sie dem Bauern der westholsteinischen Landschaft nicht ganz fremd ist. „Seht her, ihr Jungen, ich habe alles, was euch nun bevorsteht, in Ehren durchgemacht!“ Aber nun wusste er, wie unvergleichbar Größeres und Schwereres von den Söhnen verlangt wurde.

Abel ließ sich oft die kleine Wiebke in die Kate bringen. Die Schwiegertochter schob das Kind bei jedem Wetter und fast noch bei Schneetreiben hinaus in den Garten und ließ es dort allein. Das fand die Alte empörend lieblos, und es war ein Wunder, dass das Kind dabei gedieh und anscheinend gar keine Neigung zeigte, von einer Lungenentzündung befallen zu werden. „Kinder dürfen sich nicht groß liegen, sie müssen groß gewartet werden“, sagte sie in ihrer sprichwörtlich zugespitzten Weise zu der Schwiegertochter, wobei „warten“ so viel bedeuten will wie: auf dem Arm oder dem Schoß sitzen lassen. Elisabeth bat die Alte herzlich, das Kind im Wagen liegen zu lassen, damit es sich nicht zu sehr an die stete Unterhaltung gewöhne. „Willst du mir was von Kindergroßmachen erzählen?“ fragte Abel, scharf aufla-

chend. „Du hast gewiss viel gelernt; da will ich gar nicht gegen streiten. Aber wie Kinder groß gemacht werden, und was auf einem Bauernhof nötig ist, das weiß ich *doch* besser.“

Elisabeth verließ die Kate als werde sie gejagt. Und die Großmutter nahm sich des Kindes für eine Weile an und ließ eine fast wilde Zärtlichkeit über es hinströmen. Dann legte sie es in den Wagen zurück und ging wieder an ihre Strickarbeit mit einem Eifer, als sei die Versorgung der ganzen Armee ihr übertragen. Der Schwiegertochter gedachte sie in Bitterkeit. „Sie macht sich nichts aus deinem Vater, und sie macht sich nichts aus dir, du lütte Deern. Sie sitzt in der Stube, liest Romanbücher und spielt Klavier und stiehlt dem lieben Herrgott auf jede Weise den Tag.“ Aber wenn nun aus dem Wagen ein lustiges Krähen klang, löste sich die Härte ihrer Züge, und die strengen Lippen sprachen Worte, die in ihrer Zärtlichkeit sich nicht scheuten, töricht zu werden.

Nach einigen Stunden ließ Elisabeth das Kind zurückholen ins Großhaus, weil sie so bald zum zweiten Male nicht den Mut fand, der Alten unter die Augen zu kommen. Abel sah sich so um die Möglichkeit gebracht, noch einige scharfe Reden anzubringen. „Bringe mir die Lütte bald wieder. Denn die Frau vom Schierholdt-Hof hat in der Wirtschaft genug zu tun. Gönne mir die Einbildung, dass ich altes Wrack wenigstens noch zum Kindermädchen gut bin.“ Das hätte die junge Frau eigentlich noch hören sollen.

Elisabeth war nicht so untätig wie die Alte glaubte. Mit großer Sorgfalt packte sie Feldpostpakete und schrieb lange Briefe mit schönen Worten, die sehr oft den Predigten ihres Vaters entlehnt waren. Sie war begeistert für die deutsche Aufgabe, und mit vorsichtigen Worten ermahnte sie ihren Mann, unter allen Umständen seine Pflicht zu tun. Es war ihr ganz klar, dass die alte Pflicht der Frau, den Kampfesmut des Mannes zu spornen, auch heute noch Erfüllung fordert.

In so selbstzufriedener Stimmung fand sie der Brief der Schwester Gertrud Schmitt. Der stieß sie in den Abgrund einer tiefen Beschämung, aus dem sie empor zu gelangen trachtete durch den Entschluss, selbst Schwester zu werden. Der Gedanke an das Kind führte sie aber schnell dahin, die Ungereimtheit solcher Pläne einzusehen. Nun musterte sie mit einem heißen, ehrlichen Eifer alle Möglichkeiten, die ihr, fernab einer bunten, geräuschvollen Abenteuerlichkeit, für schlichtes, ungerühmtes Wirken in der Stille offen standen. Es fiel ihr ein, dass die verworfene Antje Bestmann in diesen Tagen ihr Kind geboren hatte, und dass die Lücke in der Reihe der Melkerinnen noch immer nicht geschlossen war. Sie wollte das Melken lernen.

Diesen Plan trug sie bei der nächsten Gelegenheit ihrem Schwiegervater vor und forderte von ihm strenge Verschwiegenheit. Der alte Schierholdt war richtig glücklich, mit der schönen und heimlich bestaunten Schwiegertochter auf solche Weise in ein Geheimnis zu kommen und ging auf die Heimlichtuereien mit Freuden ein. Elisabeth hatte schon recht, wenn sie von den Beschämungen ihrer Melkeranfänge die hämische Mitwisserschaft der Mägde fernhalten wollte.

So gab der Alte Anweisung, man solle in Zukunft die kleine schwarzbunte Kuh „Hertha“ nicht melken. Das behalte sich der Bauer vor, um genaue Untersuchungen anstellen zu können über die Beschaffenheit dieser Rasse. So weit war die Sache klar. Warum aber der alte Bauer an jedem Tage mit einem Eimer auf die Weide ging und sehr viel Wert darauf zu legen schien, seine Arbeit ohne Zeugen zu tun, das war schon weniger deutlich. Und ganz unklar erschien die plötzliche Freundschaft mit der jungen Frau, die ihn auf diesen Gängen immer begleitete.

In der heimeligen Einsamkeit schmaler Redder, die sich zwischen hohen Knicks so verschwiegen hinschlängeln, wagte es Elisabeth, den Alten „Vater“ zu nennen. Timm Schierholdt schrak freudig zusammen. Hier war etwas zum Guten verändert. Wenn es früher einmal gar nicht zu vermeiden war, dass sie ihn

„Vater“ anredete, hatte er doch in dem Wort einige Herablassung mitschwingen hören. Nun klang es gut und echt. Aber das Gespräch zögerte befangen hin und fand noch keinen rechten Schwung.

Hin und wieder blieb er vor den Schlagbäumen stehen, besah fremder Leute Vieh und Korn, nickte zustimmend oder brummte eine Missbilligung vor sich hin. Da bat ihn seine Schwiegertochter: „Vater, du sagst, dass du dich auf das Erzählen nicht gut verstehst. Aber du denkst viel, und nun bitte ich dich, denke laut! Sage mir, was hier richtig ist und dort falsch! Ich möchte lernen, was eine richtige Bauernfrau wissen muss.“ Nun wurde Timm Schierholdt redselig und freute sich, dass die schöne, kluge Schwiegertochter mit Hingebung lauschte und also Bauernklugheit doch nicht gering achtete.

Und in einer buschgeschützten Ecke der Sünerbergs-Koppel machte sie ihre Lehrzeit als Melkerin durch. Die erste Berührung mit dem Kuheuter ging als ein Schauer des Ekels durch ihren ganzen Körper. Aber sie überwand sich im Gedanken an Gertrud Schmitt. Es war eine schwere Lehrzeit, und als sie schließlich meinte, die Arbeit ganz allein und ohne Ausstellungen getan zu haben, bewies ihr der Alte lächelnd, dass sie nicht rein ausgemolken habe. Aber eines Tages wurde ihr der Lehrbrief ausgestellt, und Elisabeth war stolz wie nur je an Tagen des Triumphes in Kassel. Timm Schierholdt wehrte während der Arbeit dem Tier mit einer Haselgerte die Fliegen ab. Elisabeth stand aufatmend vom Hocker auf. Es war ganz still in der buschigen Ecke. Der Himmel stand hoch und blau.

Da warf der Alte die Gerte hin. Er trat an die junge Frau heran, strich mit einer scheuen Bewegung einmal liebkosend über ihren blonden Scheitel und sagte zum ersten Mal: „Mien Deern!“ Seine Stimme verriet in ihrem leichten Zittern die Furcht, eine scheu und bescheiden angetragene Vertraulichkeit dennoch missdeutet und zurückgewiesen zu sehen. Elisabeth wandte sich ab und verscheuchte die Fliegen, die der Kuh in den Augenecken

saßen. Und sah ihre Gestalt sich spiegeln in dem dunkeln, sanften Glanz der Tieraugen und legte ihren Kopf zärtlich an den Hals der Kuh. Wie aus einer unvermutet entdeckten Geborgenheit her suchten ihre Augen wieder den Alten, und sie lächelte ihm beglücktes Gewähren und Dank für die Auszeichnung zu. Timm Schierholdt zwang seine Bewegung mit einem Lachen nieder: „Morgen kann’s losgehn, mien Deern. Die Leute werden Augen machen. Aber sieh dich vor! Zu Hause auf der Hofstatt ist keiner, der die Fliegen wegjagt. Wenn eine Kuh dir den Eimer umstößt, wirst du vielleicht doch noch ausgelacht.“ So suchte Elisabeth Schierholdt die Stätte ihres Dienstes, und sie nahm sich vor, an Gertrud Schmitt zu schreiben.

Als am nächsten Nachmittag die Kühe auf den Hof getrieben waren, erschien die junge Frau mit Hocker, Eimer und Sieb. Sie hatte ein Tuch um den Kopf geschlungen und wollte von keiner richtigen Melkerin unterschieden sein. Da gab es im Schutze der Kuhleiber wohl zweifelnden, spöttischen Zeichenaustausch von Magd zu Magd. Aber Elisabeth merkte von allem nichts. Man beobachtete sie heimlich, um sie auf Fehlern zu ertappen. Wo aber Timm Schierholdt eine Lehrzeit als abgeschlossen erklärt hat, da bleibt nichts mehr zu tadeln, und am Ende nickten die Mägde sich Anerkennung zu.

Stine Timm schlich sich ungesehen über den Hof, um in der Kate von dem Unerhörten zu berichten: „Unsere junge Frau sitzt nun unter der Kuh.“ Abel humpelte ungläubig ans Fenster, nickte und sagte „Naa!“ mit einer Gedehntheit, die für viele Vorbehalte Raum ließ. Nach einer langen Pause setzte sie hinzu: „Es steht ihr an, so weit ich das von hier sehen kann. Jetzt hat sie die „Hartkopp“ vor. Du siehst nachher nach, Stine, ob sie rein ausgemolken hat und bringst mir Bericht!“

Stine Timm konnte ihre Nachprüfung unbemerkt vornehmen, und als sie wenig später mit Elisabeth in der Küche zusammentraf, sagte sie zum ersten Male „Unsere Frau“. Elisabeth fühlte, dass das widerborstige alte Mädchen sich ihr in diesem Augen-

blick unterwarf und war stolz, als habe sie den Ritterschlag bekommen.

* *
*

Hans Pöhls, der Bauernvogt, hatte die Blieddorfer Bauern im Wirtshaus um sich versammelt. Es waren zum großen Teil ältere Männer, die die Last der Wirtschaftsführung für die abwesenden Söhne noch einmal übernommen hatten. Da war mancher Kopf von ganz eigener Prägung; und doch beredeten sie die Ereignisse des Krieges mit den notdürftig plattdeutsch vermummten Sprachwendungen ihrer Zeitung. Manch einer hatte schon einen Sohn verloren. Aber sie trugen das Leid als eine Notwendigkeit auf lasterprobten Schultern.

Schön war die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der sie dem Vaterlande ihre Opfer brachten. Hier und da aber war auch schon eine Unzufriedenheit spürbar über Maßnahmen einer Regierung, der die Versorgung des Volkes und des Heeres ernste Sorgen machte. Die Bauern fühlten sich misstrauisch bespitzelt. Trotzdem stand allen Gesichtern ein großer Stolz aufgeprägt. Hatte nicht das Vaterland in den verflossenen Jahrzehnten sein Leben leichtfertig auf Handel und Industrie gestellt? Wurde nicht der Bauer mitleidig bewitzelt, wenn man sich schon einmal flüchtig seines Daseins erinnerte? Nun zeigte sich, wo in Wahrheit die Grundlagen des Volkslebens sind. Der Krieg hob die Bedeutung der Bauern wieder ins rechte Licht, und also fühlten sie sich durch allerlei Verordnungen, die kleinlich aussahen, eigentlich doch geehrt. Es gab der Gründe genug, sehr laute, sehr entschiedene, sehr selbstbewusste Reden zu führen.

Hans Pöhls hatte einen guten Tag. Wieder einmal erwies sich, wie sehr er für sein Amt befähigt war. Die Leutenot wurde mit jeder Woche unerträglicher. Vom guten Einbringen der Ernte aber hing unendlich viel ab. Blieddorf müsse eine Abteilung Kriegsgefangener haben. In Süderwisch unten seien auch Fran-

zosen, und alles gehe sehr gut. „Unsere Feldgrauen schicken uns jeden Tag neue Schübe ins Land. Die Kerls wollen auch leben. Und das sollen sie ja auch; denn einige von unsern Leuten sind ja auch drüben bei ihnen. Aber sie fressen uns von Haus und Hof, wenn das so weiter geht. Sollen sie wenigstens arbeiten, die Banditen.“ So brachte Hans Pöhls in guter Laune seinen Plan vor. „Und in deiner alten Kate müssen sie untergebracht werden, Timm Schierholdt. Die ist für die Franzosen lange gut; denn *sie* schicken unsere Leute nach Afrika in die Wüste und lassen sie da verkommen.“

Es gab aber in Bliesdorf viele Bedächtige, die sich dem Plan widersetzten. Und als Abel erfuhr, dass man ihre ehrwürdige alte Kate zum Franzosenstall erniedrigen wollte, da erhob sie machtvollen Einspruch. Die Erntearbeit drängte noch nicht unmittelbar, und also musste der Bauernvogt seinen schönen Plan einstweilen unverwirklicht lassen. Gegen Abel Schierholdt war schlecht anzukommen.

In den letzten Maitagen kam die Nachricht von dem Tode des jüngsten Schierholdt-Sohnes, des Lehrers. Abel behauptete, von dem Unheil gewusst zu haben. Denn in einer der letzten Nächte war ihr der „Mutter“-Ruf von einem fernen Schlachtfeld ganz deutlich vernehmbar gewesen. Hauptmann und Oberst des Gefallenen schrieben einen Brief und rühmten die stille, ruhige Tapferkeit des Leutnants Karl Schierholdt.

Da füllten sich die langen, schlafleeren Nächte der alten Abel mit unsagbarem Jammer. Sie legte das zermarterte Herz ihrem Gott in den Schoß, dass er es berühre mit seiner linden, heilenden Hand. Aber immer von Zeit zu Zeit flossen auch Verwünschungen in ihre Gebete. Und doch folgte allen Nächten, ob sie gleich endgültig schienen wie das Ende der Welt, ein Morgen mit jungem Licht. Nach den nächtlichen Ausschweifungen wechselnden Jammerns und trotzigen Aufbegehrens unterwarf sich Abel aufs neue den Geboten der Zucht. Ihre Tage standen unter der Verpflichtung, sich nicht anzustellen.

Die kostbaren Briefe der Offiziere steckte sie an den Spiegel, an den Ehrenplatz, wo sonst die Verlobungs- und Vermählungsanzeigen, die Geburts- und Todesnachrichten aus dem Kreise der Familie ihre Zeit angebracht sein müssen. Nun ist den Todesnachrichten allein das Feld überlassen, und niemand weiß, wann sie es wieder räumen werden.

Pastor Tormählen kam gleich mit dem Fahrrad angefahren, um der geprüften Mutter Trost zu bringen. Durfte er als Christ die Alte entgelten lassen, was sie seiner lieben Elisabeth angetan hatte? Nimmermehr!

Abel saß in ihrem Lehnstuhl und hielt den Blick starr auf das Bild des Gefallenen gerichtet, dessen ovaler Rahmen nun Flor und Immortellen trug. Sie hatte sich selbst in diesen Tagen viel zugesetzt mit ihrem alten Spruch: „Stell dich nicht an, Deern!“ Wieviele Mütter müssen damit nun fertig werden, und für Abel Schierholdt sollte es zu schwer sein? Pastor Tormählen wurde mit seiner oft erprobten Beredsamkeit an dem steinernen Schmerz der Bäuerin zuschanden, und es gelang ihm nicht, die lindernden Tränen hervorzulocken. Auf dem Heimweg fühlte er viel von dem großen Jammer einer Mutter auf die eigenen Schultern hinübergewälzt. Er war zum Mittragen bereit, rechnete nicht an, zog von gutem Erbarmen nicht ab, was diese Mutter durch ihre Härte gegen Elisabeth verwirkt haben mochte. Wie aber der Soldat auf marterndem Marsch sich verstohlen kleine Erleichterungen zu verschaffen sucht, so überdachte er zwischendurch flüchtig und wie mit bösem Gewissen das Alter seiner Söhne. Wer wollte ihm solche Gedanken ernstlich verargen?

Abel aber nannte in diesen Tagen ihre Schwiegertochter zum ersten Male „Mien Deern“. Doch war dies keineswegs ein bedingungsloses Waffenstrecken vor dem bisschen Melken und anderen Bemühungen der jungen Frau. Es sollte nur einmal in erzieherischer Absicht die Möglichkeit einer Versöhnung und eines dauernden guten Einvernehmens angedeutet werden. Und während ihr Mund das anerkennend-liebevolle Wort sprach, brachten

gleichzeitig kühle, graue Augen ihre Einschränkungen vor: „Diese Auszeichnung ist dir unter Vorbehalt verliehen und kann jederzeit zurückgenommen werden.“

Die Leutenot auf dem Hof drängte nun so, dass Vater Schierholdt eines Tages einen „Monarchen“ in Arbeit nehmen musste. Wenn sonst ein Bauer Monarchen anwarb, so war das ein arges Zeichen und einer Selbstaufgabe gleichzurechnen. Aber die bösen Kriegszeiten forderten Ausnahmen auch von den erprobtesten Regeln. Timm Schierholdt hatte den fremden Mann, der eben einen mächtigen Rausch ausgeschlafen haben mochte, in einem Zustande der Zerknirschung am Straßenrand aufgelesen. Nun arbeitete er wie ein Besessener, und da er durch eine Woche viele Beweise guten Willens gegeben hatte, rief Abel ihn in die Kate, hieß ihn sich setzen und gab ihm eine Zigarre. Und als sie einige Fragen nach dem „Woher?“ gestellt hatte, sagte sie: „Hast du eine Mutter, mein Junge?“ Da der Fremde das bejahte, drängte sie: „Dann schreib ihr einen Brief! Du hast gewiss lange nicht geschrieben.“

Der verlumpte Mann fing bitterlich zu weinen an. Aber er sträubte sich, den Brief zu schreiben. Erst müsse er die Lumpen vom Leibe los sein und auch äußerlich als ein ordentlicher Mann gelten können, sonst schäme er sich zu sehr. Das verstand Abel, und sie gab ihm von den Strümpfen und den feinen Hemden, die eben für den toten Karl fertig geworden waren.

Nach vierzehn Tagen erhielt der Fremde dreißig Mark ausgezahlt, damit er sich unten in der Marschstadt das Nötigste kaufe. Aber er blieb in einem Gasthaus am Wege hängen und vertrank das Geld. Taumelnd, erst singend und dann Selbstverwünschungen lallend, erschien er auf dem Hof und bettelte um seine Papiere. Und als er die schmutzigen, abgegriffenen Lappen in der Hand hielt, wankte er heulend vom Hof und verschwand. Abel hatte Papier und Feder immer bereit gehalten; aber der Brief an die unbekannte Mutter blieb ungeschrieben.

Es war sonderbar mit der alten Frau. Fahrendes Volk hatte sonst kaum ihre Hofstatt betreten dürfen. Als aber in dieser Zeit der irre Landstreicher Detlef Hermann mit seiner verbeulten Trompete auf dem Hof erschien und erbärmlich, aber begeistert die „Wacht am Rhein“ blies, da rief sie auch ihn in die Kate und hörte geduldig auf seine wirren Reden von der bevorstehenden Vermählung mit einer hochgestellten Frau, deren Namen er aus politischen Gründen nicht nennen dürfe. Auch ihn fragte Abel: „Hast du noch eine Mutter, mein Junge? Ja? Dann schreibe ihr einen Brief; du hast gewiss lange nicht geschrieben.“ Da wich der Wahn für eine Stunde von dem Fahrenden, und er schrieb einen leidlichen Brief.

In jeder Nacht musste sich die alte Frau öfter unter Qualen im Bett an dem roten Seil hochziehen. Nie, nie mehr wird Karl Schierholdt an seine Mutter schreiben. Und *wie* konnte er schreiben, fast so schön wie Pastor Tormählen spricht!

Einen Berg von Leid hatte der Ausbruch des Krieges in die Welt gewälzt. Die Menschen ahnten, was ihnen bevorstand. Der Berg verstellte die Sonne, fröstelnd standen sie alle im Schatten des Leides und warteten des Anteils, der ihnen aufgebürdet werden sollte. Denn das Leben soll seinen Gang weiter gehen; die Kinder sollen einst wieder im Sonnenschein wandeln. Damit dies möglich werde, müssen die Menschen den Berg des Leides abtragen. Jeder muss sich beladen bis an die Grenze seiner Kraft. Da aber der Mensch in mancherlei Täuschung über sich selbst dahin geht, misst Gott selbst jedem seine Belastung zu, und wenn er es *da* mit einer Handvoll genug sein lässt, so türmt er *hier* die Lasten hoch. Gott kennt die Herzen. Er weiß, was er von Abel Schierholdt fordern darf.

Seit Wochen war nun von Fritz kein Brief mehr gekommen. Das Regiment meldete in mitleidloser Kürze: Vermisst! Hatte eine Granate den Sohn so zerrissen, dass nichts mehr von ihm zu finden war? In den Nächten dieser Zeit wurde der „Mutter“-Ruf vom Schlachtfelde zu einem vielstimmigen Geheul. Jeder Fetzen

des zerrissenen Fritz Schierholdt schrie seinen Jammer einzeln in die Nacht. Aber hatte nicht vielleicht auch Liese Rohwer, die Tagelöhnerfrau, solche Nächte gekannt, damals, als auch ihr Junge vermisst war? Dann aber war von Carsten Rohwer eines Tages ein Brief aus der Gefangenschaft gekommen, und die Mutter hatte von ihm regelmäßig Nachricht und wusste ihn am Leben. Wenn nun auch dein Sohn bei den Franzosen wäre, alte Abel!

Nach vier Wochen schrieb Fritz Schierholdt aus einem Gefangenenlager im mittleren Frankreich.

Der Arbeitermangel wurde drückender, und die Ernte rückte näher. Da gab Abel ihren Widerstand gegen eine Abhilfe durch die französischen Gefangenen auf und betrieb diese Sache nun sogar mit großem Eifer. Und eines Tages rückten 15 Franzosen auf den Hof und nahmen in der alten Kate Quartier.

* *
 *
 *

Als die Franzosen unter der Aufsicht ihrer beiden Wachtsoldaten die alte Kate instand setzten, war auf der Hofstatt gewaltiger Andrang von Zuschauern. Wenn unter der Dorfjugend sonst der Ruf weitergegeben wurde „Die Zigeuner kommen“, so setzte ein eiliges Wandern ein nach der Sandkuhle am Dorfausgang, wo die Fremden lagerten. Heute waren es gar Franzosen, nie gesehene zwar, aber doch aus vielen Erzählungen wohlbekannte Leute. Denn die Großväter hatten schon mit ihnen gekämpft, und heute taten es die Väter und die großen Brüder. Auch Bauern und andere gesetzte Leute gaben der Neugier nach, und wenn nicht das Treiben des Hofes den Blicken der zufällig Vorbeikommenden entzogen gewesen wäre, hätte es noch mehr Zuschauer gegeben.

Vieles reizte die neugierigen Dorfbewohner zu einem Gelächter, das wohl harmlos war, aber doch aus dem Bewusstsein unbezweifelbarer Überlegenheit kam. Man wollte sich gutartig bezeigen; denn dies waren ja Besiegte. Es war also wirklich und wahrhaftig keine Sage: Die Franzosen trugen rote Hosen und wa-

ren auf die Art von ihrer Regierung mit Vorbedacht so ausstaffiert worden, dass sie vernünftigen Menschen notwendig zum Gespött werden mussten.

Die Gefangenen hatten bei der Arbeit die Waffenröcke abgelegt. Einer trug um den Leib gewickelt eine rote Binde, die sich löste und darum neu angelegt werden musste. Eine Leibbinde hatten die Bliedorfer in ihrem ganzen Leben nicht gesehen, was der einzige, aber durchschlagende Grund war, von der Lächerlichkeit dieses Kleidungsstückes innig überzeugt zu sein. Mit Jubelgeschrei sah die Jugend, dass die Binde kein Ende nehmen wollte, so etwa, als wäre sie dem alten Friedrichstädter Zeugjuden Nathan als Ballen aus dem Wagen gestohlen worden. Der Franzose gab einem Kameraden das eine Ende zu halten und musste eine richtige kleine Wanderung machen, bevor das rote Ungeheuer zwischen ihnen ausgespannt war. Und als er nun, mit sehr schnellen Kreiselbewegungen sich in das Tuch einwickelnd, auf den Kameraden zutänzelte, da gab es einen Höllenlärm des Vergnügens. Der Franzose machte wohl ein verduztetes Gesicht. Aber wenn diesen Leuten auf so billige Weise ein Vergnügen zu bereiten war, so hatte er nichts dagegen.

Die beiden deutschen Wachtsoldaten fühlten sich als Schaubudenbesitzer und gingen selbstbewusst umher als diejenigen, denen man das Vergnügen verdankte. Aber auch der Bauernvogt Hans Pöhls war nicht wenig stolz; denn im Grunde hatten sein Weitblick und seine Vorurteilslosigkeit dies alles bewirkt. Selbstgefällig strich er seinen schönen, braunen Spitzbart und war hoch im Wort. Hans Hein fragte den Gefreiten Buhmann, welches Geschäft denn diese Leute hätten? Hans Pöhls gab die Antwort: „Bauern, Mensch, alles Bauern! Dafür hab ich doch natürlich gesorgt; denn an Schustern und Schneidern ist doch dir auch nicht gelegen, Hans Hein?“ Da zeigte das Gesicht des Fragers ein erheiterndes Staunen, und der Bauernvogt sagte mit großartiger Handgebärde: „Ja, der Laie denkt immer, die Franzosen seien alle Riechwasser-Fabrikanten. Aber alle Menschen

wollen zuerst Brot essen, und der Bauer ist auch in Frankreich der erste Mann.“

Timm Schierholdt war in den letzten Wochen unter der Last seines Leides plötzlich hinfällig geworden. Oft grübelte er abwesend vor sich hin. Heute nahm er sich sehr zusammen. Den Franzosen trat er mit aufgeschlossener Freundlichkeit entgegen; denn gewiss, Fritz ist auch dankbar für jeden freundlichen Blick, der ihm da drüben gegönnt ist. Außerdem kennt er die Franzosen von Siebzig. Der Anblick ihrer Uniformen hat ihn für Stunden wieder jung gemacht. Sonst ist er nun alt, sehr alt.

Die beiden Wachtsoldaten waren felddienstuntaugliche Leute. War es Timm Schierholdt zu verdenken, wenn er nun auf seine alte Kampfgenossenwürde hinwies, und wenn er sogar die französischen Brocken hervorsuchte, die er noch im Gedächtnis hatte? Mochten die Dorfgenossen heute sehen, dass er nie geflunkert hatte, und dass die befremdenden Laute, die er hervorzubringen wusste, wirklich und wahrhaftig von Franzosen verstanden werden! Dann dachte er an Karl, und unvermittelt sagte er zu einem der Gefangenen: „C'est la guerre!“, wie es die alte Frau immer getan hatte, bei der er vor Paris im Quartier lag.

Der Franzose kehrte sich ihm mit einer verbindlichen Neigung zu und antwortete: „Oui, monsieur, c'est la guerre; un grand malheur pour tout le monde.“ Und Timm Schierholdt war glücklich, dass er verstand; denn dasselbe hatte die alte Französin vor Paris auch immer gesagt. Dann fand er noch eines: „Moi, soixante-dix!“, wobei er die Gebärde des Schießens machte, und „Quatre-vingt-quatre!“¹, indem er auf seine Schulter deutete. Der Franzose nahm diese Mitteilungen unter einem höflichen Staunen entgegen und gab zu erkennen, dass er diese ungeheuerlichen Enthüllungen bezweifeln würde, wenn nicht ein unzweifelhafter Ehrenmann sie ihm mitgeteilt hätte.

¹ Es scheint sich hier um ein Versehen zu handeln. Timm Schierholdt ist 64 (s. S. 34). Es muss also „Soixante-quatre!“ heißen [Anm. d. Hrsg.].

Timm Schierholdt war stolz. Da er aber seine Vokabeln erschöpft hatte, trat er zurück. Und nun errötete er, weil ihm klar wurde, dass er in seinem Mitteilungseifer ausschweifenderweise Gebärden verwandt hatte. Dann versank er in Nachdenken und schüttelte den Kopf: Es ist immer wieder dasselbe. Wir gehen mit Gewehr und scharfem Geschirr immer wieder aufeinander los, Deutsche und Franzosen, und tun einander Böses an. Und wollen es doch nicht und sehen klar, dass solche Kriege ein Unglück sind.

Die Franzosen zeigten, dass sie eine Arbeit anzufassen wussten, und es herrschte gutes Einvernehmen. Gelegentliches Gelächter der Zuschauer brachte keine Verstimmung. Und da die Mägde hin und wieder über den Hof gingen und wohl auch junge Frauen für einige Zeit dem Treiben zusahen, gaben sich die Gefangenen mit guter Laune zum Schaugegenstand her, schielten nach den Frauen und Mädchen, zeigten ihr körperliches Geschick und sammelten beifällige Blicke wie fahrendes Volk Münzen einheimst.

Für die Jugend war schon die Masse in Einzelwesen aufgeteilt, schon kannte sie „den mit dem Napoleonsbart“, „den mit dem Bauchwickel“, „den mit dem Seehundsbart“, „den Dicken“ und den „Feinen“ und andere mehr. Die gute Laune wurde auch nicht gefährdet, als der Schmied Reimers erschien und über den bleigefassten Fensterscheiben große Eisenstangen befestigte. Wie er denn auch die eine Stubentür, die am Ende der Lehmdiele links vom Schwibbogen lag, mit einem gewaltigen Schloss versah.

Der Gefreite Buhmann zeigte den neuankommenden Zuschauern als Prachtstück seiner Sammlung immer wieder einen hochgewachsenen, schlanken Gefangenen, dem dunkles Haar in weichen Wellen um eine hohe, schöngeformte Stirn floss. Seine Augen hatten einen gewinnenden Ausdruck der Sanftheit, seine Bewegungen waren edel und zeigten in allem Fluss doch Festigkeit. „Das ist kein Bauer“, flüsterte Buhmann geheimnisvoll.

„Den haben wir als Dolmetscher mitgebracht. Er spricht deutsch wie Sie und ich. Bei sich zu Hause ist er aber auch Professor.“

Hans Pöhls hatte natürlich mit diesem besonderen Franzosen schon ein Gespräch geführt und ihm dabei mächtig auf die Schulter geklopft. Nun ging er wie werbend herum und sagte: „Hast du schon mal mit dem Professor geschnackt? Geh man mal hin, sag man dreist mal was zu ihm! Er versteht alles. Ein feiner Kerl! Ein ganz verteufelt feiner Kerl!“

Elisabeth hatte von der Küche aus diesen besonderen Gefangenen sofort bemerkt. Er war die Bestätigung dessen, was sie sich immer unter einem Franzosen vorgestellt hatte. Am nächsten Tage sollten die Gefangenen bei den Bauern Bliesdorfs zum Arbeiten verteilt werden, und sie nahm sich vor, heute einmal mit dem Melken auszusetzen. Immerhin tat sie diese Arbeit freiwillig, und es konnte nicht schaden, wenn die Mägde daran erinnert wurden. Ob wohl in Frankreich Bauersfrauen vom gleichen Range diese Arbeit taten? Dieser schlanke, hübsche Mann war ohne Frage ein gebildeter Mensch und durfte von der Frau des Hauses keinen falschen Begriff bekommen. Mochten also die Mägde heute allein melken!

Am Nachmittag, da ihr Erscheinen nicht mehr als unschickliche Neugier gedeutet werden konnte, trat sie in den Kreis der Zuschauer und fühlte wie immer mit Selbstgefühl, dass sie Verlegenheit unter die Dorfleute trug. Unter den Gefangenen aber entstand eine Bewegung ergriffenen Staunens, und für einen Augenblick stockte die Arbeit. Nach der düstern Hässlichkeit eines Winters in Gefangenenbaracken, nach vielen Monaten des ausgeweglosen Umgangs mit Männern, von denen viele sich willig einer wachsenden Verwahrlosung überlassen, wirkte hier der Anblick ihrer hellen, behüteten Frauenschönheit stark und unmittelbar wie eine Offenbarung. Aus vielen Augen strahlte sie unverhohlene Bewunderung an. Und es war dieser Huldigung nirgend Frechheit und ungebührliche Zudringlichkeit zugemischt. Elisabeth war glücklich wie seit langem nicht mehr.

Die bisher mit Holz verstellte „Blangtür“ der alten Kate sollte wieder freigelegt werden. Gefreiter Buhmann, im Verkehr mit den Gefangenen ohne Erfahrung und die Zuhilfenahme der Gebärdensprache noch scheuend, mühte sich erfolglos, dem mit dem Napoleonsbart klar zu machen, dass das Holz weggeschafft werden müsse. Er sah sich verzweifelt nach dem Professor um, der aber im Augenblick anderswo beschäftigt war. Elisabeth hatte neben vielem anderen in Kassel auch mit französischen Sprachkenntnissen geglänzt. Hier war eine Gelegenheit, Deutsche wie Franzosen zur Bewunderung zu zwingen, und also trat sie eifervoll herzu, nachdem sie ihre Vokabeln leidlich zusammengerafft hatte. Sie brachte auch den Satz vom Holztragen ganz gut heraus. Der mit dem Napoleonsbart verstand denn auch, nahm die fremdsprachlichen Bemühungen der deutschen Frau als eine ihm geltende Hochachtungsbeteuerung, verbeugte sich und antwortete in längerer Rede, von der Elisabeth aber nur den ersten Satz, nur die überschwängliche Anerkennung ihrer Sprachkenntnisse verstand. In dem Kasseler Pensionat hatte das Französische ganz anders geklungen. Nun stand sie sehr entmutigt da und stotterte kleinlaut: „Oui, monsieur!“

In diesem Augenblick trat der Professor aus dem Dämmer der großen Diele blinzeln wieder ins Freie. Das helle Licht des Junitages blendete ihn, und es blendete ihn der Anblick der schönen, jungen Frau. Die Kameraden riefen ihm belustigt zu: „C’est la patronne. Ben quoi, qu’en dis-tu, l’intellectuel? Pas mal, hein?“ Wieder empfand Elisabeth die Wohltat bewundernder Blicke. Der Angerufene grüßte achtungsvoll und mit Zurückhaltung.

Es stellte sich heraus, dass das wuchernde Gras vor der Längswand der alten Kate des neuzuschaffenden Zugangs zur Blangtür wegen gemäht werden musste. Der alte Schierholdt holte eine Sense, die Hans Pöhls ihm sofort abnahm. „So, Herr Professor“, sagte er, breit und behaglich lachend, „nun wollen wir

Ihre Leute mal ins Examen nehmen. Nun wollen wir uns mal von den Franzosen was vormähen lassen. Wer kann?“ –

„Geben Sie her!“, sagte der Professor. Da fasste er den Sensenbaum bei den Griffen und prüfte mit Bewegungen, die die Bliesdorfer Bauern als deutsch erkannten, das Gleichgewicht und nickte beifällig. Dann war er plötzlich mit den Bauern über kleine Unterschiede zwischen deutschen und französischen Sensen in ein fachmännisches Gespräch gekommen. Dies ist anders bei uns und jenes auch, und das Eisen ist bei uns breiter und nicht so lang. Er sprach das Deutsche langsam und mit Bedacht, aber doch gut, und die Bauern nickten Beifall. Zwar nannte er Eisen, was „Blatt“ hieß. Aber dafür war er ja Professor, und sehr wahrscheinlich kannte auch Pastor Tormählen so feine Unterschiede nicht. Auf jeden Fall: ein ganz verteufelt netter Mensch!

Der Franzose schickte sich an, den wilden Rasen zu mähen. Erst aber prüfte er noch die Schneide, was die Bauern wieder mit Genugtuung zur Kenntnis nahmen. Dann fuhr die Sense in das Gras, und ihre Schläge wurden nach kurzen, tastenden Versuchen schnell sicher und weitausholend. Die gemähte Fläche lag weißlich schimmernd; so scharf über dem Boden war das verfilzte Gras geschnitten. Die Bliesdorfer riefen: „Alle Achtung!“ und die Franzosen klatschten und jubelten: „A la bonne heure, l’intellectuel!“

„Da staunt der Fachmann, und der Laie wundert sich“, rief Hans Pöhls, froh, dass ihm diese Redensart noch eingefallen war.

Der Franzose sah die junge Frau, lächelte, und sie gab das Lächeln zurück. „Es ist nicht nötig, erstaunt zu sein“, erklärte er dann den Bauern. „Wir Franzosen sind ein Bauernvolk. Ich bin Sohn eines Bauern, und ich habe noch im vorigen Sommer in den Ferien auf der – sagt man Farm? – meines Vaters viel gemäht. Es gibt Leute, die den Bauern verachten. In Paris denken viele Leute so und vielleicht auch in Berlin. Aber ich meine, solche Leute sind dumm.“

Da wäre Hans Pöhls dem Franzosen beinahe um den Hals gefallen. Er schüttelte ihm aber gewalttätig nicht nur die Hand, sondern auch den Arm und das Schultergelenk und rief: „Das ist ein Wort, Herr Professor, das ist ein Wort!“

Da mussten auch die andern Probe mähen, und alle wussten: es geht um Frankreichs Ruhm. Darum taten sie ihr Bestes und fanden Anerkennung, und fast war alles wie ein Spiel. Die alte Abel stand nun auch in der Tür ihrer Kate und sah hinüber. Sie fand diese halbe Ausgelassenheit unstatthaft, und ganz anstößig erschien es ihr, dass Elisabeth in ihrem Trauerkleid so lange unter den Männern stand. Sie presste die Lippen aufeinander und stieß mit der Stockspitze mehrere Male missbilligend auf die Steinfliesen. Aber niemand hörte darauf.

„Der mit dem Napoleonsbart“ machte sich an die junge Frau heran und gab mit vieldeutigem Mienenspiel seiner Hoffnung Ausdruck, la patronne werde mit ihnen zufrieden sein. Er hatte sich vorhin an Elisabeths Verlegenheit geweidet und wollte sich den Genuß noch einmal verschaffen. Sie wurde wieder rot und stotterte: „Vous parlez si vite. Je ne peux pas si vite comprendre.“ Und geriet tiefer in Verlegenheit, weil sie sich fragte: „War das denn auch ganz richtig?“

Der Professor bewirkte mit einem strengen „Allons, Ribardi-ère“, dass der Napoleonsbärtige davon ging. Elisabeth war tief beschämt. Nun hatte sie gemeint, mit ihrem Französisch Lorbeeren gewinnen zu können, und es hatte so kläglich geendet. Der Franzose dagegen sprach die deutsche Sprache gut und wusste zudem noch vorbildlich mit der Sense umzugehen. Und wie er den Sensenbaum angefasst und über das Blatt gesprochen hatte! Ganz ohne Herablassung, mit einer natürlichen, achtungsvollen Sachlichkeit! Die Schwiegermutter hatte vielleicht doch nicht so ganz unrecht, wenn sie die Kasseler Kenntnisse und Fertigkeiten nicht sehr hoch veranschlagte.

Als die Bauern noch die letzten Probemäher musterten, war wie durch einen Zufall der Professor an ihre Seite gekommen.

Elisabeth war innerlich unsicher. Sollte nun auch noch die gesellschaftliche Erziehung versagen? Da raffte sie sich zusammen: „Ich hoffe, Herr Professor, dass Sie bei uns Ihre Gefangenschaft nicht allzu drückend empfinden werden.“ Der Franzose verbeugte sich, sah ihr fest in die Augen und erwiderte: „Davon bin ich überzeugt, gnädige Frau.“

Stine Timm kam in ihren Holzpantoffeln über den Hof geklappert, ruderte mit den Armen und streckte den Hals vor. „Unsere Frau“, rief sie im Näherkommen, „Wiebke weint.“ „Unsere Frau“, wiederholte der Franzose mit einem sonderbaren Lächeln. „So sagen die Leute hier“, sprach Elisabeth wie entschuldigend. Der Fremde meinte versonnen: „Das ist gut getan von den Leuten, Unsere Frau – es klingt sehr schön.“

Sie verabschiedete sich mit einem leichten Neigen des Kopfes und eilte davon. Einen Augenblick hatte der Franzose auf ihren Scheitel gesehen. Aus dem Blondhaar, das zu beiden Seiten in schönem Schwunge niederging, standen einzelne Haare auf, die sich dem Fluss nicht fügen wollten. Und diese Haare hatten in der Sonne eben so eigen gestrahlt. Seine Lippen formten ohne Laut noch einmal die deutschen Worte „Unsere Frau“; aber sein Herz sang „Notre-Dame“. Dann zog er die Brauen zusammen und schüttelte den Kopf, als tue er eine Torheit kurz ab.

Die junge Frau saß auf der Veranda und träumte in den blühenden Garten hinab. In ihrem Schoß lag die kleine Wiebke, Heinrich Schierholdts Kind. An Heinrich wollte sie heute noch einen Brief schreiben, einen sehr langen und liebevollen Brief. Sie sann darüber nach und fand sehr schöne Wendungen. Aber dann sprangen die Gedanken ab, und sie hörte den Franzosen „gnädige Frau“ sagen. Wie war das schön, als die Pensionsmädchen damals in Kassel mit den Göttinger Studenten tanzen durften, die sie immer nur „gnädiges Fräulein“ angeredet hatten! Seit ihrer Heirat war sie von keinem noch „gnädige Frau“ genannt worden, wenn man den Kaufmann Mumm unten in der kleinen Marschstadt ausnehmen wollte. Und den musste man ausneh-

men; denn er war ein profitgieriger Schmeichler und stand mit Elisabeth Tormählen nicht auf einer Stufe. Der verstieg sich richtig zu der Anrede, die ihm gesellschaftlich nicht zukam, und so war es denn auch kein Wunder, wenn er jedesmal darüber stolperte. Fast war es, als habe sie mit dem Franzosen nun ein Geheimnis. Sie beschloss, Heinrich ganz ausführlich von dem Einzug der Gefangenen in die alte Kate zu berichten.

Als dann die Kühe auf den Hof getrieben wurden, ging sie doch zum Melken hinaus. Sie musste doch wohl den Mägden ein Beispiel der Pflichterfüllung geben.

Gefreiter Buhmann wollte am Abend auf dem frischgemähten Rasen an der alten Kate rechtzeitig Appell abhalten. Ihn bedrückte ein Gefühl, als habe er es an diesem ersten Tage sehr an dienstlichem Schneid fehlen lassen. Wenn ihm nun bloß in dem unmilitärischen Durcheinander nicht schon ein Franzmann davongelaufen war! Abel stand in der Katentür und hielt ein kleines Paket in der Hand. Sie winkte Buhmann heran und redete mit einem preußischen Gefreiten und Kommandoführer nicht anders als mit einem ihrer Knechte: „Schicken Sie mir mal den Franzosen her, der deutsch sprechen kann.“ Gefreiter Buhmann hatte schon gehorcht, bevor ihm einfiel, dass ihm von dem Hauptmann im Lager auf die Seele gebunden war, unziemliche Annäherungen zwischen den Gefangenen und der Zivilbevölkerung tatkräftig zu verhindern.

Der Gefangene stand vor der alten Bäuerin. Abel suchte ihr Hochdeutsch zusammen: „Ich habe mir sagen lassen, dass Sie an jedem Sonntag nach Hause schreiben dürfen. Es kann ja sein, dass einige hier mit ihren Sachen noch nicht ganz zurecht sind. Hier ist ein Packen Briefpapier. Da! Nehmen Sie! Und sagen Sie Ihren Leuten, dass sie Sonntag doch ja alle an ihre Mutter schreiben!“

Dann traten die Gefangenen zum Appell an. Die Stille des Abends zerriss ein heiserer Schrei. Alle Blicke gingen in dieselbe Richtung. Da, wo der weidengesäumte Weg neben dem Grund-

stück der Schierholdt mit einer sanften Wendung auf den Hof biegt, da stand die junge Greta Harders in ihrem Witwenkleid. Ihr dreijähriges Kind trug sie auf dem linken Arm. Die Rechte verharrte ausgestreckt und zeigte dem Kinde die Franzosen. Betreten gingen die Gefangenen in die düstere Kate. Der Tag war ihnen nach dem Leben im Lager wie ein Fest gewesen. An seinem Ausgang stand die Fratze des Hasses. Sie traten in die dämmernde alte Döns. Schmied Reimers gewaltiges Schloss ging leicht und sicher. Und eine Kette klirrte.

* *
*

Die Bliesdorfer Bauern standen jetzt mitten im Trubel der Heuernte. Hans Pöhls hatte wohl recht gehabt, und man musste ihm Dank wissen. Wohin wäre man geraten, wenn er nicht auf den Gedanken verfallen wäre, die Franzosen ins Dorf zu rufen? Selbst die Bedenklichen wagten nicht mehr, dies offenbare Verdienst ihres Bauernvogts anzuzweifeln, und nur Peter Eggers brummelte noch: „Ist alles ganz schön. Aber da kommt noch was, Leute, das sollt ihr beleben.“

Anfangs wurden die Gefangenen nur in Abteilungen zu fünf Mann ausgetan. Das erwies sich aber schnell als unpraktisch, und die Abteilungen wurden kleiner. Die beiden Wachtsoldaten verloren damit die Übersicht. Ihre Gefangenen waren tagsüber auf der ganzen Feldmark verstreut. Dem Gefreiten Buhmann fiel jedesmal ein Stein vom Herzen, wenn er sie abends auf dem gemähten Platz an der Kate vollzählig wieder beisammen hatte. Er sah ein, dass er die Annäherung zwischen den Deutschen und Franzosen nicht werde verhindern können. Hans Pöhls beruhigte den Pflichteifrigen, indem er ihm auf die Schulter klopfte und sagte: „Es läuft Ihnen keiner davon, Buhmann. Die sind froh, dass sie hier sind.“

Die Bliesdorfer nahmen an dem Ergehen ihrer Gefangenen einen schlicht menschlichen Anteil. In manchen Häusern stellten

Knechte und Tagelöhner hämisch fest, dass die Frau besser ankoche, wenn Gefangene in der Haushaltung mitäßen. Man hütete sich aber doch, die menschliche Anteilnahme gar zu offen zu zeigen. Eigentlich schickt es sich nicht; denn es ist Krieg. Und wer weiß, ob nicht einer von diesen Leuten hier einen Bliesdorfer Jungen totgeschossen hat!

Die behelfsmäßige Benennung der Fremden, die Bliesdorfs Jugend an jenem Tage des Einzugs vorgenommen hatte, konnte bald verabschiedet werden. Man wusste jetzt: „Der Mann mit dem Napoleonsbart“ heißt Louis, und der andere, der mit seinem Bauchwickel so viel Heiterkeit erregte, heißt Pierre. Man sagte ganz einfach Peter; denn einige Bliesdorfer Bauernsöhne gehen unten in der Stadt ins Gymnasium. Die Bliesdorfer stellten bei dieser Gelegenheit wieder fest, was der Umgang mit den Franzosen ohnehin nahelegte: dass nämlich Mensch mehr oder weniger Mensch ist. Da zieht sich einer rote Hosen an und wickelt auf sehr lächerliche Art eine ebenfalls rote Leibbinde darüber, spricht ein Kauderwelsch und nennt sich Pierre. Wenn man aber von dem allen absieht, dann steht ein ganz einfacher Peter da.

Im Falle des Napoleonsbärtigen unterließ man aber die Verdeutschung des Vornamens. Es lebte da im Dorfe der lächerliche Sonderling Hans Thode, Hans Dwaller genannt, der seinen lächerlichen, zottigen Hund „Louis“ nannte. Da durfte der Franzose seinen Namen unverdeutsch weiterführen, weil der ihn dem Gespött empfahl. Das Verhalten der Bliesdorfer den Fremden gegenüber hatte so seine Widersprüche.

Man wusste noch andere mit Namen zu nennen; man kannte sie beinahe schon alle. Der Kleine, Bewegliche, der mit Witzen die andern ständig zum Lachen hinriss, hieß Raymond, hatte also die Ehre, mit dem französischen Staatshaupt denselben Vornamen zu führen. Die Bliesdorfer nannten ihn Poincaré; denn das war ihnen geläufiger. Der „Dicke“ hieß Armand, was wohl so etwa einem Hermann gleichkommen mochte. Aber man beließ es bei der Bezeichnung „Dicker“. Dann waren da die beiden Freun-

de Maurice und Marcel. Marcel erinnerte an „Mars“, was Max bedeuten will. Es drängte sich also auf, diese beiden Max und Moritz zu heißen.

In solchen Benennungen war Gutmütigkeit mit Spott eigen gemischt, und die Franzosen blieben in der Hinsicht den Bliesdorfern nichts schuldig. Sie kamen alle im Dorf herum, und es war eine Notwendigkeit, die Bauern zu unterscheiden. Peter Eggers hatte immer Bedenken, wo er sich vor einer neuen Sache kein Beispiel nehmen konnte an dem Verhalten seines Vaters, der nun schon über zehn Jahre tot war. Die Zeiten waren so beschaffen, dass einer fast ständig den Kopf schütteln musste. Die Franzosen nannten ihn denn auch „branle-tête“. Hans Pöhls hätte vielleicht seinen Namen „boute-en-train“ ohne Widerspruch hingegenommen, wenn man ihm erklärt hätte, dass dies Spaßmacher bedeutet. Er tat sich etwas darauf zugute, ein Witzbold zu sein. Dagegen wäre sein Nachbar Jochen Treede gewiss in heißen Zorn geraten, wenn er darauf bestanden hätte, seinen Spitznamen „cul de singe“ verdeutscht zu hören.

Freilich, wenn die Franzosen die Deutschen und die Deutschen die Franzosen in jedem Fall verstanden hätten, so wäre das gute Einvernehmen oft getrübt worden. Elisabeth hatte bemerkt, dass die Hofleute nicht immer die Sprachkenntnis des Professors bedachten. Dem war gewiss schon manche üble Bemerkung zu Ohren gekommen. Gelgentlich sangen auch wohl ein paar Jungen, die sich hinter Knicks verborgen hielten, den Franzosen Spottverse hinüber, von denen

„Wir sind Franzosen
mit roten Hosen“

der harmloseste war.

Eines Tages fand Elisabeth Gelegenheit, dem Professor wegen solcher Vorfälle einige begütigende, entschuldigende Worte zu sagen. „O, daraus müssen Sie sich nichts machen, gnädige Frau“, sagte der Franzose, „ich tue das auch nicht. Wenn die

Deutschen alles verstehen könnten, was unter uns gesagt wird, dann sähe man, dass wir in der Hinsicht einander nichts vorzuwerfen haben. Manches von dem, was ich so höre, ist für mich persönlich sehr interessant. Aber ich schweige darüber. Meinen Kameraden gebe ich nur weiter, was mir Auge in Auge gesagt wird. Meine Kenntnis der deutschen Sprache gibt mir hier eine Überlegenheit, die ich nicht ausnütze, weil das die Kampfbedingungen für uns Franzosen ungebührlich verbessern würde. Ich will, dass jedem die gleiche Chance gegeben sei. Denn wir sind auch hier im Kampf, gnädige Frau. Sehen Sie mich doch nicht so erschrocken an! Das macht mich untröstlich. Wir wollen uns ja nicht morden. Unsere Begegnungen sollen ritterlich bleiben. Aber Kampf ist immer, wo Deutsche und Franzosen zusammenkommen.“

Was wäre hier alles zu sagen gewesen! Aber Elisabeth wollte nicht unstatthaft lange bei dem Gefangenen verweilen, und so sprach sie schnell und abschließend: „Ich fürchte zuweilen sehr für den Frieden hier auf dem Hof. Sie haben mich beruhigt, Herr Professor, ich danke Ihnen.“

Der Franzose sah, dass sie davongehen wollte, und überstürzt, wie um die junge Frau noch zu halten, sagte er: „Der Friede auf Ihrem Hof soll mir heilig sein. Sie müssen mir nicht danken. Ich habe aber eine Bitte. Nennen Sie mich nicht Herr Professor. Ich habe keinen weißen Bart und trage keine Brille. Ich heiße Gaston Marzais.“

„Also gut, Herr Marzais; das ist abgemacht. Und nun auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, gnädige . . . Ich habe noch eine Bitte und spreche sie aus, auch wenn Sie mich unbescheiden finden sollten. Ich bin nun ein Mann von Ihrem Hofe, und ich bitte um die Erlaubnis, ‚unsere Frau‘ zu Ihnen sagen zu dürfen.“

„Wenn Ihnen daran liegt . . .“, sagte Elisabeth befremdet.

„Mir liegt daran“, antwortete der Franzose mit einem seltsamen Aufblitzen in den Augen.

Verwirrt ging Elisabeth in die Küche zurück, wo ihr langsam ausdauernder und zielsicherer werdendes Schaffen die widerstrebende Stine Timm endgültig zu vollkommener Unterordnung vermocht hatte. Und obwohl sie den Raum vorsorglich mit dem Rasseln und Klirren des Geschirres erfüllte, gelang es doch nicht, den Nachklang des eben Gehörten zu ersticken. Aus früheren Zeiten wurden andere Worte des Fremden neu lebendig; eines fügte sich dem andern an, und Elisabeth war ihres Auftönens und Verhallens nicht mehr Herr. Und so vernahm sie nun auch wieder das kleine Gespräch, dessen Zeuge sie vor Wochen ungesehen und wider Willen geworden war. „Wenn Ihnen die Arbeit zu schwer wird“, sagte Timm Schierholdt, „so geben Sie es doch einfach zu! Wir haben hier so allerlei Pusseleien, die auch gemacht werden müssen. Sie sind doch an die stramme Arbeit nicht gewöhnt. Wir wollen Sie hier nicht quälen.“ – „Ich danke Ihnen“, antwortete ihm der Franzose. „Aber sehen Sie, Herr Schierholdt, in dieser Zeit hat jeder seine Pflicht zu tun, sonst muss er sich schämen. Ich will nicht gerade behaupten, dass ich mit Vergnügen auf einem deutschen Bauernhof arbeite. Aber jeder muss mit der Pflicht zufrieden sein, die er eben vorfindet.“

Es müssen wohl viele bewusste Wiederholungen vorhergegangen sein, ehe sich ein Ablauf von Worten so ganz vom lenkenden Willen zu lösen vermag. Mit diesem Geständnis trieb sich Elisabeth in immer tiefere Erregung hinein. Woher denn hatte sie den Anlass zu solchen Wiederholungen genommen? Ein Geständnis zog das andere nach sich: Wieder und wieder ließ sie sich von den Worten des Fremden zum Ausharren bestimmen, wenn ihr die Arbeit lästig wurde und sie am liebsten davongegangen wäre. Aber nun wollte sie nichts mehr einräumen. In jähem Trotz sträubte sie sich, den ganzen Umfang des fremden Einflusses nachzumessen. War hier ein Zwang, so musste er abgeschüttelt werden. Man erweist den Franzosen auch zu viel Ehre, wenn man sie gar so ernst nimmt. Es ist wohl bekannt, dass

sie schöne Worte machen können, und mit ihren Redensarten von der Verteidigung der Freiheit, der Gesittung und jeder Art höherer Menschlichkeit gegen uns Barbaren ziehen sie ein Land nach dem andern auf ihre Seite und lassen sich von andern ihre ehrgeizigen Pläne verwirklichen.

Aber warum *muss* Kampf sein, wo ein Deutscher mit einem Franzosen zusammentrifft? Warum hatte er dies so sonderbar gesagt, der Franzose, so ganz gegen seine Art hart und jeglichen Widerspruch ablehnend? Was wollte er damit andeuten, der Fremde, der Franzose, der Gefangene, der Herr Professor, oder auch Herr Marzais, wie er jetzt angedet zu sein wünschte? Marzais! Eine Erinnerung durchfuhr Elisabeth so stark und gebieterisch, dass sie, wie plötzlich wieder verantwortungsflüchtig geworden, ihren Platz vor dem Herde verließ, obwohl die Milch ganz nahe vor dem Kochen stand. Sie eilte in ihr Zimmer und suchte in fiebernder Ungeduld den Brief von Gertrud Schmitt. Da war er; da stand der Name: Gaston Marzais! Nun war ihr zumute, als müsse sie hinauseilen, ihn suchen, ihm froh und befreit erzählen: „Sie kennen Doktor Georg Schmitt. Sie haben mit ihm darüber gesprochen, wie Deutschland und Frankreich sich einigen könnten. Sie haben sich um unsere Sprache bemüht. Sie müssen doch wissen, dass wir keine Barbaren sind. Ich bin der Schwester Ihres deutschen Freundes eine nahe Freundin. Sagen Sie nicht mehr, dass Kampf sein muss, wo der Franzose dem Deutschen begegnet. Zwischen uns braucht nicht Kampf zu sein.“

Aber sie wagte es nicht. Im Grunde ging sie dieser Franzose doch nichts an! Und sie fürchtete sich auch vor seinen Augen, die immer so seltsam aufleuchteten, wenn sein Mund „Unsere Frau“ sagte. Aber schön war es, wenn er sie *so* ansah! Musste denn auch zwischen ihnen Kampf sein? Elisabeth Schierholdt errötete jäh und tief und ging hastig an ihre Arbeit zurück. Stine Timm, die ein Unheil mit der Milch noch gerade verhütet hatte, schickte sich wie im Übermut an, nach langer Zeit doch wieder einen ihrer strafenden Blicke zu versenden. Aber sie erschrak vor der

Verstörung im Gesicht der jungen Frau. Elisabeth nahm sich vor, ihrem Manne heute noch einen langen Brief zu schreiben.

* *
*

Der Sommer rückte vor. Er brachte dem regengewohnten Lande überraschend viel Sonne. Die Gefangenen fanden in der Hinsicht gar nicht so starke Abweichungen von ihrem bevorzugten Lande. Sie standen nach dem niederdrückenden, untätigen Leben des ersten, düsteren Winters in der Gefangenschaft nun fast wie Freie auf freiem Felde in vertrautem Umgang mit der Erde. Und so waren sie meist guter Dinge.

Nach Feierabend lagen sie noch eine Stunde auf dem Rasen vor ihrer Kate. Da war lebhaftere Unterhaltung, da war Gelächter und Getolle und manchmal sogar Gesang. An jedem schönen Abend saßen Nachbarn bei Timm Schierholdt auf der Bank unter den Linden. Die Bauern sahen den Franzosen zu und sagten befriedigt: „Es geht ihnen nicht schlecht.“

Denn sie waren der Meinung, dass diese Leute zu Hause in ihrem reichen Lande ein Schlemmerleben führten und mit allem wohl versehen wären. Es tat ihnen wohl, zu sehen, wie Bliesdorf doch den hohen Anforderungen der Fremden einigermaßen zu genügen vermochte. In solcher kleinen Sorge hatten sie teil an der ganz unbegründeten, aber doch weit verbreiteten Unsicherheit, der viele Deutsche vor dem Urteil der Franzosen auch dann erliegen, wenn sie dies Versagen des Selbstvertrauens sehr wortreich bestreiten.

Freilich, die deutsche Überlegenheit auf den Schlachtfeldern war unbezweifelbar erwiesen. Das stärkte die Bliesdorfer Bauern so sehr, dass sie in ihren abendlichen Gesprächen auf Timm Schierholdts Bank auch auf anderen Gebieten den Vorrang des Deutschen feststellen konnten. Die Arbeit ging den Gefangenen gut von der Hand; da war nichts zu reden. Aber im Umgang mit Pferden hatten sie wenig Erfahrung; denn zu Hause machten sie

alle Arbeit mit Ochsen. Der Professor hatte den Bliedorfern zwar klargemacht, das müsse in ihrer bergigen Heimat so sein. Die holsteinischen Bauern aber schätzten sich von jeher nach ihrem Pferdebesitz ein, und es war darum sehr viel guter Wille im Spiel, wenn sie diesen Franzosen dennoch Bauernrang einräumten. Im strengen Verstande des Wortes ist nicht Bauer, wer keine Pferde „vormustern“ kann, und wenn einer hundert Ziegen hat, so besitzt er nach holsteinischen Begriffen noch lange kein Milchvieh.

Die Franzosen waren beim Vergleichen sehr viel besser gestellt. Denn der Glaube an die unbedingte Überlegenheit ihres Landes und aller seiner Einrichtungen steht bei ihnen von jeher auf sicheren Füßen. Die Beschaffenheit der Häuser hier in Deutschland, die Anlage der Ställe, die Sauberkeit, die blitzenden, elektrisch betriebenen Maschinen, die fast wissenschaftlichen Düngungsmethoden, das alles zwang sie wohl zur Achtung. Hatten sie sich aber beinahe in eine Bewunderung dieses Deutschland hineingeredet, dann sorgten Max und Moritz, Marcel Pradeau und Maurice Thaudière für einen Umschwung der Stimmung.

Marcel fing an, über das Schwarzbrot zu greinen, diese Schweinerei, deretwegen die Boches sich nicht die Mühe machen sollten, sie im Paternoster noch ausdrücklich vom lieben Gott zu erbitten. Da sahen sie alle in irgendeinem verräucherten, ganz einfach und altväterlich hergerichteten Küchenraum auf der rauhen Eichenbohle des Tisches einen Laib des duftenden französischen Weißbrotes liegen. Und den meisten war es sofort wieder ganz klar, wie unbedingt Frankreich die Menschheit führt. Und wenn ein Franzose ausnahmsweise ins Ausland geht, so braucht er nur nachzusehen, was dort anders ist als daheim. Denn jede Abweichung von Frankreich beweist schon in sich die Minderwertigkeit des Fremden und ist fast einer Empörung gegen den göttlichen Willen gleichzuachten.

Da war denn auch keiner der Gefangenen geneigt, den Hunger Marcells nach französischem Weißbrot kindisch zu finden, und sein Abscheu vor dem Schwarzbrot schien allen das Gewicht einer moralischen Verurteilung Deutschlands zu haben. So war es eigentlich gar nicht nötig, nun auch noch vom Wein zu reden: „He, was, Jungens, jetzt eine Chopine guten Weines, keine Weigerung, was?“

Nun redeten sie lebhafter vom Wein, und jeder lobte gewisse Erzeugnisse gerade seiner Gegend. Im Aufzählen der Weinsorten flackerte ein Heimweh auf, das der missdeutet hätte, dem es nur als Ausdruck einer niederen Begehrlichkeit erschienen wäre.

So fand Maurice Thaudière den Boden vorbereitet für eine seiner Ansprachen. Er sprang aus dem Grase auf und nahm Rednerstellung ein. Ein sonderbarer Mensch, dieser Maurice Thaudière! Sein Kopf hatte etwas Vogelartiges. In dem schmalen, kleinräumigen Gesicht erschien die schmalrückige, gebogene Nase riesengroß. Nahe beieinander saßen die Augen, von denen man allenfalls wusste, dass sie loderten. Sonst war über diese Augen nichts Genaues auszumachen; denn die Flammen schlugen nach innen. Alles zeigte in diesem Gesicht nach innen. Die Wangen waren so eingefallen, als habe Maurice ihr Fleisch von innen zwischen die Zähne gezogen, als wollte er anfangen, nun seine eigene Leiblichkeit hineinzuschlingen in ein Inneres, das in Flammen steht. So sehen die Fanatiker aus.

„Es lebe Frankreich! Nieder die Boches!“ so fing seine Rede an. „Lasst euch nicht blenden von ihren Maschinen! Der Teufel sitzt darin. Es wird keiner leugnen, dass der Teufel klug ist, und so bestreite ich nicht die Klugheit der Boches. Aber es ist eben eine teuflische Klugheit; denn wozu dient sie ihnen? Während wir der französischen Erde Brot und Wein abgewinnen, baut Krupp Unterseeboote und Kanonen, am liebsten Kaliber 420, die den Frieden und die Humanität bedrohen.“

Gaston Marzais wandte sich mit Widerwillen ab. Er wusste aus tausend Zeitungsartikeln und Deputiertenreden im Voraus,

wie Maurice nun fortfahren musste. Aber die Bestätigung blieb ihm erspart. Denn der Witzbold Raymond Baudet fiel dem Redner ins Wort: „Meine Freunde, sorgt nach unserer Rückkehr dafür, dass Maurice Thaudière in die Kammer gewählt wird. Dann ist Hoffnung, dass auch unsere Kinder zu ihrer Zeit das Vergnügen haben werden, sich den Schädel auseinandersprenge zu lassen oder in die Gefangenschaft zu geraten, was die günstigste Möglichkeit ist, die einem armen Teufel am Ende bleibt.“ Dann fuhr er ernster fort: „Du willst uns hier den Kopf mit Ideen ausstopfen, Maurice. Was du mir über die Boches sagen kannst, mein Alter, das habe ich selbst ebensooft gehört und gelesen wie du. Ich mache aber *hier* meine Augen auf. Da drüben sitzen die deutschen Bauern, mit denen wir jeden Tag zu tun haben. Wer von ihnen hat uns etwas Böses getan? Und wer nicht zugeben will, dass der alte Patron mit dem Eisernen Kreuz ein untadelhafter Ehrenmann ist, und wer nicht sehen will, dass die Großmutter ein gutes Herz hat, dem haben die berufsmäßigen Schädelausstopfer jede Möglichkeit genommen, noch einen neuen Gedanken aufzunehmen.“

Léon Duverger hatte bis jetzt auf dem Rücken gelegen. Nun war er sich herum, richtete sich halb auf, indem er den Kopf in die Hände stützte, blies den Grashalm weg, an dem er kaute und gab zu erkennen, dass er reden wollte. Thaudière sprach oft hirnverbranntes Zeug, und es war gut, wenn man ihm das Wort abschneidet. Aber Raymond Baudet gab auch, seinem Namen zu Ehren, dicke Eseleien von sich. Da war für Léon mancherlei zurechtzubiegen: „Krieg den Tyrannen! Friede den Hütten! Es versteht sich ohne Wort, dass niemand den guten Leuten hier, die in Frieden ihrer Arbeit nachgehen, Vorwürfe machen will. Aber da sind Kaiser und Kronprinz, und da ist die ganze Bande der Junker, die das kleine Volk an der Gurgel halten. Nicht einmal das Wahlrecht haben diese armen Opfer einer anmaßenden, kriegslüsternen Kaste.“

Hier unterbrach ihn Gaston Marzais: „Der Rest ist dir geschenkt, Léon. Wir wissen, dass du ein politischer Kopf bist und wohl auch deinen Platz in der Kammer verdienst. Aber erlaube mir, dass ich es doch mit dem Esel Raymond halte. Macht die Augen auf! Seht euch hier im deutschen Lande um! Mir ist das Urteil leichter gemacht, weil ich mich zugleich auch *umhören* kann. Und ich höre nicht nur, was für meine Ohren zurechtgemacht ist. Die Leute hier machen sich aus Wilhelm II. nicht mehr als ihr euch aus Poincaré macht, dessen seid gewiss. Und wo sind denn die Junker, die das Volk bedrücken? Wer hat ihrer einen schon gesehen? Wir leben hier unter freien Bauern, während du, Léon, doch Pachtbauer des Baron de Bar bist und nicht einmal einen Pachtvertrag hast, der dir nach Abzug der Pachtsumme wenigstens den ganzen Ertrag deiner Arbeit sichert. Von allem musst du die Hälfte dem Patron abgeben, und wenn du nur einen Ochsen verkaufst, gehst du mit der Hälfte der Summe untertänig zum Régisseur und bist sehr höflich und redest kein Wort von Bedrückung durch die Junker. Und du, Armand Hébras, und du, Jean, und du, Henri, ihr seid alle in derselben Lage. Es ist nicht überall in Frankreich so wie bei uns in den Départements Indre, La Creuse, Vienne, Haute-Vienne, wo wir größtenteils herkommen. Das gebe ich zu. Und ich gebe auch zu, dass es nicht überall in Deutschland so ist wie hier in Schleswig-Holstein. Aber lasst uns getrost unsere engere Heimat vergleichen mit dem Stück Deutschland, das uns hier vor Augen liegt. Das ist eine kräftige Medizin gegen unheilvolle Verallgemeinerungen. Wir wollen uns bei allem Streben für Frankreichs Größe davor hüten, den Deutschen zu einem Popanz zu machen. Denn dass er etwas anderes ist, zeigt er uns an der Front alle Tage.“

Manches Gesicht wurde bei diesen Worten ernst und nachdenklich. Der Spaßvogel Baudet kannte dieses Nachdenken zu gut als den Anfang eines unleidlichen Grübelns. Gleich werden einige die Gedankenmühle zum Schwarzschroten missbrauchen. Dabei lebt man doch in einem Lande, das zwar keinen Wein her-

vorbringt, aber doch nicht gar so übel ist, wenn man bedenkt, wie ungemütlich es da unten an der Front ist. Was denn? Man hat eine einigermaßen undurchlöcherterte Haut, die man einmal in das schöne Frankreich zurücktragen wird. Und auch hier scheint die Sonne, und es gibt manchen guten Spaß, und wenn das Land keinen Wein trägt, so hat es doch wenigstens Weiber, wenn auch nur zum Ansehen.

Da brachte Poincaré das Gespräch mit einer kühnen Wendung auf Weibergeschichten, und es wurde wieder laut und lärmend.

Gaston Marzais war es recht. Er hatte sich in das Gras zurückgeworfen und sah empor in den Himmel, an dem kleine, weiße Wolken wie Wattebäuschchen nebeneinander standen. Obwohl sie an Schrapnellwölkchen erinnerten, ging doch ein Friede von ihrem Anblick aus.

Marzais hatte sich beim Reden mehr erregt, als den anderen bewusst geworden war. Tat er recht daran, hier den Anwalt Deutschlands zu machen? Was richtet der Einzelne mit seinem Willen zur Wahrheit und Gerechtigkeit aus, wenn alle anderen, Deutsche und Franzosen, zu Lüge und Ungerechtigkeit fanatisch entschlossen sind? Lähmt er nicht höchstens die Widerstandskraft treuherziger, einfacher Männer, die nur dann recht tapfer sein können, wenn sie den Feind als Unhold von Herzen verabscheuen dürfen? Und Widerstand muss geleistet werden bis zum Letzten. Frankreich darf nicht untergehen. Frankreich muss leben. Wenn der Deutsche siegt, dann werden nicht Leute vom Schlage jenes Doktor Schmitt in München die Friedensbedingungen festsetzen.

Das Blau zwischen den Wolken wurde dunkler und dunkler. Schon stieg es feucht vom Boden empor. Die Gedanken des Franzosen gingen zu der blonden deutschen Frau. Die Müdigkeit nahm seinem Denkgange die widerstandsbereite Straffheit des vollen Wachseins. Lässig und lächelnd ging er wie im Traum von Bild zu Bild. Alle Waffen hatte er abgelegt, und in den Begeg-

nungen, die Träume ihm verschafften, war nirgend ein Zwang zum Kampf.

Die Bauern saßen unter den dichten Kronen der Linden schon im Dämmer. Nun standen sie auf und schickten sich zum Heimgehen an. Gefreiter Buhmann piffte zum Appell. „Gute Nacht“, riefen die Bauern zu den Gefangenen hinüber, und der Dank kam ihnen freundlich in deutscher Sprache zurück: „Gute Nacht!“

* *
*

Der Obersekundaner Kurt Tormählen, Elisabeths ältester Bruder, fuhr im Sommer jeden Tag mit dem Fahrrad von Mahlstedt in die Marschstadt zur Schule. Am Nachmittag machte er jetzt oft den Umweg über Bliesdorf und zeigte der Schwester eine ganz neue Anhänglichkeit. Es lag ihm viel daran, die Briefe und Karten seines Schwagers aus dem Felde zu lesen. Das Regiment lag seit langem in der Picardie, und die Briefe waren meistens „Lancourt“ überschrieben. Dazwischen erschien in weiten Zeitabständen auch einige Male der Name Roye. Jungenhaft begeistert, pries er der Schwester den Schwager: „Er ist doch ein Kerl, dein Mann, ein ganz kapitaler Kerl! Wie er das so beschreibt, diese Horchpatrouille, von der er morgens bei hellem Tage erst zurückkam! Großartig ist das.“

Kurt Tormählen las Berichte von der Front ausdauernder und mit besserem Erfolg als die lateinischen Klassiker. Seine Phantasie sah die erregenden, die schönen, wilden, gefährlichen Einzelheiten, die den Unternehmungen des Schwagers gewiss nicht gefehlt hatten, wenn dieser auch kurz und ohne Überschwang berichtete. Und gerade wegen dieser Trockenheit liebte er ihn. Das war ein Kerl!

Elisabeth aber war mit den Briefen nicht eben sehr zufrieden. Sie meldeten, dass es ihrem Mann und Wiebkes Vater gut ging, sie beruhigten und gaben Sicherheit. Aber es hätte in ihnen doch etwas von begeistertem Mitgerissensein schwingen müssen!

Heinrich Schierholdt tat wohl Vaterlandsdienst wie er Bauernarbeit tat: langsam, treu und ohne viele Gedanken. Schöne, große, Aufsehen machende Taten, wie sie die Zeitungen zu berichten wussten, waren gewiss nicht seine Sache. Wohl trug er seit Monaten schon sein Eisernes Kreuz; aber ein Held, dem eine Frau so recht aus tiefem Herzen zujubeln kann, war er nicht.

Elisabeth meinte, er müsse selbst diesen Mangel fühlen, und als sie noch darüber nachdachte, wie sie ihn trösten könne, wurden ihr wieder einmal Verse eingegeben:

O, lass es dir zum Troste dienen,
dass, wenn die Hölle sich erhebt,
der Tod dir droht mit finstern Mienen,
mein Treugedenken um dich schwebt.

Wird auch kein Lied dein Tun vermelden,
und stehst du nicht vom Ruhm beglänzt,
ich seh in dir den kühnen Helden,
dem Lorbeer schön die Stirn umkränzt.

Mag auch der Kampf noch lange währen,
das Bild, das ich von dir gewann,
wird mehr und mehr sich mir verklären,
du deutscher Held, du lieber Mann!

Die Verfasserin fand dieses Gedicht außerordentlich gelungen und stellte mit Befriedigung fest, wie die in schwerer Zeit errungene innere Reife auch ihrem Dichtertum zugutegekommen war. Sie schickte die Verse ihrem Mann ins Feld und war enttäuscht, als er nur ganz einfach und wie nebenher dafür dankte.

Für sie selbst erlangte das Gedicht eine große Bedeutung. Hatte Elisabeth oft das Gefühl, aus dem Geleise geworfen zu sein, so war ihr hier stärkend bezeugt, dass doch alles an ihr und in ihr noch in Ordnung sein müsse. Dies waren doch Gefühle, wie sie sich ziemen für eine deutsche Frau, deren Mann im Felde

steht. So sagt man doch in diesem Falle. Von Jugend an hatte sie in ihrem ausdrucksgeübten Vaterhause zu leicht und gründlich gelernt, was „man so sagt“ bei bestimmtem Anlass. Noch war ihr verborgen, dass die Mühle sich auch dann drehen kann, wenn kein Korn aufgeschüttet ist. Ihre Verse stellte sie wie eine Schutzwand vor sich hin, wenn sie sich auf einem gar zu beharrlichen Nachdenken über Gaston Marzais ertappte.

In einer solchen Stunde brach einmal ihr Bruder laut in die Nachmittagsstille des Hofes. Da teilte sie ihm die Verse mit und gab vor, das Gedicht, als Werk einer Soldatenfrau bezeichnet, in einer sehr schönen Zeitschrift gefunden zu haben. „Es hat mir so großen Eindruck gemacht, dass ich es wieder und wieder lesen musste, bis ich es auswendig konnte. Findest du es nicht auch sehr schön, Kurth?“

„Na, weißt du“, erwiderte der Sekundaner, „das Wort ‚Werk‘ ist doch hier geradezu peinlich. Das tut ernsthaft so, als wenn es zwischen dem Werk der Soldaten und müßigen Reimereien irgendwelche Vergleichspunkte gäbe. Und überhaupt: Lorbeerkränze . . .!“ Er machte eine wegwerfende Handbewegung. „Eine rechte Soldatenfrau sollte anderes betreiben als Verse zu schreiben. Nun, werde doch nicht so rot, Elisabeth. Du brauchst dich doch nicht getroffen zu fühlen. Ich sehe doch, wie du hier als Bauernfrau deine Pflicht tust. Ich kann es dir ja auch mal gestehen: ich habe mächtigen Respekt vor dir.“

„Ja, hoffentlich tust *du* auch deine Pflicht, mein Junge“, sagte Elisabeth gereizt. „Ich freue mich, wenn du mich besuchst. Aber versäumst du auch darüber deine Pflichten nicht? Du darfst unserm lieben Vater nicht den Schmerz antun, schon wieder sitzen zu bleiben.“

Da sprang der Sekundaner auf und versetzte der Büchertasche, die neben seinem Stuhle lag, einen wütenden Fußtritt. „Es ist Krieg – und da wollen einem die blöden Pauker einreden, man müsse das fade Zeugs weiter schlucken, das sie einem vorkauen. Das sei unsere Pflicht. *Meine* Pflicht ist ganz woanders. Körper-

länge 1,77 und dann hier, Mensch, fühl mal meine Muskeln! Ich meine, ich muss an die Front, das ist meine Pflicht.“ Die Schwester erschrak.

Als sie wenig später, noch in halber Verstimmung, nebeneinander über den Hof gingen, zeigten sich dort überall die Spuren des Hafereinfahrens, und eben schoben Marzais und der Witzbold Poincaré einen leeren Leiterwagen aus der Scheune heraus. Marzais wischte sich den Schweiß ab, ordnete in Eile sein Haar und schloss am Hals den Hemdenknopf, weil er voraussah, dass die Frau im Schutze der vereinfachenden und erleichternden Gegenwart ihres Bruders wohl ein kleines Gespräch wagen werde, ein ganz unverfängliches, freundliches Geplauder.

In das belanglose Spiel von Frage und Antwort warf Poincaré eine Frage, die den Fortgang der Arbeit betraf. Da aber Elisabeths Französisch ausnahmsweise für das Verständnis dieser Worte ausreichte, war sie sehr stolz, und um dem Bruder rächerisch eine kleine Beschämung zu bereiten, forderte sie ihn zum Übersetzen der Frage auf. Kurt sagte aber so gleichgültig „Keine Ahnung!“, dass Elisabeth Grund fand, sich ein wenig zu ereifern. Man müsse mit Bedauern feststellen, wie das Schulfranzösisch vor der Wirklichkeit der Sprache so oft kläglich versage. Dabei versuchte sie, wie immer, ihren Sätzen gefälligen Schwung zu geben. Aber der Bruder sagte ganz formlos: „Lass man, Elisabeth. Ich bin seit langem tief davon durchdrungen, dass in der Schule nur Blödsinn betrieben wird.“

Gaston Marzais meinte, als Lehrer gegen solche Anschauungen denn doch Verwahrung einlegen zu müssen. Aber der Sekundaner fuhr ihm keck ins Wort: „Ach, Sie sind doch auch aus der Schule weggelaufen, als der Krieg kam. Sie sind doch *auch* Kriegsfreiwilliger.“

„*Auch?*“, fragte Elisabeth lächelnd. „Wer denn sonst noch?“

„Na, da könnte ich dir die Namen fast aller Primaner aufzählen“, gab der Bruder zurück. „Ich bin es zwar noch nicht, werde es aber hoffentlich bald sein.“

„Nun, mein Junge“, sagte Elisabeth überlegen, „unser Vater ist auch noch da.“

„Leider“, schrie Kurt in auffahrendem Trotz.

Der Franzose stand etwas betreten da. Musste er nicht eigentlich davongehen, da zwischen den Geschwistern eine Auseinandersetzung fällig schien, die nicht für fremde Ohren taugte? Und doch konnte er sich nicht dazu aufraffen. Seine Blicke irrten unruhig umher. Elisabeth erriet seine Gedanken, und ehe sie recht wusste, wie es geschehen war, hatte sie ihn schon gefragt, ob er einen Doktor Schmitt von München her kenne. „Gewiss, gnädige Frau“, rief er erfreut. Und nun gingen Rede und Antwort lebhafter und wesentlicher hin und her, und es wurde ein langes Gespräch. Aber Kurt war ihm Zeuge, und vielleicht hatte Elisabeth unbewusst eine Erklärung, die sie dem Franzosen schuldig war, unter den Schutz dieser Mitwisserschaft gestellt.

„Ich verdanke dem Doktor Schmitt sehr viel“, sagte Marzais. „Er hat uns Franzosen so oft den Vorwurf gemacht, wir seien der fälschenden Phrase zu sehr verfallen. Er hat mir viel von Nietzsche gesprochen und von dessen Abscheu vor dem „Klapperblech“ der großen Worte. Das habe ich gut im Gedächtnis verwahrt. Von Nietzsche sollten wir lernen, den Motiven unseres politischen Handelns hinter die Maske zu sehen. Nun, das sind keine Gespräche für Damenohren, gnädige Frau; aber wenn Sie der Schwester meines Freundes Schmitt schreiben, so sagen Sie ihr für den Bruder, dass auch wir jungen Franzosen uns weiterhin um die Wahrheit mühen. Ich habe seit München einen französischen Denker kennen gelernt, der allem so scharf hinter die Maske sieht wie Ihr Nietzsche, der den gleichen Ekel hat vor allen fabrikmäßig hergestellten Meinungen. Seine Bücher haben auf mich großen Eindruck gemacht, und ich versuche ernstlich, Gelesenes lebendig zu machen. Das soll Georg Schmitt wissen.“

Als man sich endlich trennte, wagte der Franzose noch mit dem schönen Aufleuchten seiner dunklen Augen ein freieres Wort: „Ich bin sehr glücklich, dass Sie mir dies von Georg

Schmitt erzählt haben. Bisher war ich nur Ihr Hofmann. Gestatten Sie mir, gnädige Frau, dass ich mich nun ein ganz klein wenig zu Ihrer Familie rechne.“

„Ein ganz netter Kerl“, meinte Kurt im Weitergehen. „Süßholz zu raspeln, das versteht er wie alle seine Landsleute. Aber dies von dem ‚Klapperblech der großen Worte‘, das hat mir mächtig gefallen.“

„Erzähle nur nichts zu Hause von dieser Unterredung“, sagte Elisabeth schnell. „Das Wort ist ja von Nietzsche, und dieser Name darf in unserm Hause nicht genannt werden; das regt Vater immer so auf.“

„Na schön; obwohl ich nicht ganz einsehe, warum dem Mahlstedter Pastorat durchaus Aufregungen ferngehalten werden müssen, wenn Krieg ist.“ Und plötzlich brach die helle Auflehnung durch: „Außerdem finde ich, dass es Pastor Tormählen nicht schaden würde, wenn ihm mal einer über das ‚Klapperblech der großen Worte‘ die Leviten läse.“ Elisabeth fuhr entsetzt auf: „Kurt, du wirst unverschämt. Versündige dich nicht!“

Für den ganzen Rest dieses Tages kam sie von sorgenden Gedanken an den Jungen nicht mehr recht los. Sie fühlte von ihm her ihrer behüteten Familie ein Unheil nahen. Zwischendurch aber irrten die Gedanken immer einmal wieder ab, und auf allen Schlenderwegen trafen sie an irgendeiner Biegung unvermutet auf Gaston Marzais. Warum sagte er heute wieder „Gnädige Frau“? War das geschehen, weil Kurt neben ihnen stand? Hatte die Anrede „Unsere Frau“ eine besondere, eine heimliche Bedeutung, von der niemand wissen durfte?

Wie um ihre Träume zu schützen, sprach Elisabeth Schierholdt im Einschlafen die Verse, die sie ihrem Manne ins Feld geschickt hatte.

Kurt Tormählen erschien trotz des Zusammenstoßes, der nach den Lebensregeln des Mahlstedter Pastorats sehr schwer wiegen musste, bald wieder auf dem Hofe und tat, als wenn

nichts geschehen wäre. Er saß auf dem Torfkasten in der Küche, ließ die Beine baumeln, fand plötzlich, dass ein Schlag des Absatzes gegen die Kastenwand einen wundervoll dumpfen Ton gab und veranstaltete auf die Art ein Artillerieschießen, das schnell zum Sperrfeuer wurde. Stine Timm lachte dazu, blöde und begeistert, und auch die kleine Wiebke, die nun schon recht sicher an Stühlen und Tischen herumging, fand den Onkel sehr unterhaltend. Schon wollte Elisabeth auf das Ungebührliche solcher Scherze mit strengen, aber gleichwohl schonenden Worten hinweisen, da stürzte eine Tagelöhnerfrau in höchster Aufregung in die Küche: „Unsere Frau, unsere Frau, Jürgen und Louis prügeln sich nun. Sie bluten beide schon ganz doll.“

Die beiden Kämpfenden standen am Kuhstall, der Dunggrube schon ganz nahe. Beide hatten die Linke im Haar ihres Feindes verkrallt. Jeder versuchte, den Kopf des Gegners nach hinten zu biegen, um das Gesicht freizulegen für den Empfang weit ausholender Faustschläge. Gleichzeitig wirbelten vier Beine so unübersehbar schnell durcheinander, dass unmöglich auszumachen war, wer die schmerzhaftesten Stöße empfing. Beide bluteten aus Mund, Nase und allerlei Kratzwunden. Trotz des Kampfgekeuches fand der Franzose noch Atem für kleine Reden von etwas gewaltsamer guter Laune. Es war nur schade, dass von seinen Landsleuten, die allein diese Herzhaftigkeiten würdigen konnten, keiner anwesend war. Vielleicht aber würden sie auch abends im Kantonement noch ihre Wirkung tun, z.B. diese da: „Wart‘ ein wenig, mein teurer Kunde, ich werde dir das Bierfass da unten irgendwo eintreten, dass dir die Weiber zeitlebens gleichgültig werden.“ Jürgen Goos fauchte nur immer „Satan! Satan!“ Doch konnte auch er dem Feinde noch ein Greuliches androhen: „Ich haue dich tot und kratze dich im Mist ein, du Aas.“

Die Magd Lena Röschmann war sehr bleich und musste sich an die Stallmauer lehnen, während der Tagelöhner Steffen Reimers dem Kampf wohl gespannt, aber doch mit Überlegung untätig zusah. Im ersten Augenblick fühlte er sich zwar stark ver-

sucht, Jörn beizustehen; aber das wäre denn doch nicht anständig gewesen. Als Elisabeth herzueilte, war von den Kämpfenden keiner in ausgesprochenem Vorteil.

„Reimers“, rief sie in höchster Erregung, „verhindern Sie Mord, reißen Sie die beiden doch auseinander!“ Aber Steffen Reimers zuckte mit den Schultern, wandte den Kopf nur halb, um von dem spannenden Schauspiel nichts zu versäumen und sagte gemütlich: „Junge Kerls müssen sich mal hauen.“ Der Dienstjunge saß in der offenen Außenlucke des Stalles und ließ die Beine baumeln. Da saß er sicher und hatte zudem noch allerbesten Überblick. „Tüchtig, Jörn, hau ihn!“, kreischte er begeistert.

Wieder fühlte Elisabeth mit Beschämung ihre Machtlosigkeit. Als im Angesichte solcher Bauernroheit nun noch der Sekundaner Tormählen, Pastor Tormählens Sohn, lustig zu lachen anfang, da musste sie weinen. „Schäme dich!“, schrie sie den Bruder an. Aber der lachte weiter, und also versagte auch hier die Autorität der Hausfrau.

Da erscholl von der Kate her ein scharfer Ruf: „Wollt ihr Frieden halten?“ Die Wirkung war ganz anders als die einer einfachen Frage. Jürgen Goos ließ den Schopf des Gegners sofort fahren, und auch der Gefangene machte keinerlei Anstalten zum Weiterkämpfen. Abel stand in der Tür ihrer Kate. „Komm hier mal ’n bisschen her, mein Junge!“, rief sie mit hohnvoller Freundlichkeit. Und Jürgen Goos schlich hinüber und verschwand mit der Alten in der Kate.

Wie war es zu dem Kampf gekommen? Jörn Goos musste sich verantworten und konnte das mit leidlich gutem Gewissen. Hatte er etwa nicht gesehen, wie der Franzose im Dämmer der Diele der Magd Lena nach der Brust fasste? „Denn warst du im Recht, mein Junge“, sagte Abel. „Aber beschmier dich man nicht mit dem Kerl; das gibt bloß Scherereien. Der Franzose soll vom Hof; dafür wird gesorgt.“

Dann ließ Abel ihre Schwiegertochter rufen, um ihr den Fall zu erklären. Die Alte hatte erst eingegriffen, als sie sah, dass

Elisabeth sich bei den Mannsleuten doch noch nicht richtig in Respekt setzen konnte. Denn musste sie also zutreten. Aber die Deern, die Lena, sollte auch ihre Reise machen, und das war Aufgabe der Frau aus dem Großhause. Elisabeth nahm ihren Auftrag entgegen.

Stine Timm wurde ausgeschickt, um die Magd Lena Röschmann zu holen. Kurze Zeit darauf schleifte das alte, hässliche Mädchen das junge, hübsche über den Hof, der Küche zu. Sie hielt die Widerstrebende mit rächerischer Inbrunst an ihrem Sackschurz fest, fast so, wie sie manches Suppenhuhn an einem Flügel zum Haublock befördert hatte. Unsere Frau sollte dem leichtsinnigen Geschöpf man mal tüchtig die Beichte verhören. Stine konnte sich schon denken, was da losgewesen war.

Leider bekam sie aber die Strafpredigt nicht zu hören; denn feine Leute sind ja mit ihrem Kram immer so heimlich. Elisabeth nahm die Magd mit in die Stube und redete sich da ihre Empörung vom Herzen: Die Franzosen wissen sehr wohl, was sich schickt und treten einem Mädchen nicht zu nahe, wenn ihnen dazu nicht Mut gemacht wird. Lena heulte und beteuerte ihre Unschuld: „Wenn er es aber einfach tut!“

Am Abend kam dann Louis Ribardière, der Napoleonsbärtige, der Freche, vor das Gericht des Gefreiten Buhmann. Der Kommandoführer machte sich seines milden Regimentes wegen oft Selbstvorwürfe. Aber die Alte in der Kate wollte ja auf ihrem Hof von der richtigen preußischen Strammheit nichts wissen, und gegen diese Frau war schlecht anzukommen. In diesem Falle musste indessen scharf, sehr scharf durchgegriffen werden, und Buhmann nahm allen Kommiss zusammen und wettete, dass es eine Art hatte. Da sah der Dolmetscher Marzais in ihm den preußischen Militarismus verkörpert, aus dem er sich doch einen Popanz gemacht hatte, obwohl er das Fremde zu begreifen suchte. Seine Antworten auf die Fragen des Gefreiten wurden hochfahrend und höhnisch. Der Deutsche habe mit den Gewalttaten angefangen, und man könne es dem Angegriffenen nicht verargen,

wenn er sich wehre. Man schein aber dafür in Deutschland wenig Verständnis zu haben. Man schein zu erwarten, dass der Angegriffene den Überfall ohne Widerstand dulde und sich dazu noch schuldig bekenne. Gefreiter Buhmann verstand dunkel, was hier noch nebenher gemeint war: Belgien. „Ich habe mich mit Ihnen nicht über Politik zu unterhalten“, sagte er abschließend. „Lassen Sie die deutschen Mädchen und Frauen in Ruhe, darum geht es. Louis wird gemeldet und kommt ins Lager zurück.“

Als Marzais wenig später mit Timm Schierholdt den peinlichen Vorfall besprach, empfand er vor der menschlichen Würde des alten Bauern die Unangebrachtheit von Reden, wie er sie dem Gefreiten gegenüber geführt hatte. „Wir brauchen diese Geschichte, so bedauerlich sie ist, nicht tragisch, d.h. politisch zu nehmen, Herr Schierholdt. Die Kämpfer haben, wie ich mir sagen ließ, zu etwa gleichen Teilen Hiebe ausgeteilt und hingenommen, so dass das Nationalgefühl auf beiden Seiten gleich verletzt und befriedigt ist. Ich meine, man kann absehen von der Tatsache, dass ein Deutscher und ein Franzose sich geschlagen haben. Zwei junge Burschen sind eines Mädchens wegen in Streit gekommen, und das geschieht wohl überall einmal. Ich sehe natürlich ein, dass Louis hier nicht bleiben kann.“ Das war ganz auch Timm Schierholdts Meinung.

Es erschien an dem Abend noch mancher Bauer, der über die Prügelei von Augenzeugen etwas hören wollte. Das Ganze war ja eigentlich ein Spaß. Jörn hatte recht, als er den Franzmann anfasste, das versteht sich. Aber der Franzose hatte in seinem Gegenangriff recht und eigentlich auch in der Sache mit dem Mädchen. Denn, mein Gott, er war ein junger Kerl und Gefangener. Zu verstehen war das schon.

Unter den Gefangenen wurde das Ereignis mit größerer Erregung besprochen. Denn zum ersten waren sie Franzosen, und dann hat, von der Volkszugehörigkeit abgesehen, jeder Gefangene ein überreiztes Ehrgefühl. Oft fühlt er sich gedemütigt, wo kein Mensch ihm Böses will. Sie standen an der Tür der alten

Kate um Louis Ribardière geschart, der mit starken Flüchen immer wieder beteuerte, dass er den Boche vollständig demoliert haben würde, wenn nicht die Ehemalige dazwischen gekommen wäre, die ja doch – alles was recht ist! – ein ganz gutes Herz hat. Ganz ähnlich erzählte auch Jürgen in der Knechtekammer, wo er vor seinem kleinen Spiegel stand und das mit Wasser an den Kopf geklatschte, widerborstige Haar zu zähmen versuchte. Er wollte noch zu Dorf und bei Knechten und Mädchen die fällige Anerkennung einziehen.

Als er bei seinem Gang über den Hof den Franzosen zu Gesicht kam, flogen aus ihrem Kreis starke Drohungen hinüber. Jörn rief in seinem Plattdeutsch heftige Prahlereien zurück. Da piff Buhmann entschlossen zum Appell, eine Stunde früher als gewöhnlich. Die Gefangenen murrten, Marzais legte Verwahrung ein. Aber es half nichts. Sie mussten in die Kate gehen. Der Gefreite schloss hinter ihnen ab und legte die Kette vor.

Da sangen sie drinnen mit viel Begeisterung die Marseillaise, und dann wurden Reden gehalten. Léon Duverger, der Politiker, berief sich auf die Genfer Konvention und entwickelte den Plan, mit sympathischer Tinte einen Brief zu schreiben für die Bürgerin zu Hause. Er sei von den letzten Wahlen her gut bekannt mit dem Abgeordneten Remblière, und der müsse in der Kammer interpellieren. Und das Rote Kreuz müsse sich einmal gründlich die schändliche Behandlung der Gefangenen in der Bochie ansehen. „Da schreibt mir die Bürgerin, dass die Boches bei uns jeden Tag Wein und Weißbrot bekommen“, warf Marcel Pradeau ein, der Sachverständige in allen Fragen des Leibesunterhalts.

Maurice Thaudière stand an dem alten Beilegerofen der Döns, kniff die Augen zusammen und ließ ihr Feuer nach innen schwelen: „Internationale Abmachungen – das ist bekannt – sind für die Boches Papierfetzen. Wir müssen handeln. Dass man sich nicht wundert, wenn es hier an einem dieser Tage mal zu brennen anfängt!“

Gaston Marzais brach in ein herzhaftes Gelächter aus: „Jungens, seid vernünftig! Geht’s euch so schlecht? Was ist denn eigentlich los? Lasst ihr die deutschen Weiber in Ruh!“

* *
*

Elisabeth ging dem Franzosen Marzais aus dem Wege. Sie hätten bei einem Zusammentreffen doch beide an den ekelhaften Vorfall mit der Magd denken müssen, und davor fürchtete sich die junge Frau.

Wenn doch dieser grauenvolle Krieg bald zu Ende gehen wollte! War denn noch nicht genug Leid über Deutschland gekommen? Heinrich musste wiederkommen, bald, sehr bald. Sie fühlte sich in ihrem Frieden von irgendwoher dunkel bedroht. Bei Heinrich, dem einfachen, geraden, treuen Menschen war Sicherheit. Das Schutzbegehren musste ihr in der Verwirrung der Gefühle als Liebe gelten. Und wenn doch der Krieg zu Ende gehen wollte, ehe Kurt seinen tollen Plan ausführen konnte!

Denn der Junge wurde immer störrischer. Eines Tages erschien er mit arg verbogenem Fahrrad, zerschundenem Jochbein und aufgerissener Hose in Bliesdorf. Es war ohne weiteres klar, dass er nicht flunkerte, als er von einem Sturz erzählte. Aber mit seiner Sprache war doch etwas nicht in Ordnung! Er wehrte eifrig ab, als Elisabeth die Wunde näher betrachten wollte und bat nur, sie möge ihm die Hose vorläufig ausbessern. Elisabeth kniete vor ihm nieder, um den Schaden zu besehen, fuhr dann aber sofort wieder hoch und flog in Ekel und Empörung zurück.

„Pfui, Kurt! Du hast getrunken. Pastor Tormählens Sohn fährt betrunken durchs Land und macht die Familie zum Gespött.“

Der Schüler wehrte sich in verletztem Stolz gegen den Vorwurf der Betrunkenheit. „Die paar halben Liter!“, sagte er wegwerfend. Als aber die Schwester immer wieder von dem Vater sprach, da kam ein böses Glimmen in seine Augen, und nun

wollte er sehr bewusst der Schwester weh tun: „Wir haben mit ein paar Urlaubern bei Bahnsen in der Hinterstube gegessen und uns vom Krieg erzählen lassen. Das haben wir schon oft gemacht.“

„Wenn Vater das wüsste!“ klagte Elisabeth wieder. „Es geht doch gewiss sehr roh zu in diesen Krügen.“

„Was ihr so roh nennt, ihr Zartbesaiteten“, schrie der junge Mann jetzt in offener Wut und Bosheit. „Soll ich dir mal erzählen, was ich heute von Hansen aus Bunsöh erfahren habe? Der ist nämlich dabei gewesen, als der junge Mahler fiel, über dessen Tod Vater damals so ergreifend predigte. Von Sturmangriff hat er geredet, von jauchzendem Vorwärtsstürmen, bewusster Opferfreude und solchen Dingen. Vater sagte, der letzte Gedanken des Soldaten habe seiner Mutter und Deutschland gegolten. Woher will er das wissen? Er stellt sich den Krieg vor wie so 'ne Art Kindervergnügen. Jeder schwingt eine kleine Papierfahne. Und dann singen sie „Deutschland über alles“, und der Feind ist geschlagen. Und manch einer muss dabei freilich den Heldentod sterben, damit die Pastoren rührende Reden halten können.“

Elisabeth war so entsetzt, dass sie nicht zu Worte kommen konnte. Der empörte junge Mensch redete weiter; Tränen standen ihm in den Augen: „Ich will dir erzählen, wie Mahler gestorben ist. Von Sturmangriff war gar nicht die Rede. Die Kompanie sollte in Ruhe kommen und war auf dem Rückmarsch. Die Leute hatten ihren Jokus und dachten kaum noch an Krieg. Da fuhr eine Granate in die Kolonne, und da spritzten sie nach allen Seiten auseinander über die Gräben. Hansen aus Bunsöh blieb liegen. Es hatte ihn wohl umgerissen; aber er hatte nichts abgekriegt. Neben sich hörte er Mahler schreien. Es waren nur zwei Worte; aber er hörte sie ganz deutlich. Als er sich besonnen hatte und sich dem Mahler zuwenden konnte, war der schon tot. Das mit den letzten Worten ist meistens ein Schwindel; ich habe das immer so gefühlt. Aber die letzten Worte von Mahler, die sind authentisch;

dafür bürgt Hansen aus Bunsöh: ‚Verdammte Scheiße!‘ hat er gesagt.“

Wenn doch der Krieg zu Ende gehen wollte! Festen Männern wie Heinrich Schierholdt kann er wohl wenig anhaben; aber die Jugend verfällt einer hoffnungslosen Verrohung. Elisabeth war angewidert, aber auch in tiefer Seele betrübt und bekümmert. Der Bruder las ihr den Schmerz vom Gesicht, und da weinte er wie ein kleiner Junge und war nichts mehr von einem angehenden Soldaten: „Verzeih mir, Elisabeth! Aber es hilft alles nichts. Ich muss ins Feld. Halte mir keine Predigt! Es hat keinen Zweck. Hilf mir bei unserem Vater! Du brauchst mir nicht vorzustellen, was mich da draußen erwartet. Ich laufe hinter den Urlaubern her, nicht, um mit ihnen heimlich zu saufen, das kannst du mir schon glauben. Ich will mir erzählen lassen. Ich muss wissen, was mir bevorsteht, ich will mir gar keinen Kinderkram vormachen, wie es die Primaner damals wohl getan haben. Umso besser kann ich meine Pflicht tun.“

Bei diesen Worten war aus dem weinenden Knaben wieder ein Mann geworden. Die Schwester nahm ihn in ihre Arme, obwohl sein Atem nach Bier roch: „Komm morgen wieder; dann wollen wir noch einmal davon sprechen.“ – „Ach, du meinst, weil ich die paar Glas Bier getrunken habe, darum rede ich so dicke Töne? Aber wie du willst.“

Am nächsten Tag erschien da ein Mann und war so ernst, so nüchtern, so entschlossen, dass es vor ihm Elisabeth wie Beschämung überkam. In wunderlichen Zeiten leben wir! Dass einem halbe Jungen, die in der Schule wenig leisten, solchen Respekt einflößen können!

Der Unteroffizier Heinrich Schierholdt hatte im September 1915 an den Kämpfen in der Champagne teilgenommen. Den Gefangenen in Bliedorf war von den anfänglichen Erfolgen des großen französischen Angriffs etwas bekannt geworden. In politischen Auseinandersetzungen mit den Bauern – von Gesprächen

konnte nicht eigentlich die Rede sein – stellten sie mit Zuversicht das nahe Ende des Krieges in Aussicht.

Elisabeth trug in dieser Zeit um ihren Mann schwere Sorgen. Es war wie eine Erlösung, als er in einem Brief gleichzeitig mit seiner Beförderung zum Vizefeldwebel das Erlöschen der gegnerischen Angriffe anzeigte. Und eines Tages hielt Elisabeth die Urkunde in Händen, durch die ihrem Manne das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen wurde. „Im Namen Seiner Majestät des Kaisers und Königs habe ich dem Vizefeldwebel Schierholdt das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen, weil er am 24. September 1915 wieder, wie schon so oft, ein glänzendes Beispiel von Tapferkeit gegeben hat, indem er bei einem französischen Angriff sich einer Kompanie mit seinem Zuge entgegenwarf und den in den Graben eingedrungenen Feind im blutigen Handgemenge vertrieb.“ Der General selbst hatte diese Urkunde unterschrieben.

Da war Elisabeth Schierholdt auf ihren Mann sehr stolz, und ihrer Verse gedachte sie jetzt mit großem Unbehagen. Als aber Heinrich einen Urlaub ankündigte, erschrak sie, nicht zwar über die gute Nachricht selbst, sondern darüber, dass der frei hinstürmenden Freude Heinrichs ihre eigene etwas kläglich und gehemmt nachhinkte. Der gute, treue, tapfere Mann! Mit welcher Liebe denkt er mir entgegen! Und ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll! Seht, das ist Pastor Tormählens Tochter! Der Mann steht im Felde, ist ein tapferer Soldat und trägt das Eiserne Kreuz erster Klasse! Elisabeth weiß, was einem deutschen Helden gebührt und gibt ihm in Briefen das Seine. Aber nun wird er bald in Fleisch und Blut vor ihr stehen, und das ist etwas ganz anderes.

In großer Qual umschlich sie immer die eine Frage: „Liebst du ihn denn noch?“ Aber die Frage war groß und ernst und tauchte fordernd in allen Schleichpfaden der Gedanken auf. Es war nicht an ihr vorbeizukommen, und die junge Frau nahm allen Mut zusammen und antwortete: „Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht.“ Wohl war das die Wahrheit; aber sie gab keinen Stolz und

befreite nicht, wie es Wahrheit doch tun soll. Und zum ersten Mal in ihrem Leben fand Elisabeth sich erbärmlich.

Heinrich hatte den Tag seiner Ankunft angegeben, und Timm Schierholdt und seine Schwiegertochter wollten ihn mit dem Wagen aus der Stadt abholen. Sie waren darauf gefasst, einen ganzen Tag unten zubringen und einige Male vergebens an den Bahnhof gehen zu müssen. Elisabeth stand am Herd und gedachte des kommenden Tages in Sorge. Da ließ Stine Timm plötzlich eine Kanne splitternd auf die Fliesen fallen. „Der Bauer!“ schrie sie auf.

Heinrich Schierholdt stand in der Tür und trug sein Kind auf dem Arm. Er hatte die kleine Wiebke im Garten gefunden, wo sie sich an diesem sonnigen Oktobertag noch einmal auf ihrem sorglich eingezäunten Sommerspielplatz vergnügte. An den Stäben des Laufgitters war er hingekniet, ganz behutsam, um das Kind nicht zu schrecken. Und dann begann er zu locken und sagte hochdeutsch: „Komm her, kleine Deern, ich bin dein Vater.“ Ihm antwortete Elisabeths Kind in plattdeutscher Sprache lustig und zutraulich: „Vadder! Vadder!“ und ließ sich willig auf den Arm nehmen.

In der Küche kam es nun zu einer Begrüßung ohne Überschwang, in der sich Stine Timm fast ebensogut wegkommen glauben durfte als die Frau selbst. Schon wollte wieder eine kleine Enttäuschung in Elisabeth aufsteigen. Da sah sie ihrem Mann in die Augen. Und plötzlich gewannen die Worte der Verleihungsurkunde ein eigenes Leben, blieben nicht schöne Klänge, sondern wurden zu Bildern. Sie schloss in Entsetzen die Augen und schluchzte auf. Es kam ihr in den letzten Zeiten so viel Neues vor, und sie fühlte eine ganz neue und unbegreifliche Ehrfurcht vor der Sparsamkeit der Gebärde und der Verhaltenheit des Wortes.

Heinrich Schierholdt legte seine Uniform ab und tat Arbeitskleidung an. In den ersten Tagen aber bekam ihn keiner recht zu

Gesicht. Bei kurzen, prüfenden Gängen durch Scheuer und Stallungen trug er die kleine Wiebke immer auf dem Arm, und mit dem Kinde erschien er jeden Tag für eine Stunde bei seiner Mutter in der Kate, ließ sich erzählen und las die Briefe, die Fritz aus der französischen Gefangenschaft schrieb. Dabei wurde ihm auch klar, warum das Kind in seinem noch ungeschickten Geplapper mehr Neigung zum Plattdeutschen als zum Hochdeutschen zeigte. Offenbar beschäftigte sich die Großmutter mehr mit dem Kinde als die Mutter. Wenn er dann aber das rührende Wirken seiner Elisabeth in der Bauernwirtschaft bedachte, wertete er es als ein Heldentum, dem seinen gewiss gleichgeartet. Sie hat keine Zeit; ihr machen all diese neuen Aufgaben mehr Mühe als anderen. Und doch war da ein kleiner, hartnäckiger Schmerz, als ihm nun einfiel, wie das Kind ihn mit dem plattdeutschen Wort „Vadder“ zutraulich begrüßt hatte. Sonderbar, dass Elisabeth es der Großmutter überlassen hatte, die kleine Wiebke auf das Kommen des Vaters vorzubereiten!

Das Gespräch zwischen Mutter und Sohn war nicht lebhafter und herzlicher als in anderen, in besseren Zeiten. Nach Wesensart und Erziehung musste beiden reine Gefühlsäußerung als unstatthaft und sogar schamlos erscheinen. Das Gefühl war für sie gebunden an die nahen, greifbaren Gegenstände der Wirtschaft, um die ihr Gespräch ging. Und dies Reden über die Wintersaat war beiden aus inneren Lichtquellen magisch durchleuchtet von einer ruhigen Gewissheit des Verstehens und der Liebe. Da bedurfte es langer Erklärungen nicht.

Die alte Abel wusste, was Heinrich dachte, wenn er wohl erfreut, und doch auch mit einem Ausdruck leisen Schmerzes dem plattdeutschen Geplapper des Kindes horchte. Sie strich Wiebke über den Blondkopf und sagte zärtlich: „Wiebke will einmal eine richtige Bauerndeern werden.“ Nach einer still durchgrübelten Weile fing Heinrich an, Elisabeths Bemühungen um den Hof zu loben. Abel nickte dazu: „Ja, ja, sie gibt sich wohl Mühe. Es ist nicht bloß Spielerei. Aber sie muss noch viel lernen.“

Die Gefangenen redeten abends von dem Patron, der ihnen noch kaum zu Gesicht gekommen war. Schon öfter hatten bei ihnen in der alten Döns deutsche Urlauber vorgesprochen. Die Bliesdorfer hatten dem Besuch der ersten Urlauber mit einigen Sorgen entgegengesehen. Denn wie leicht konnte einen deutschen Soldaten, der nach kurzem Atemholen in die Hölle zurück muss, eine verständliche Wut packen, wenn er sah, wie die Franzosen hier ganz unverdientermaßen ein friedliches, schönes Leben führten.

Als einer der ersten kam damals Klaus Holling, kein schlechter Kerl, gewiss nicht; aber ein Hitzkopf, der schon früher einmal wegen Körperverletzung drei Monate gesessen hatte. Die Bliesdorfer sahen Mord und Totschlag voraus. Er ging denn auch zu den Gefangenen in die Kate, und Buhmann, dem ein Wort gesteckt worden war, hielt sich in Bereitschaft. Aber es geschah nichts. Klaus Holling verteilte Zigaretten und redete mit den Gefangenen, so gut es gehen wollte. Im Dorf erzählte er nachher sehr befriedigt, es gehe den Gefangenen gut. „Der Buhmann scheint ein anständiger Kerl zu sein. Man muss diesen Garnisonsoldaten ein bisschen auf die Finger sehen.“ Seitdem brauchten die Bliesdorfer nicht mehr mit Zittern und Zagen jedem Zusammentreffen von Urlaubern und Gefangenen entgegenzusehen.

Als Heinrich Schierholdt sich in den ersten Tagen so gar nicht um die Gefangenen kümmerte, waren die fast ein wenig gekränkt und fanden den Patron gleichgültig. Aber der „neue Louis“, wie man den Ersatzmann für den gemäßregelten Ribardière nannte, obwohl er Roger hieß, der neue Louis meinte entschuldigend: „Er hat noch keine Zeit. Er ist noch mit der Patronne beschäftigt. Denn nach 15 Monaten ist etwas fällig. Bedenkt doch! Wenn hier jetzt plötzlich meine Frau erschiene, so würde ich mich für einige Zeit den Teufel um euch Mannsleute kümmern.“ Solche Reden wurden gebührend belacht. Gaston Marzais verstand nicht recht, warum sie ihm einen so stechenden Schmerz bereiteten.

Am ersten Sonntag seines Urlaubs erschien dann Heinrich Schierholdt in der alten Kate, wo die Franzosen an einem Tisch oder auch auf den Strohsäcken saßen und an ihren nun ganz verschlissenen roten Hosen und den blauen Mänteln ziemlich ausichtslos herumflickten. Alle erhoben sich artig, und der Bauer ging reihum, gab jedem freundlich die Hand und fragte nach dem Befinden. Dann hatte er ein längeres Gespräch mit Gaston Marzais.

Der Franzose erzählte von dem Landsitz seines Vaters, der Ferme Messignac, von dem alten Gemäuer aus der Feudalzeit, das im Département Vienne am Abhang einer Höhe stand und in das Tal der Blourdes hinabschaute. Sie redeten aber von deutschem und französischem Bauerntum in so unruhigem Eifer, weil sie einen Gesprächsgegenstand bannen wollten, der im Hinterhalt wachsam und geduckt seiner Gelegenheit wartete. Und mit einem Sprunge stellte er sich unversehens zwischen sie und forderte sein Recht: der Krieg! Da standen zwei Männer, von denen jeder gelernt hatte, das Volk des andern zu achten. Sonderbar war es, dass der Krieg diese am allerwenigsten voraussehbare Wirkung hatte! So musste der Herrische sich der Beherrschung fügen, die dem Gespräch der Männer Haltung vorschrieb, und darum erschien er hier nicht als eine grauenvolle Auseinandersetzung zwischen vermessen ehrgeizigen, wetteifernden Völkern, nicht als eine unbüßbare Schuld Einzelner, nicht als die vorbedachte Büberei eines fluchwürdigen und tiefgehassten Gegners, sondern als ein Verhängnis, das aus unerforschbaren Schicksalsgründen aufgestiegen ist. Der Einzelne erhält in dem rasenden Durcheinander ohne Wahl den Platz angewiesen, wo er seine Pflicht tun muss. Er weiß oder lernt doch schnell, dass seinem Gegenüber ebensowenig eine Wahl blieb. Wie sollten Frontsoldaten einander hassen?

Am folgenden Tage ging der junge Bauer auf die Schnapenheide zum Pflügen. Sein Vater hatte ihn zurückhalten wollen; er solle sich seine wenigen Urlaubstage nur ganz zu Feiertagen ma-

chen. Denn die habe er wohl verdient. Aber Heinrich ging zum Pflügen, eben weil er sich einen Feiertag machen wollte.

Es war ein trüber, ganz stiller Oktobertag. Wie im Traum zog er eine Furche nach der andern über die Koppel, die an zwei Seiten von Wald umschlossen war. Mit ihrem rostbraunen, schütterten Laube ragten dort aus mäßig hohem Anwachs einzelne Buchen heraus, von denen jede ihm genau bekannt war. Und wieder kam das große Verwundern darüber, dass hier das Leben der Dinge unberührt bleibt, während im Menschlichen grenzenlose Verwirrung mit jedem Tage noch wächst. Vor dem Wenden hielt er jedesmal einige Zeit inne, sprach zärtlich mit den Pferden und pflückte am Wall von den letzten Brombeeren, die überreif und schon wässrig im Gesträuch saßen. Und wieder sah er abwechselnd über sich ins Geschiebe der Wolken und unten auf die braune Scholle, die unter der Pflugschar emporquoll wie eine schwere Wolke am Horizont. Seitlich fiel die Erde locker auseinander; aber hier und da erhielten sich Stellen, die von der Berührung mit dem abgeschliffenen Eisen ihre Glätte bewahrten, und diese Flächen leuchteten silbern auf, wenn die herbstmatte Sonne für Sekundendauer das Gewölk durchbrach. Am Ende der Furche stand Heinrich Schierholdt versonnen in dem anheimelnden Brodem, der aus dem Geruch der frisch gebrochenen Scholle und dem warmen Dunst der Pferdeleiber gemischt war. Und aber biss die Pflugschar knirschend in den Boden. Ein Wunder ist die große Stille! Es ist nur das Knirschen der Pflugschar hörbar und ein Janken von dem noch neuen Ledergeschirr des Braunen. In vorsichtigem Abstand folgen der Spur des Pfluges Krähen, die vor den kommenden Zeiten des Darbens ihren Tisch noch einmal gut bestellt finden. Manchmal krächzen sie auf, wie in einem Gezänk um einen feisten Engerling. Dann ist wieder schöne Stille.

Auch an der Front kennt man die Stille. Aber sie ist nicht gut, und immer ist ein hämisches Lauern in ihr verborgen. In jedem Augenblick kann das plötzliche Verderben mit Höllenlärm aus ihr hervorbrechen. Hier ist die Stille gut, gut wie Elisabeth.

Heinrichs Gedanken gingen von der Mutter zu dem Kind Wiebke. Er lachte laut auf, als ihm eine ihrer drolligen Redewendungen einfiel. Aber wie die Muskeln um den Mund aus der Ausschweifung des lauten Lachens in die gemäßigtere Spannung eines Lächelns zurückglitten, so gingen seine Gedanken zurück zu Elisabeth. „Wir kommen noch hin, wenn Gott uns Leben gibt.“ Zuversicht, die aus dem Boden der Heimat zu ihm emporstieg, überspielte sein Lächeln flüchtig mit dem Glanz des Glückes, so wie das silberne Aufleuchten über die frische Furche lief, wenn die Sonne durchbrach. An seinem Grunde aber blieb das Lächeln schmerzhaft.

Abends wusch er an der Pumpe die feuchte Erde ab, die in Klumpen an seinen Stiefeln haftete. „Deutsche Erde, eigene Erde“, sagte er zu Marzais, der herantrat. „Vor einigen Tagen, als ich meinen Urlaub antreten wollte, habe ich die französische Erde abgewaschen.“ „Hoffentlich können Sie recht bald einmal wieder hier sein, Herr Schierholdt“, sprach der Franzose, und leiser wurde seine Stimme, als er hinzufügte: „Und dann bringen Sie mir eine Handvoll französischer Erde mit.“ Heinrich schlug die Augen nieder, um eine jäh und unerklärbar aufsteigende Rührung dem andern nicht zu verraten. Er verstand diese Bitte so gut; aber er wunderte sich, dass der Franzose sie aussprechen konnte.

In den letzten Urlaubstagen erwirkten Elisabeth und Heinrich gemeinsam nach schwerem Kampf Pastor Tormählers Einwilligung zu den Plänen seines Sohnes Kurt. Und dann begann das Abschiednehmen, das schwerer war als im August des vorigen Jahres. Auch die Franzosen bekamen ihren Händedruck und ihr gutes Wort. Heinrich gab Gaston Marzais noch einmal besonders die Hand. An der Front war es Sitte, verstörten Gefangenen mit einem herzlichen „Kamerad“ wieder Mut zu machen. Hier sträubte sich in dem Schierholdt-Bauern etwas gegen den Gebrauch des Wortes; es erschien ihm im friedlichen Bliedorf ungehörig und leise theatralisch. Aber der Franzose ist bei aller Gelehrsamkeit doch ein Bauer und möchte eine Handvoll französi-

scher Erde haben. Und er überwand sich: „Leben Sie wohl, Herr Kamerad.“

* *
*

Da der Gefreite Buhmann für den Notfall seinen Dolmetscher immer nahe wissen wollte, war im Anfang bestimmt worden, Marzais sollte ausschließlich auf dem Schierholdt-Hof beschäftigt werden. Nun bat der Franzose, man möge ihn auch bei andern Bauern arbeiten lassen, damit er Gelegenheit finde, sich im fremden Lande umzutun. Buhmann erfüllte ihm den Wunsch; denn der dicke Oberleutnant Mahrt, den Bliesdorfern als Amtsrichter wohlbekannt, hatte nie nach dem Dolmetscher gefragt, wenn er einmal vom Kommandanten des Gefangenenlagers zum Nachsehen ausgeschickt wurde.

Was half es denn nun, dass Gaston sich vor dem Nachdenken immer gehütet hatte? Am Ende musste er vor sich selbst das Geständnis ablegen, in die blonde Frau auf eine ganz dumme Weise verliebt zu sein. „Ich darf sie nicht mehr so viel sehen; dann werden mir die Flausen schon vergehen.“ Im Übrigen wird Gaston Marzais einmal Professor der Sorbonne oder der Ecole normale supérieure sein; und wenn dann auch das Fach der Germanistik ihm anvertraut ist, so braucht er doch darum keine deutsche Frau zu haben. Und vor allem Anfang gehört sie noch einem deutschen Bauern, der an der Front steht und ein grundständiger Mensch ist. Jeder Versuch, diese Frau an sich zu ziehen, wäre eine Gemeinheit. Liebe? Man muss das Gefühl in dem vorliegenden Fall ganz kaltblütig und sozusagen wissenschaftlich analysieren. Das törichte, unbeschäftigte Herz sucht Betätigung, und der nächstbeste Gegenstand ist ihm recht. Auch steigt von unbefriedigten Sinnen allerlei zweifelhaftes Gewölke auf, und wenn man es von dem sogenannten Gefühl her rötlich-schönfärberisch anleuchtet, sieht es nach etwas Rechtem aus.

So predigte sich Gaston Marzais Vernunft, tat das mit einer gefälschten guten Laune und in burschikosen Ausdrücken, so wie

wohl ein Arzt am Bett des Kranken mit großem Hallo ein Übel als geringfügig hinstellt, wenn er gleich die Bedenklichkeit der Sache durchschaut hat.

Elisabeth war froh, dass ihr der Gefangene nicht mehr so oft zu Gesicht kam. Es war ja dumm: aber sie verrichtete nun einmal die Arbeit einer Bauernfrau besser und unbefangener, wenn sie sich vor offener und verstohlener Beobachtung gleich sicher wusste.

Das Verhältnis zu dem Schwiegervater war fester und inniger geworden, seitdem Elisabeth für ihn die Bücher führte. Auch war das freie Bauernleben nun schon durch so viele Verordnungen eingeschnürt, dass der Alte sich nur noch mit äußerster Anstrengung zurecht fand. Die kluge Schwiegertochter hatte alles im Kopf und konnte ganz verhedderte Verordnungen aufrebbeln wie einen alten Strumpf. In den Viehställen wusste die junge Frau gut Bescheid, weil sie nun auch für alles Getier den Trächtigkeitstabelle führte. Sie konnte genau angeben, welche Kühe trocken standen, und wann das Kalb kommen musste.

Sie ging oft in den Kuhstall, nicht nur zum Arbeiten, sondern auch dann, wenn in drangvoller Geschäftigkeit das Bedürfnis nach einer ganz stillen und müßigen Viertelstunde unabweisbar wurde. An diesen nebligen Novembertagen war es dort besonders heimelig. Den Futtergang schritt sie hinab und blieb vor der schwarzbunten „Hertha“ stehen, an der sie im Frühjahr das Melken gelernt hatte. Das Tier lag malmend an seinem Platz und sah die Frau an, als ob es sie kenne. Elisabeth neigte sich ihm über die gemauerte Futterrinne zu, streichelte es und sagte zärtlich: „Um den 20. April kommt deine Stunde, Hertha!“ Plötzlich fragte sie sich mit einem heißen Erschrecken: „Kommt auch meine Stunde?“ „Nein! Nein!“, schrie es in ihr auf. „Das kann ich nicht; das kann ich jetzt nicht. Später vielleicht, wenn all diese Verwirrung vorüber ist, und vielleicht auch einmal mit Freuden, hoffentlich einmal mit Freuden. Aber jetzt nicht, jetzt nicht!“

Sie erinnerte sich des Tages, an dem Lena Röschmann verwirrt und wie in der Ahnung, einem verwandten Schicksal aufgespart zu sein, ins Haus gestürzt kam: „Unsere Frau, unsere Frau, die Kuh kann nicht vom Kalb kommen, und die Mannsleute sind alle weg.“ Elisabeth sah heute wie damals die gequälte Kreatur in ihrem Unrat liegen und ekelte sich heute wie damals. Sie dachte an die Geburt der kleinen Wiebke und an alles, was ihr vorgegangen war. Herr Gott, verlange das jetzt nicht von mir! Ihres Mannes, der eben in den Schützengraben, unter die ständige Todesgefahr zurückgekehrt war, gedachte sie mit einem Groll, der auffuhr wie ein Natternkopf aus dem Heidebult. Sie nahm allen Mut zusammen, packte das Untier und schnürte ihm das Leben ab. Und zum andern Mal sagte sie sich: „Du bist schlecht, Elisabeth Tormählen!“

Ein kleiner Trost war immerhin, dass die alte Abel der Schwiegertochter nun doch etwas milder begegnete. Eigentliche Herzlichkeit aber durfte man von ihr wohl niemals erwarten. Die junge Frau war hier in eine Schule geraten, in der es anders zugeing als bei Fräulein Martensen in der Marschstadt und in dem Kasseler Pensionat. „Gut, Elisabeth Tormählen, sehr gut“, das musste sie damals täglich zehnmal hören, wenn ihr der Tag nicht als verloren gelten sollte. Aber sie hieß nun Elisabeth Schierholdt, und Anerkennung und Bewunderung wurden ihr sehr karg zugemessen.

Abel ließ den französischen Dolmetscher am Sonntagvormittag zuweilen für ein Stündchen in ihre Kate holen. Das geschah immer, wenn sie der Zeitung eine erregende Nachricht über die Behandlung der Gefangenen in Frankreich entnommen hatte. Marzais sollte sie dann beruhigen, und er wies denn auch in warmen und etwas überschwänglichen Reden nach, dass der Franzose seiner Art und Lebensüberlieferung nach einfach unfähig ist, wehrlose Menschen zu quälen. An den rednerisch ausschweifenden Stellen kniff Abel wohl die Lippen zusammen. Zum Gebrauch hoher Worte sind die Pastoren gesetzt; andern

kommt dieses Recht nicht zu. Höchstens können noch die Zeitungsschreiber so ins Zeug gehen, und schreiben ist ja auch leichter als sprechen. Trotz solcher Vorbehalte ließ sie sich doch von den Worten des Franzosen beruhigen.

„Fritz schreibt ja auch immer, dass es ihm gut geht in Frankreich, und dass er nichts aussteht. Über die Zeitungsschreiber kann ich mich manchmal rein doll denken. Wenn andere sich schlagen, stehen die Feiglinge dabei und hetzen, damit die Kämpfer sich nur ja nicht loslassen und Frieden machen. Nun, das Ende steht in Gottes Hand. Denn sollen Sie Dank haben, Herr Professor. Es ist ja schön, dass ich noch auf Briefe von Fritz lauern kann.“ Dabei ging ihr Blick auf die Stelle an der Bilderwand, wo Karls Bild in einem ovalen Rahmen unter Flor und Immortellen hing. Gaston Marzais war von dem beherrschten Schmerz der alten Frau sehr ergriffen. Timm Schierholdt sah besorgt zu Abel hinüber. Auch in seinen Augen stand der Schmerz um den Gefallenen. Der Bauer war sehr alt geworden.

Dann durfte Marzais die Zeitungen der letzten Woche durchsehen. Er verbarg seine Empörung, wenn er von dem sittlich-verkommenen, sadistischen Franzosenvolk las, das gelähmt ist durch die Ausschweifungen früherer Zeiten und nun als verlebter Greis sich auf Andere stützen muss, wenn es sich noch bewegen will. Zur Hilfeleistung ist ihm da jeder gut, auch der Neger. Marzais beherrschte seinen Zorn; denn man lebte ja – von den durch die Höflichkeit unverbrüchlich gebotenen Rücksichten abgesehen – in einem Lande, wo Gefühlsäußerungen zu entehren scheinen. Wie saß die alte Bäuerin starr da, den Blick auf das Bild ihres gefallenen Sohnes gerichtet! Sehr treffend hatte aber die Alte von den Zeitungsschreibern geredet, die so ungereimte Anklagen gegen Frankreich erheben. Das zeugte von einer Unabhängigkeit des Geistes, die unter deutschen Bauern immerhin selten sein mochte.

Wenn Marzais die Zeitungen beiseitelegte und durch ein Räuspern oder Stuhlrücken die Absicht bekundete, den Besuch

zu beenden, dann brachte Abel noch einmal ein kleines, abrundendes Gespräch in Gang, weil die alten Regeln bauerlichen Wohlverhaltens überstürzten Aufbruch als ungehörig verbieten. Der Franzose konnte doch nicht umhin, diese alte deutsche Bäuerin ein wenig zu bewundern. Da saß sie, umgeben von ererbtem Hausrat, dem man den Reichtum und den Geschmack ihrer Vorfahren ansah! Die Stühle sind reich verziert; die Standuhr ist sehr schön. Wunderbar sind die Intarsien des Seeländers, und der Schrank dort in der Ecke am Fenster ist edelste Renaissancearbeit. Seine figürlichen und ornamentalen Schnitzereien sind herrlich, und es befremdet nur der sonderbare Name „Hörnschapp“.

Gaston Marzais empfindet die Lächerlichkeit der landläufigen französischen Meinung: Bis 1870 haben die deutschen Barbaren in Höhlen gelebt und sich mit Tierfellen bekleidet. Dann sind sie infolge des unverdienten und nur durch Verrat erklärbaren Sieges über Frankreich schnell reich geworden und haben mit hastig errafftem Gelde eine lächerliche, plumpe Schöpfung hingestellt, die sie als „kolossal“ bestaunen und der sie den Namen „deutsche Kultur“ gaben. Diese Kultur ist denn auch danach; es ist eben eine Kultur mit dem deutsch-kolossalen „K“ als Anfangsbuchstaben. Das kleine, lateinische „c“; da liegt es!

Genau gesehen gaben sich die beiden Länder in der böswilligen Beurteilung wohl nichts nach. Gaston Marzais aber darf es sich nicht so leicht machen; er muss gerecht und großmütig sein wie das wahre Frankreich. Da gab er seiner Anerkennung freimütigen Ausdruck: „Es ist schön bei Ihnen, Frau Schierholdt, und Sie passen mit Ihrem Kleid gut hinein in diese Umgebung.“

Was die Franzosen doch alles – mir nichts, dir nichts – sagen können! Abel staunte, war aber doch von dem Lob nicht unangenehm berührt. Mit einer fast jungmädchenhaften Verschämtheit sah sie an der Jettknopfreihe ihres Spenzers herunter und strich dann den braunen Beiderwandrock mit den helleren Streifen und dem breiten Samtsaum glatt, obwohl an dem Sitz eigentlich nichts zu bessern war: „Ach, Herr Professor, Sie wollen sich

doch nicht über eine alte Frau lustig machen? Meine alten Kleidchen sind nicht nach der Pariser Mode genäht, und das Zeug ist noch eigengemacht. Die Frauen in Frankreich tragen wohl alle die letzte Pariser Mode?“

„Durchaus nicht, Frau Schierhold“, widersprach der Franzose lebhaft. „Wenn meine Mutter am Sonntag zur Messe fährt, dann trägt sie ein schwarzes Kleid, wie ihre Großmutter es auch schon getragen hat. Sie hat dazu einen schwarzen Umhang mit Kapuze. Und auf Holzschuhen geht es in die Kirche. Nur sind die Schuhe am Sonntag nicht so plump wie am Alltag, und sie haben oben Lackleder. Das alles ist so, wie es in alten Zeiten auch schon war.“ Abel konnte sich die alte Französin richtig vorstellen.

Die war eben auch eine Bäuerin und trug so eine Art „Eigengemachtes“, und ihr Sohn war bei den Deutschen in der Gefangenschaft, und jeder Brief von ihm war für sie ein großes Glück. Alles in allem: eine Frau, mit der man sich schon verstehen könnte, wenn nicht der Unterschied der Sprachen wäre.

Zum Schluss schloss Abel den Seeländer auf, um für ihren Gast ein neues Buch hervorzuholen. Der Vorrat war nicht eben groß, und die wenigen Bücher hatten zumeist ein ehrwürdiges Alter und erzählten fast alle von der Geschichte des Landes Dithmarschen. Auf diesem Gebiet war Abel so wohl beschlagen, dass der Franzose immer wieder staunen musste. Das Buch durfte er dann mit hinüber nehmen in die alte Kate.

Als er über den Hof zurückging, barg er Klaus Harms' „Gnomon“ unter der Uniform. Diese Vorsicht hatte ihm Abel der Leute wegen angeraten; denn sie wusste wohl, dass man ihr hier und da die Fürsorge für die Gefangenen übel vermerkte. „Eine sonderbare alte Frau“, dachte Gaston Marzais. „Das sitzt da im Lehnstuhl und strickt und sieht nach weiter nichts aus. Aber sie ist klug. Wieviele französische Bäuerinnen in ihrem Alter wissen denn überhaupt zu lesen und zu schreiben?“

Ganz besonders überdachte er den Ausdruck „eigengemacht“, der ihm bis dahin fremd gewesen war. Das war der Gegensatz zu dem französischen „toute faite“, gegen das sein Philosoph des Sozialismus eifern musste, wenn er auf den betrübend großen Absatz fabrikmäßig hergestellter Meinungen zu sprechen kam. An dieser alten deutschen Bäuerin waren jedenfalls nicht nur die Kleider „eigengemacht“, sondern auch die Gedanken.

Abel sah dem Davonschreitenden durch das Fenster nach und ärgerte sich nun doch gelinde. So sehr ist es also diesen Leuten Bedürfnis, vor Frauen Schmeichelreden zu führen, dass sie, wenn eben nichts anderes da ist, sogar vor einem alten Wrack wie Abel Schierholdt noch scharwenzeln! Wie hatte sie sich nur verleiten lassen können, auf seinen dummen Schnack von ihren Kleidern einzugehen! Sie wusste sehr gut, dass das wohlgefällige Lächeln, mit dem sie in der Überrumpelung das Kompliment aufgenommen hatte, ganz albern gewesen war, und schämte sich vor ihrem Manne, der es gewiss bemerkt hatte. Nun, am Ende ist sie eine alte Frau, und es hat alles nichts zu sagen. Aber es laufen den Franzosen auch junge Frauen in den Weg, und auch bei ihnen lässt sich wohl einmal ohne Zeugen ein Wort anbringen, und die deutschen Frauen sind nicht verwöhnt in dem, was die schönen, glatten Worte angeht.

Abel suchte mit den Augen ihren alten Lebensgefährten und sah ihn mit einer erprobten Liebe an. Ja, du bist schon recht, Timm Schierholdt; aber mit dem Werben und Schöntun hast du mich auch immer kurz gehalten, und ich weiß nicht recht, ob deine Jungens diese Sache besser verstehen. Und die Frauen hören doch nun mal so was gern, wenn es auch im Grunde dummes Zeug ist. Die Franzosen wissen wohl besser, wie die Frauen zu nehmen sind. Und wenn einer so gut aussieht wie dieser Professor, dann hat eine sehr junge und noch nicht ganz feste deutsche Frau viel Ursache, sich vorzusehen.

* *
 *
 *

In den Wintermonaten war die Arbeitskraft der Gefangenen weniger begehrt. Eine große Abteilung arbeitete jetzt täglich auf dem Schierholdt-Hof; denn der alte Timm wollte die Gelegenheit benutzen, an den Fennen, die er unten in der Marsch besaß, mit billiger Arbeitskraft allerlei Verbesserungen durchzuführen. Wohl war er jetzt oft sehr müde; aber von der Pflicht ließ sich nichts abmarkten. Denn es war ja nun so in der Welt, dass die Alten es sich etwas kosten lassen mussten, wenn sie vor den Jungen noch einigermaßen bestehen wollten.

Im November war in den Schierholdtschen Wäldern Holz zu neuen Pfählen geschlagen worden. Unter der Leitung des Tagelöhners Steffen Reimers wurde es nun hinuntergeschafft zur Erneuerung der Einfriedigungen.

Wenn die Gefangenen im Dämmer des Dezembermorgens aus dem Schutz der Wälder hinaustraten, wenn sie die Höhe sahen, auf der die Straße jäh vor einem Abgrund zu enden schien, dann griff der Wind, der bisher nur in den Baumwipfeln dies dumpfe Brausen verursacht hatte, in ihre Mäntel. Standen sie dann auf der Höhe, so jaulte es in der Luft: Ich bin kein Wind; ich bin Sturm! Nicht anders kam der Sturm aus der Marsch zur Geest emporgefahren, wie in alten Zeiten die Dithmarscher ins Holstenland eingefallen waren: stolz, anmaßend stolz, wild und böseartig.

In der Tiefe breitete sich vor den Gefangenen die befremdende Ebene der Marsch. Regenböen schlugen ihnen entgegen. Oft auch lag das Land in einem zähen Nebel, der tagelang nicht weichen wollte. Nur zuweilen gab ein ganz schwaches, silbriges Aufblitzen eine Andeutung vom Stand der Sonne.

Die schnurgerade Straße ging wie endlos in die Öde hinein, wie zum Selbstmord überredend. Breite Gräben liefen an den Seiten hin. Andere Gräben, breitere und schmälere, stießen mit ihnen in rechtem Winkel zusammen, und alle waren bis an den Rand mit Wasser gefüllt. Wenn eine Böe einfiel, entstand auf ihrem Spiegel ein hastiges, ratloses Hin und Her kleiner Wellen.

So fällt noch einmal Bewusstsein in ein schon verdämmerndes Leben: „Hilf, Himmel, ich sterbe!“ Die Franzosen standen unsicher vor der Erbarmungslosigkeit der Natur, und sogar Poincaré gingen die Redensarten aus: „Welch ein Land!“

Abends kehrten sie in sehr schlechter Stimmung heim. Man hat ja für die Nacht wenigstens ein Dach über dem Kopf. Das ist alles, worauf man sich freuen kann. Und so wird es nun immer, immer bleiben. Niemals mehr gibt es frisches Weißbrot, niemals den guten Wein, niemals Frauen. Denn wer glaubt noch daran, dass dieser Dreckkrieg, dieser Mist von einem Krieg jemals zu Ende gehen wird? Die September-Offensive in der Champagne hatte das Kriegsende nicht gebracht. Im Gegenteil, auf dem Balkan waren die Boches in einem Vormarsch, dessen Tempo sich aus den Erfahrungen vom August 1914 einigermaßen ermessen ließ.

Marzais saß am Tisch unter der Petroleumlampe, mit einem Buch beschäftigt. Andere lagen und kauerten im Halbdunkel auf den Strohsäcken. Aus den Ecken klang es manchmal monologisierend: „Ah, mein Alter, Du sprichst von einem dreckigen Lande!“ und nie fehlte es an einem antwortenden, an einem klagenden oder bestätigenden „Oh la, la!“.

Im Kreis um den Beilegerofen saßen diejenigen, die unter den fünfzehn die Oberschicht bildeten. Da war doch so etwas wie eine heimische Cheminée, man saß hier, um so zu sprechen, doch in der Feuerecke, wengleich von einem lebendigen, einem flackernden, sprühenden, knisternden, zischenden Holzfeuer nichts zu sehen war. Wenigstens gab der lächerliche alte Torf dem Beileger eine gute Wärme. Am Schwibbogen draußen hinter der abgeschlossenen Tür hingen die nassen Mäntel zum Trocknen. Poincaré tätschelte dem Beileger mit Anerkennung die heißen Backen: „Du unterscheidest dich wohl von einer Cheminée, so wie sich ein Boche überhaupt vom Franzosen unterscheidet. Aber auf deine Art bist du doch eine gute Seele, so etwa wie die Großmutter da drüben.“

Der Guss des alten Beilegers zeigte an allen drei Seiten plastischen Schmuck. An der Stirnseite standen Adam und Eva rechts und links von einem Baum, um dessen Stamm sich eine unwahrscheinlich mächtige Schlange ringelte. Es war so, als wolle der Beileger, von der nicht mehr gutzumachenden Tatsache des Sündenfalls ausgehend, mit seinen Seitenwänden in der strengeren Sprache früherer Zeiten den Menschen sagen, wohin der eine rechte und wohin alle anderen Wege führen. Denn rechts war die Auferstehung abgebildet und links die ewige Verdammnis. Die Bilderpredigt des Ofens gab Anlass zu mancherlei Gespräch, zu moralisierenden und leichtfertig-aufgeklärten Reden, in denen sich der Franzose gefällt, wenn er gleich im Grunde stets ein getreuer Sohn der Mutter Kirche bleibt. Auch die Delfter Kacheln der Ofenumrandung regten mit ihren blauen Mühlen, Schiffen und Fischergestalten zu allerlei Beobachtungen an. Der dicke Armand Hébras fand es versöhnlich, dass diese Boches da auf den Kacheln wenigstens richtige Holzschuhe trugen. Roger, der neue Louis, saß gern an der Stirnseite, wo er sich unter erbaulichen Reden bemühte, mit einem Stück Holz die aus Rost und Ofenputz gemischte Kruste von den Brüsten der Eva abzukratzen.

Aber sogar die Weibergespräche wollten an einem solchen Abend nicht verfangen. Der Sturm warf sich von Zeit zu Zeit in den Schornstein und rumorte darin wie die losgelassenen bösen Geister. Die kleinen Fenster rasselten in ihrer Bleifassung. Der muntere Poincaré meinte, in einem solchen Lande könne man den Hexenglauben verstehen. Nebel, Finsternis, Kälte, Sturm! Soll man sich noch viel über die Boches wundern? Sie leben nun einmal nicht in dem aufgeklärten Frankreich!

Da konnten ja sogar ruhige Gemüter wie Jean Durand, „der mit dem Seehundsbart“, aufsässig werden. Er schabte sich eben mit dem Taschenmesser die langsam trocknende Marscherde von der roten Hose. „Das ist Kleierde“, sagte er mit einem Versuch, den Tagelöhner Steffen Reimers nachzuahmen. „Zeigt uns der

alte Idiot diese Schweinerei so, wie ein Priester bei der Messe sein Stück vom lieben Gott hochhält. Ist das überhaupt Erde? Wenn ich da an meine Ferme denke, an die Fayolles, da unten nach Limoges zu! Schiefer, sage ich euch, reiner Schiefer! Habe ich gepflügt, so fällt die Erde nicht einfach auseinander. Das liegt da wie Schiefertafeln, die übereinander geschichtet sind, und wenn du noch in die Schule gingest, würdest du dir gleich eine nehmen mögen. Und einen Wein gibt diese Erde! Dagegen dies hier! Ist das Erde? Ich werde euch sagen, was das ist: Merde ist das, Merde! Aus Merde ist dieses ganze Land gemacht.“

Der dicke Armand wurde zänkisch: „Ich lasse mir das auch nicht mehr gefallen“, rief er, „hier immer Franzous! Franzous! gerufen zu werden. Das ist eine Beleidigung, die ich nicht hinzunehmen brauche.“ An dieser Stelle brauchte kein Dolmetscher erst richtigzustellen; denn so weit waren alle anderen nun doch in die deutsche Sprache eingedrungen, dass sie hier Grund zu überlegenem Gelächter fanden. „Mein armer Freund“, belehrte Léon Duverger, der gute Bekannte des Abgeordneten Remblière, „da beruhige dich! Das ist kein Schimpf. In ihrem Patois heißt Français eben Franzous.“

Aber der Dicke war nun ganz störrisch: „Ich bestreite den Boches das Recht, uns irgendwelche Namen zu geben. Wie wir heißen wollen, das bestimmen wir selbst.“

„Sag doch, mein Guter“, hielt ihm Léon entgegen, „heißen die Leute, von denen du redest, nicht eigentlich Deutsche? Und sollten wir ihnen nicht auch zubilligen müssen, was du so entschieden als dein Recht forderst? Was meinst du denn, wenn du Boches sagst? Ist das eine Schmeichelei oder eine Liebeserklärung?“

„Ein Boche?“, entgegnete Armand verständnislos, „nun, ein Boche ist eben ein Boche. Da ist doch nichts weiter zu sagen; da ist doch alles ganz klar: ein Sauerkrautfresser und Biersäufer, irgend etwas Verabscheuenswertes, na ja.“

Die Gerechtigkeit forderte hier die Feststellung, man habe während dieses Jahres in Deutschland überhaupt noch kein Sauerkraut zu Gesicht bekommen. Hier fühlte sich Marcel Proust aufgerufen, und er begegnete dem Einwand mit vollem Hohn: „Am Ende haben wir auch noch kein Schwarzbrot zu sehen gekriegt, was? Würde man nicht zuletzt die Kleie ebensogut verdauen als dieses . . . na, Brot? Sie füttern uns damit langsam zu Tode. Dagegen nun das Bier! Natürlich ist es niemals dem Pinard gleichzusetzen, das versteht sich. Aber in Ermangelung eines Besseren würde ich einen Schoppen Münchener ja nicht gerade ausschlagen, das gestehe ich ganz frei und offen, obwohl man mir nicht nachsagen kann, ich sei bochophil. Aber bekommen wir Bier, meinetwegen auch nur einen halben Liter für den Tag? Biertrinken macht fett, träge, dumm, kurz gesagt: deutsch; ich gebe euch dies alles zu. Aber, meine Freunde, ist nicht im Grunde das Gerede vom Biertrinken der Deutschen auch nur ein Bluff? Komm du mal zu mir auf die Boutrige, Arrondissement Loudun, weißt du! Da stehen in einer Ecke der Scheune die Weinfässer aufrangiert. Eine kleine Korporalschaft, sage ich dir. Hast du bei einem deutschen Bauern jemals auch nur ein einziges Fass Münchener gesehen?“

Wenn die Magenfrage gestellt wurde, so war eben Marcel der Zuständige, und niemals überließ er schweigend den anderen ihre Erörterung. Ein Glück nur, dass jetzt die Regierung daheim ein Einsehen gezeigt und die regelmäßige Versorgung ihrer Gefangenen mit französischem Brot und Zwieback sichergestellt hatte. War auch nicht zuviel, diese Schickerei, was Alter? Denn was musste man nicht alles entbehren! Das Gespräch kam wieder, wie mehrere Male an jedem Tage, auf Weiber. Hingebungsvoller kratzte Roger an den Brüsten der Eva.

Als die Scheiben einmal wieder besonders aufregend in ihren Bleifassungen rasselten und der Lärm von Rede und Widerrede unterbrochen wurde, sagte Maurice Thaudière in eine tiefe Stille: „Man kriegt so langsam das Krepieren in diesem sogenannten

Lande. Aber an einem dieser Tage wird es hier so zwischen Hund und Wolf einmal zu brennen anfangen, damit wenigstens *eine* Nacht nicht so entsetzlich kalt und dunkel ist.“ Der dünne, faltige Hals reckte sich herausfordernd aus dem viel zu weiten Kragen der Uniformweste. In seinen kleinen Fanatikeraugen loderte das Feuer schon; aber die Flamme schlug nach innen.

Die anderen sahen ihn betreten und beunruhigt an. Wer hatte nicht schon einmal gesagt, dass er in diesem Lande krepieren müsse! Nun, man ist Gefangener, man ist oft unzufrieden, und da man sich nicht rühren kann, macht man von starken Worten umso ausgiebiger Gebrauch. So sind wir nun mal, wir Franzosen! Und wenn man von Sterben redet, und dass der Teufel ein Einsehen haben und endlich die dreckige Rasse der Boches vertilgen müsse, nun, so ist das mehr redensartlich zu verstehen. Aber sie fühlen es alle: bei diesem Thaudière steckt etwas anderes dahinter.

Wenn sie am Tage mit den Deutschen gemeinsam ihre Arbeit taten, so herrschte meist gutes Einvernehmen, und man entdeckte auf beiden Seiten, wie die anderen doch eigentlich sehr annehmbare und nette Kerle seien. Die Deutschen, als die Freien, nahmen diese Überzeugung mit in den Abend hinein und fanden sie auch am nächsten Morgen noch stichhaltig. Die aber in Schierholdts alter Kate hausten, waren Gefangene, arme Teufel, denen am vollen Menschsein etwas fehlt. Und sie waren Franzosen. Wer mag der Versuchung widerstehen, die anderen, wenn sie den Kopf hängen lassen, mit starken, witzigen gallischen Reden in allen Ansprüchen zu bestätigen und sich selbst in ihrem Beifall bestätigt zu fühlen?

Léon Duverger, der Politiker, hielt es für angezeigt, dem Gespräch eine Wendung zum Bedeutenden zu geben. Für einen besonderen Tiefstand der Stimmung hatte er sich als Heilmittel noch eine Überraschung vorbehalten. Was ist Marcel? Ein Dummkopf! Was ist Maurice? Ein Verrückter! Die Bürgerin – mein Alter, du sprichst von einer Frau, die ihre Sache anzugehen

versteht! – die Bürgerin Duverger hat Mittel gefunden, ihrem lieben Léon Ausschnitte aus französischen Zeitungen zukommen zu lassen, damit er den Boches nicht gerade jede Lüge – denn sie lügen wie tausend Teufel! – abzunehmen braucht. Mit Léons Blechbüchsen hat es so seine Bewandtnis. Wenn Buhmann sie bei der Paketausgabe aufmacht, so sagt der dumme Teufel: „Schmalz.“ Jawohl, Schmalz, aber doch nur eine dünne Schicht zum Zerschmelzen. Darunter kommt dann die Fleischpastete, ein köstlicher Pâté, den in dieser Vollkommenheit eben nur die Bürgerin Duverger herzustellen weiß. Und in dem Pâté versteckt ist das Glasgefäß mit den ganz eng zusammengerollten Zeitungsausschnitten. Natürlich, wo dieses Gefäß steckt, da kann sich kein Pâté aufhalten. Aber darüber könnte nur ein Marcel Pradeau klagen. Denn hier, seht her, Brüder, hier sind französische Kriegsnachrichten. Endlich wird man mal wieder ein kleines Ende Wahrheit hören.

Der „Morgen“ berichtete als Sprachrohr der beleidigten und empörten Menschheit von den unerhörten Qualen, denen die französischen Gefangenen in Deutschland preisgegeben sind. Nun ist das Ungeheuerliche erwiesen: unter den Gefangenen wird mit ganz wissenschaftlich-kaltblütigen Methoden die Tuberkulose in Umlauf gesetzt. Die Wenigen, die dem Tode entrinnen, sollen nach der Heimkehr das französische Volk verseuchen. Die Gefangenen leiden Hunger und sind dabei noch viehischen Misshandlungen täglich ausgesetzt. Léon erklärte bei der Gelegenheit, dass sich für „Prügel“ in der gesitteten französischen Sprache ursprünglich gar kein Wort fand. Man sei also gezwungen gewesen, von den Boches das Wort „Schlag“ zu übernehmen.

Gegen solche Anschuldigungen machte nun allerdings der gesunde Menschenverstand Front. „Er geht stark ins Zeug, dein Schädelausstopfer“, sagte der spaßige Raymond mit herzlichem Lachen, und man stimmte ihm zu. Aber Jean, der Seehundsbärtige, war an diesem Abend nun einmal aufgestört. Man könne nie

wissen, meinte er, was hier und da in Deutschland vorkomme. Dies alles stimme doch haargenau zu den abgehauenen Kinderhänden und abgeschnittenen Frauenbrüsten in Belgien. Habe man selbst von solchen Scheußlichkeiten noch nichts erfahren, so habe man eben bis dahin Glück gehabt.

Léon gab ihm ausnahmsweise Beifall; denn auf dem Spiel stand die Autorität der Zeitung, die er, Léon, mit Gefahren und Überlistung der dummen Deutschen hierher gebracht hatte. Unter den Zeitungen befand sich auch ein handgeschriebener Zettel von der Bürgerin. Sie habe herausgebracht, das Land, in dem Léon weile, gehöre eigentlich Dänemark und sei von den Preußen auch nur so geraubt worden wie das Elsass. Die Bewohner seien selbstverständlich Dänen. Nun sei ja klar, warum es den Gefangenen dort nicht schlecht gehe.

Großes Gelächter erregte die Lebensbeschreibung des Modelldeutschen, die im „Kleinen Pariser“ schwarz auf weiß zu lesen stand und also doch wohl stimmen musste. Der Deutsche ist ein würfelschädlicher, plumper, wilder Geselle, den Junker und andere Gewalthaber mit Fußtritten und Stockschlägen in einem Zustand erhalten, der aus der Ferne gesehen mit Gesittung einige Ähnlichkeit hat. Wo aber der Sklave nicht den Herrn hinter sich fühlt, bricht sofort das notdürftig gebändigte Barbarentum wieder hervor. Gewalt ist das einzige Argument, von dem sich der Deutsche überzeugen lässt. Der deutsche Soldat gilt in der Welt nur darum als tapfer, weil die Angst vor seinen Offizieren noch größer ist als die vor dem Feinde. Knechtische, liebedienerische Unterwerfung unter den Kaiser und seine Junker vertritt bei ihm die Stelle der Vaterlandsliebe. Französische Frontkämpfer bestätigen bei den „Fritz“ immer wieder das Fehlen jener wahren Tapferkeit, die den Ruhm Frankreichs ausmacht. Wenn nicht einer dieser langen, trockenen, mageren, monokeltragenden Teufel mit gezogenem Revolver als Tapferkeitsquelle hinter ihnen steht, so heben ihrer zehn vor *einem* Franzosen die Hände, schreien „Kamerad“ und ergeben sich.

Mit dem Beginn des Vorlesens war Marzais von seinem Buch aufgestanden, um die Nachrichten aus Frankreich zu hören. Bei dem Gerede über den Modelldeutschen lachte er bitter auf: „Es steht fest, dass wir den Deutschen in großer Überlegenheit der Zahl gegenüberstehen. Wenn es so wäre, wie du da vorliest, Léon, dann müsste der Krieg schon vor längerer Zeit aus Mangel an Gegnern mit dem Siege Frankreichs geendet haben. Weil wir uns einen Popanz aus dem Deutschen machen, darum verrechnen wir uns zu unserem Schaden immer wieder in ihm. Seht euch doch hier an Ort und Stelle um und versucht, etwas zu lernen! Ihr werdet damit nicht schlechtere Franzosen. Ein Soldat, der dem Deutschen als Soldat begegnet ist, weiß, dass die Zeitung hier Unsinn schreibt. Das Zeug ist gut für Etappensoldaten, Drückeberger und Spießbürger, die zum Frühstück etwas Amüsantes lesen wollen, so ein Musterstück gallischen Witzes. Der Soldat sollte darüber erhaben sein. Und nun seht euch hier um! Dies Land soll dänisch sein? Glaub mir, der ich andere Gegenden Deutschlands vor dem Kriege schon gesehen habe: es ist deutsch wie nur je ein anderes. Was Léon da vorgelesen hat, hört sich gut an; aber es stimmt nicht.“

Diese Zurechtweisungen wurden durchweg gutmütig hingenommen. Es mag schon sein, dass alles nicht stimmt. Aber dies hier ist ja einfach eine Angelegenheit des Spaßens, in Betracht gezogen, dass man in diesem Lande so wie so übel dran ist und darum eine Veranlassung zum Lachen nicht ungenützt vorübergehen lassen darf. Im Grunde sind die Boches wohl Leute so etwa wie wir. Das hindert aber nicht, dass Frankreich siegen muss.

Da stieß Maurice Thaudière die Luft einige Male kurz und verächtlich durch die Nase. „Ja, sage doch, Intellektueller“, rief er auffahrend, „bist du wenigstens überzeugt von der Notwendigkeit unseres Sieges für die Freiheit und Gesittung der Welt? Das sage mir! Ich weiß bis jetzt, dass Krautjunker, Bankiers und Großindustrielle eine verschworene Bande sind und sich von

Land zu Land gut verstehen. Gehört ihr Intellektuellen auch dazu?“

Zum Schluss drohte also eine der nicht seltenen Zänkereien auszubrechen, in die allerdings der Dolmetscher noch nie verwickelt worden war. Da meinte Poincaré, mit einem Spaß die heraufziehende Verwirrung beschwören zu können. „Hat nichts zu sagen“, lachte er. „Unser Intellektueller spricht nur so, weil er die Patronne sehr hübsch findet.“

Gaston Marzais wollte in jähem Zorn auffahren, bezwang sich aber. Eine tiefe Röte war ihm ins Gesicht geschossen. „Es lebe Frankreich!“ rief er, „anders habe ich es nie gewusst. Es lebe das großmütige, gerechte Frankreich.“

Gefreiter Buhmann klopfte von außen an die Tür und befahl, das Licht auszulöschen. Der dicke Armand antwortete in deutscher Sprache: „Gleich, Herr Gefreiter“, und fügte dann in demselben verbindlich-gehorsamen Ton französisch an: „Und dann halte du deine Schnauze, alter Affenarsch!“ Da knatterte ein Gelächter auf, das der Gefreite nun schon von mancher Gelegenheit her kannte, ein Gelächter, vor dem er hilflos stand. Es ärgerte ihn mächtig, und manchmal erlag er der Versuchung, den beiseite gestellten Kommiss zur Hilfe zu rufen. Er fragte auch jetzt mit großem Misstrauen: „Was will der Mann noch, Marzais?“ und der Angerufene antwortete sehr höflich und beschwichtigend: „Nichts, Herr Buhmann, nicht das allergeringste.“

Der Gefreite ging in sein Zimmer, das an der anderen Seite des Schwibbogens lag. Dabei brummte er vor sich hin: „Das möchte ich mir auch sehr ausgebeten haben, möcht ich mir das.“ So rief er in sich ein Gefühl auf, als habe er soeben mit einem beherzten Fußtritt die schon schwelende Meuterei unschädlich gemacht. Und die Franzosen waren nicht minder zufrieden; denn sie hatten den dummen Teufel wieder einmal gefoppt, ohne dass ihnen etwas anzuhaben war. Die Überlegenheit der lateinischen Rasse bestätigte sich eben immer wieder.

Dann wurde es dunkel in der Döns der alten Kate, dunkel und still. Ungehinderter fanden die unheimlichen Geräusche der Sturmnacht den Weg zu den Ohren derjenigen, die nicht gleich einschliefen. Witzige, gallische Reden gaben nun keinen Halt mehr her; jeder stand mit seinem Heimweh allein in allen Unheimlichkeiten eines rätselvollen, fremden Landes.

Auch Gaston Marzais fand lange keinen Schlaf. Die Worte des Spaßmachers Raymond beschäftigten ihn noch. Das Bild der schönen jungen Frau stand in ganz körperhafter Dichte und Bestimmtheit vor seinen Augen und wollte nicht zerfließen, obwohl er gegen ein törichtes Gefühl jederzeit tausend gute Vernunftgründe ausrüsten konnte. Seine Seele war ein Spiegel, der das Bild der Schönheit sonst immer ruhig und ohne Furcht vor schweren Folgen auf sich weilen ließ. Wenn es nicht mehr genehm ist, hat ein anderes es leicht, sich an seine Stelle zu setzen, und das Vergangene hinterlässt keine Spuren. Hier aber war Gefahr. Er hatte den Anblick der deutschen Frau gemieden, den Spiegel verhängt. Doch war dieser Spiegel aus Metall, und da er die Hülle in nächtlicher Stunde zurückschlug, fand er das Bild der Frau wie mit Stahlstift und ätzender Flüssigkeit eingegraben. Elisabeth! Ich ließ dein Bild wohl gern über meine Seele huschen. Es waren schöne Augenblicke. Aber nun stehst du dort eingegraben, und das habe ich nicht gewollt, und es ist nicht gut.

Gaston Marzais warf sich von einer Seite auf die andere. „Was ist mit mir geschehen? Bin ich verzaubert? Trägt der Nebel dieses Landes einem Gift ins Blut, dass man ein richtiger deutscher Schmachtlappen wird, der ‚Sehnsucht‘ hat?“ Wie hatte er sich als Student im germanistischen Seminar lustig gemacht über den „Ritter Toggenburg“, dieses Gedicht, in dem Schiller, obwohl sein Wesen viele französische Züge zeigte, hemmungslos echtste, verächtlichste deutsche Sentimentalität verströmen ließ. Sah Gaston Marzais anders über den Hof nach dem Herrenhaus der Schierholdt als der schmachtende Ritter nach dem Kloster hinüberblickte, „bis das Fenster klang“?

„Und so saß er, eine Leiche,
eines morgens da;
nach dem Fenster noch das bleiche,
stille Antlitz sah.“

Scheußlich, diese Verse! Sie waren ebenso scheußlich wie die Tannhäuser-Worte: „Heilige Elisabeth, bitte für mich!“ Richtig, darüber hatte er sich in München nach einer Aufführung der Oper auch mit dem Doktor Schmitt unterhalten. Das war auch deutsche Sentimentalität. Wenn in einem zweifelhaften Gemisch aus Wollust und Zerknirschung, dem die geschmacksunsicheren Deutschen zujubeln, solche Worte vorkommen, so müssen sie dem frommen Katholiken nicht nur, sondern jedem reinlich denkenden Franzosen anstößig sein.

Ja, wie war das nun eigentlich? War in jenem Gespräch von Elisabeth überhaupt die Rede? War nicht ein anderer Gegenstand der Unterhaltung: die Anstößigkeit des Anrufs der Mutter Gottes aus einem Opern-Venusberg, dessen Ballett kurz vorher über das Treiben an diesem Ort deutlichste Andeutungen gegeben hat?

Wie es dem Doktor Schmitt wohl gehen mochte? Er war ein guter Mensch, wirklich, ein ganz vorzüglicher Junge, und es sollte einem leid tun, wenn ihm etwas Böses zugestoßen wäre. Man müsste Frau Schierholdt einmal fragen.

Gaston Marzais sagte in seinen Gedanken sehr zurückhaltend „Madame Schierholdt“ und machte innerlich eine wohl höfliche, doch äußerst gemessene Verbeugung. Aber von irgendwoher brach das anstößige Girren der Geigen aus dem Tannhäuser in seine Erinnerung. „Madame Schierholdt . . .“, die gleichgültige Anrede wollte nicht standhalten. Von irgendwoher sang eine klare Stimme: „Heilige Elisabeth!“ und es war nun gar nicht mehr anstößig. Schön klang es, schön!

* *
 *
 *

Als sich die ersten Boten eines neuen Frühlings einstellten, schüttelte sich das deutsche Heer die Winterstarre aus den Gliedern und suchte mit dem großen Ansturm auf Verdun die Entscheidung gewaltsam zu erzwingen. Am deutschen Himmel stand die Hoffnung hell und verheißungsvoll wie die Frühlingssonne. Was aber vor Verdun geschah, das war der todesmutige Ansturm junger Menschenleiber gegen Stein und Stahl. Und die jungen Leiber zerschellten.

Auch für Bliesdorf wurde die Reihe der Toten immer länger. Peter Wommelsdorf, der Aushilfsbriefträger, versah seinen Dienst in tiefer Kümmeris. Ihm war das traurige Amt geworden, den Schmerz in die Häuser tragen zu müssen. Da war nun fast keine Frau mehr, die nicht das schwarze Kleid tragen musste. Es konnten *die* noch von Glück sagen, bei denen die Trauertracht nicht den eigenen Mann, den Sohn oder den Bruder meinte.

An einem Märztage wurde die Familie Schierholdt von der Verwundung des Vizefeldwebels Schierholdt benachrichtigt. Elisabeth ging in einer großen Verstörung umher. Der gute, liebe, tapfere Mann! Sie nahm ihre Zuflucht zum Gebet, wie sie es von früher Jugend her gelernt hatte und mühte sich in ihren Gedanken um die angemessenen Worte: „Lieber Gott im Himmel, lass ihn nicht zu viel leiden! Gib, dass seine Wunden schnell und ganz heilen! Erspare es ihm, ein Krüppel zu werden; denn das wäre ihm unerträglich, da alles in seiner Natur auf kraftvolles Tätigsein weist! Sei barmherzig, allmächtiger Gott!“

Sie unterbrach ihr Gebet und ging Gedanken nach, die ihr früher nie gekommen waren. Was ist mit dir geschehen, Elisabeth Tormählen? Es hat sich in dir etwas verwandelt. „War dein Gebet ehrlich?“ fragte sie sich. Ihr Gewissen erhob keinen Einspruch, als sie die Frage schnell mit einem „Ja“ beantwortete. Aber dann wusste sie, warum ihre Gedanken von dem Gebet abgesprungen waren. Sie hatte Gott anflehen wollen, ihr seinen Ratschluss durch ein Zeichen kundzutun. Willst du ihn sterben lassen, guter Gott? Sieh, von ganzem Herzen bitte ich dich um

sein Leben! Wenn ich es eben nicht getan habe, sieh, nun ist es nachgeholt. Sieh mir ins Herz und prüfe meiner Bitte Echtheit!

Richtig, das war es! Der Gedanke an die junge Greta Harders hatte sie in ihrem Gebet unterbrochen. Greta Harders war die Witwe, die irre wurde in dem Schmerz über ihren gefallenen Mann, die den Gefangenen von Zeit zu Zeit immer wieder unvermutet hinter einem Zaun oder einer Hausecke auftauchte, den Arm drohend erhob und „Mörder! Mörder!“ schrie. „Würdest du, Elisabeth Schierholdt, den Verstand verlieren, wenn dein Mann sterben müsste?“ Diese Frage hatte Gott in ihr Gebet hineingeworfen. Da konnte die junge Frau nicht mehr in der Form eines Flehens zu Gott denken.

Denn es drängte sich trotz verzweifelter Widerstandes ein friedevolles Bild vor ihre Seele, das ihr verhieß, der Schmerz um den Gefallenen werde nicht unstillbar sein. Elisabeth Tormählen war aus der Härte und Roheit des Bauernlebens, aus der Fron der Arbeit, aus der atembeklemmenden Nähe der alten, streitbaren Frau mit ihrem Kinde heimgekehrt in den Frieden und die Stille des Pastorats in Mahlstedt. Sie löschte das Bild aus, schämte sich aus ehrlichem Herzen und suchte Ablenkung in ihrem täglichen Wirken. Das Gebet mied sie; denn der Gott, den sie von Pastor Tormählen übernommen hatte, war ihr hier zum ersten Mal mit queren Fragen in die Rede gefahren. Wenn sie aber in den Nächten, da böse Träume sie immer wieder aus leichtem Schlaf aufschreckten, doch die Hände nach alter Gewohnheit wieder faltete, so bat sie kurz: „Gib mir Gewissheit, himmlischer Vater!“

Die alte Abel hörte in diesen Nächten wieder den „Mutter“-Ruf von einem fernen Schlachtfeld. Karl kam nicht wieder, niemals, niemals! Aber auch ihre beiden andern Söhne hatte sie nun tot vor sich gesehen. Nichts sind die Wehen des Mutterleibes, der Söhne trägt und gebiert, gegen die Wehen der Mutterseele, die die Särge dieser Söhne in sich tragen muss, bis der Tod ihr die Last abnimmt. Das erfuhr Abel Schierholdt in qualvollen Nächten. Aber am Tage saß sie im Lehnstuhl und strickte und sah be-

sorgt zu ihrem Mann hinüber, dem die Verstörung in den Augen stand.

Nach einigen Tagen schrieb Heinrich aus dem Lazarett einer mitteldeutschen Stadt. Es seien ihm mehrere Granatsplitter aus dem linken Arm und dem linken Bein herausgezogen worden. Er werde schnell gesund sein, und Elisabeth solle kommen.

Die junge Frau sah auf ihrer Reise Kassel wieder und fühlte beim Anblick der Stadt, wie sie sich von den alten Zeiten weggelebt hatte und wunderte sich, als sie dies ganz ohne Bedauern erkennen konnte. Sie fand ihren Mann in einem großen Saal, wo nur Leichtverwundete lagen. Heinrich Schierholdt war glücklich, und auch Elisabeth meinte, ganz glücklich zu sein. Schwestern schritten durch den lichten, sauberen Raum, gingen auf neckende Anrufe der Soldaten ein, und es war ein fast lustiges Leben.

Einmal aber, als Elisabeth das Lazarett verlassen wollte, dachte sie so heiter und hingegenommen an ihren lieben, genesenden Heinrich zurück, dass sie versäumte, von dem langen Korridor rechtzeitig ins Treppenhaus abzubiegen. Da brach plötzlich durch Wände und doppelte Türen ein entsetzliches Schreien. Nein, dies war kein menschlicher Schmerzenslaut mehr, und er geschah nicht jetzt nur und hier; dies war ein Aufheulen, ein Aufbrüllen aus der tiefsten Hölle des Schmerzes, ein stellvertretender Schrei für die Qual aller Kreatur in aller Zeit. Eine junge Schwester kam todesblass aus dem Raum des Entsetzens heraus, schwankte, fiel vor der gegenüber liegenden Fensterbank auf die Knie. Ein tränenloses Schluchzen schüttelte ihren Körper.

Elisabeth wollte fliehen, aber die Glieder gehorchten nicht mehr. „Gott, Gott, so etwas darf es doch nicht geben!“, schrie es in ihr, „so etwas darf es doch nicht geben!“ Fort aus diesem Hause des Schreckens, flieh, Elisabeth Tormählen! Aber Elisabeth Schierholdt floh nicht. Die Lähmung ließ nach. Sie ging zu der Schwester hinüber, richtete sie auf und nahm die Fremde an ihre Brust. Einen Augenblick standen die beiden Frauen in einer stummen Umarmung. Da kam wieder der Schrei des gemarterten

Menschen. Elisabeth sanken die Knie; aber die Schwester straffte sich, strich sich einmal über die Stirn und sagte: „Ich muss zu ihm hinein.“

Einige Tage später fuhr Elisabeth nach Holstein zurück, beruhigt wohl über das Ergehen ihres Mannes, aber doch aufgewühlt und in schweren Gedanken. Ihre Freundin Gertrud Schmitt trat in ihre Erinnerung und war nicht mehr das sanfte, etwas unterwürfige Mädchen, sondern eine Frau mit strengen, fordernden Blicken. Sie dachte an alles, was Heinrich, der gute Mann, erlebt haben mochte und ihr fürsorglich verschwieg. Im Fahren ließ sie einen gleichgültigen Blick über Kassel hingehen. Die billigen Triumphe, die Elisabeth Tormählen dort einst gefeiert hatte, waren ihrer Pracht beraubt und standen armselig da. Elisabeth Schierholdt sah das Wort ihrer Freundin Gertrud, das Wort: „Ich muss Dienst tun“, das erst auch nur ein schöner Klang gewesen war, nun mit seinen unendlichen Hintergründen.

Nach ihrer Heimkehr in das Dorf las sie alle Briefe ihres Mannes und ihres Bruders noch einmal mit anderen, klareren Augen. In seinem letzten Schreiben sagte der Bruder: „Gestern habe ich so eine Art Jubiläum gefeiert, wie es einem alten Krieger zukommt. Ich habe meine zehnte freiwillige Patrouille gemacht. Du musst nämlich wissen, dass ich im Anfang doch mächtigen Bammel gehabt habe, und es kann auch den im Pulverdampf Ergrauten immer noch mal wieder packen. Nächtliche Patrouillen sind ein probates Mittel, entweder das Gruseln zu lernen, oder es sich für immer abzugewöhnen.“ So schrieb ein achtzehnjähriger Junge. Wusste der wohl, was es mit dem Dienstud auf sich hat?

Pastor Tormählen war stolz auf seinen tapferen Sohn. Aber er nahm doch an den starken Ausdrücken seiner Briefe Anstoß. Da war die Rede von „dickem Schlamassel“, von „Frontschweinen“ und anderen übellautenden Dingen. Und einmal, als dichte Massen vorrückten, hatte Kurts Regiment den „ganzen Klumpatsch zusammengepfeffert“. Pastor Tormählen hieß die Notwendigkei-

ten des Krieges gut. Aber die Feinde sind auch Menschen, und ein christlicher deutscher Soldat sollte ihre Vernichtung doch in angemessenen Worten mitteilen.

Elisabeth sann dem Gegensatz zwischen Vater und Sohn nach, als sie die Briefe wieder durchging. Hier schrieb Kurt von seinem Leutnant, den er so sehr verehrte: „Leutnant Breiholz ist nur zwei Jahre älter als ich. Er ist bei Kriegsausbruch vom Seminar ausgerissen. Vater und Großvater waren auch schon Schulmeister, engbrüstige, kurzsichtige Kerle, wie er selbst sagt, Leutnant Breiholz will von der Schulmeisterei nichts mehr wissen. Mit mir steht es so ähnlich. Wir Tormählen sind viel zu lange Pastor gewesen. Das ist nicht gut. Das ausschließliche Betrachten, Nachdenken, Reden, das anhaltende Stillsitzen hat uns allen kleine Störungen des Gleichgewichts gebracht, mit denen wir fertig werden müssen. Darum gebrauche ich hier meine Sinne und meine Glieder, bespähe, behorche den Feind, hole mir seine Witterung aus der Luft, bediene mich meiner Fäuste und laufe manchmal ums Leben. Mich bringt dies Kriegerdasein ins Gleichgewicht zurück, und eben fällt mir ein, dass Dir die Wohltaten, die Du Kühen und Schweinen angedeihen lässt, von ihnen verzehnfacht zurückkommen. Einem alten Krieger steht doch ein offenes Wort frei? Sage aber von dem allen unserm lieben Vater nichts; denn ich habe mir vorgenommen, ihn nie mehr absichtlich zu kränken.“

Als der Frühling in seiner Fülle stand, wurde beklemmend klar, dass der große Schlag gegen die französische Festung das Ende des Krieges nicht bringen werde. Heinrich Schierholdt tat wieder Dienst, allerdings noch nicht in der ersten Linie. Er schrieb, wie immer, gute, zuversichtliche Briefe. In diesen Tagen brachte Peter Wommelsdorf für Elisabeth ein richtiges kleines Briefpaket aus Ansbach. Es kam von Georg Schmitt; aber sein Inhalt war nicht für Elisabeth allein bestimmt. Es enthielt noch einen geschlossenen Brief, der an Gaston Marzais gerichtet war. Georg Schmitt schrieb:

Ansbach, den 5. Mai 1916.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Durch meine Schwester Gertrud, der es gut geht und die Sie durch mich herzlich grüßen lässt, erfuhr ich, dass Sie auf Ihrem Gut den französischen Gefangenen Gaston Marzais beschäftigen. Ich habe Herrn Marzais 1912 in München kennen gelernt. Die Lauterkeit seines Charakters, Liebenswürdigkeit im Umgang, die Wahl des germanistischen Studiums, ein freiwilliger, mit ernsten, unvoreingenommenen Studien ausgefüllter, längerer Aufenthalt in Deutschland, haben ihn mir wert gemacht. Ich hoffe darum, dass Sie, verehrte gnädige Frau, es verstehen werden, wenn ich ihm einen Brief zukommen lassen möchte. Ich bitte Sie noch, den Brief persönlich und, wenn irgend möglich, ohne Zeugen zu übergeben, weil ich diese in Kriegszeiten wieder aufgenommene Beziehung zu einem Franzosen keinerlei Missdeutungen aussetzen möchte.

Damit wäre nun das Nötige schon gesagt. Es treibt mich aber, Ihnen noch ein paar persönliche Worte zu schreiben; denn ich denke mir nun einmal, dass Sie, sehr verehrte gnädige Frau, trotz der ganz anderen äußeren Artung Ihrer Aufgaben, innerlich vor denselben Problemen stehen, mit denen ich, mit denen wohl alle Angehörige unserer – sagen wir der Einfachheit halber und mit aller gebotenen Vorsicht – „Gesellschaftsschicht“ so oder so sich auseinandersetzen müssen. Uns ist die Pflicht des Führens zugefallen. Sind wir aber für diese Aufgabe recht gerüstet? Fehlt uns nicht etwas? Wenn ich dem an der Grabenkante hockenden Musketier Josef Mayr beim Essen zusehe, auf die Glossen horche, mit denen er den Weltlauf begleitet, dann muss ich ihn oft seiner Gelassenheit und Überlegenheit wegen beneiden. Viele werden noch sterben müssen; aber Josef Mayr wird alles überstehen. Eine Widerstandskraft, die wir uns mit Verstandesgründen und strengem Hinweis auf sittliche Pflichten notdürftig erhalten, strömt solchen Menschen aus verstandesjenseitigen Tiefen reich-

lich und unmittelbar zu. In ihrer starken Leibhaftigkeit sind sie uns überlegen. Wohl bedürfen sie unserer planenden Führung. Werden wir aber den Führeranspruch aufrecht erhalten können, wenn wir nicht zur geistigen Überlegenheit eine Leibhaftigkeit hinzu gewinnen, die der der andern wenigstens annähernd ebenbürtig ist? Dann erst sind wir keine „Gesellschaftsschicht“ mehr, sondern Volk, das zu sein wir uns sehnen und mühen. Wir müssen Volk werden, nicht um unsertwillen, sondern um den Bestand des Ganzen zu verbürgen. Vielleicht werden im Feuer dieses großen Leides alle Bruchstellen zusammengeschnitten, vielleicht schließt sich der geborstene Ring.

Dies alles sind durchlittene Gedanken, verehrte gnädige Frau; aber in meinen Worten sieht alles so blass und lebensfremd aus. Darum auch bin ich allen, denen ich helfen möchte, als Schulmeister verdächtig.

Meine Schwester hat mir vor dem Krieg viel von Ihnen erzählt. Was sie damals befremdete, deute ich mir jetzt als den Versuch, aus der „Gesellschaftsschicht“ heimzukehren ins Volk. Sie haben sich früher auf den Weg gemacht, und vielleicht sind Sie schon am Ziel, während ich mich noch mühen muss. Sehen Sie, da ist zwischen uns etwas Gemeinsames, das diesen absonderlichen Brief vielleicht rechtfertigen kann.

Ihren Soldaten wünsche ich Wohlergehen, besonders Ihrem Mann, den ich hoch schätze, ohne ihn eigentlich zu kennen. Gott schütze Deutschland und uns alle!

Mit vielen Grüßen bin ich Ihr ganz ergebener

Georg Schmitt.

Gaston Marzais stand allein im Wiesenhof hinter der Scheune und besserte an den Gräben, die das übermütige Jungvieh bei seinem ersten Auslauf ins Freie zugetreten hatte. Er unterbrach seine Arbeit, stützte sich auf den Schaufelstiel und sah träumend über die Wiese vor sich, über die Äcker dahinter bis an den Waldrand. Der Himmel hatte ein tiefes, aber stumpfes Blau. Weiß geballt und seltsam körperlich standen darin die Wolken. Strotzend in tiefem Grün lag die Wiese. Zu seinen Füßen wucherte die Sumpfdotterblume mit den dicken, fleischigen Stengeln und dem satten Gelb der Blüten. Daneben lag die schwere, schwarze, feuchte Erde, die seine Schaufel ausgehoben hatte. Wunderlich grell, körperlich und unbewegt erschienen dem Franzosen Farben und Formen.

Er gedachte des Frühlings in seiner Heimat. Im Weinberg strahlt die trockene, körnige Erde, verwittertes Gestein, schon sommerliche Wärme aus. In die Reihen der noch kahlen und streng beschnittenen Rebstöcke sind Pfirsichbäume eingelassen, die in Blüte stehen. Ihre Stämme sind in der Ferne nicht mehr wahrnehmbar; die blühenden Kronen hängen wie ganz zarte, rot angehauchte duftige Wolken frei in der Luft. Der Himmel ist blasser, fast grau; aber wenn man in ihn hineinsieht, so steht überall *ein* kleines silbriges Aufsprühen neben dem andern. Und alle Farben des Landes spielen schon in den mannigfachsten Abstufungen um das wunderbare, sprühende Silbergrau, das ihnen allen Urgrund ist. Alles ist leichter, beschwingter als hier.

Aus seinen Träumereien schrak er jäh auf, als Elisabeth hastig herzutrat, um ihm, nachdem sie sich scheu und wie im Gefühl eines Unrechts nach allen Seiten umgesehen hatte, den Brief Georg Schmitts zu übergeben. Der Franzose schob das Schreiben schnell in die Uniformtasche und versprach die Vernichtung. Man sollte gewiss bei ihm keinen Brief finden, der nicht den Stempel der Zensur trug. Sofort wandte sich nun die junge Frau zum Gehen. Gaston Marzais aber sah das Leuchten der Sonne in ihrem Blondhaar. So stellte er sie hinein in die Landschaft um Messignac, und beide stimmten gut zueinander. „Wir haben uns lange nicht gesehen, unsere Frau“, sagte er mit dem etwas fremden Wohlklang seiner Stimme. Es kam keine Antwort.

„Ich hoffe, dass es Ihrem Bruder an der Front gut geht. Ihrem Bruder, ja, und auch Ihrem Mann. Natürlich auch Ihrem Mann, ganz besonders, natürlich.“ Da fühlte er, wie er sich verwirrte. „Heilige Elisabeth“, sang es in ihm. Dumm war diese Sentimentalität. Elisabeth sah das Werben in seinen Augen, sah die Unterwürfigkeit, sah die Verehrung. Und alles tat ihr wohl. Schön sah der Franzose aus in seiner neuen, horizontblauen Uniform. Die alten Kleider hatten ihn ja geradezu entstellt. Antworten konnte sie nicht.

„Ich hoffe, dass Sie nichts gegen mich haben, unsere Frau“, fuhr Marzais in wachsender Befangenheit zu sprechen fort. Elisabeth, die ihre Augen geschlossen bis dahin hielt, sah ihn nun voll an und sagte leise: „Ich habe nichts gegen Sie. Wie kommen Sie darauf, Herr Marzais?“

„Sie haben sich vor mir versteckt, unsere Frau. Sie sind mir aus dem Wege gegangen. Die Zeitungen sagen so böse Dinge über uns Franzosen . . .“

Das seltsame Zittern der Stimme enthüllte hinter der Vordergrundsbedeutung dieser Worte geheimen Sinn, den Elisabeth erriet, und der sie verpflichtete, dies Beisammensein schnell zu beenden. Sie zwang sich zu einem leichten Ton, sagte wie scherzend: „Seien Sie ganz beruhigt! Ich habe nichts gegen Sie“ und

kehrte sich ab. Da hörte sie seinen geflüsterten Dank: „Unsere Frau, unsere *liebe* Frau!“

Schnell und zornig wandte sie sich ihm noch einmal zu, um Verwahrung einzulegen gegen Worte, die Heinrich Schierholdts Frau nie und nimmer dulden durfte. Aber in den Augen des Franzosen war ein Ausdruck, der sie entwaffnete: „Verzeihen Sie das Spiel mit Worten. Es liegt einem Katholiken sehr nahe.“

„Machen Sie sich als Franzose etwas aus Ihrem katholischen Glauben?“ fragte Elisabeth wieder, mit einem halben Scherz gegen seinen vollen Ernst streitend. „Ich habe es immer anders gehört.“

„Sie werden Vieles anders gehört haben, Frau Schierholdt. Sie werden gehört haben, dass uns außer der Religion noch anderes ganz kalt lässt, dass wir flatterhaft sind, Schmeichler, die keine Treue kennen, dass wir. . .“

Die junge Frau ließ den Franzosen nicht ausreden; ohne ein Abschiedswort lief sie davon, stürmte in hellem Zorn über den Hof durch das Haus in den Vorgarten, wo die kleine Wiebke im Narzissenbeet saß. Die Mutter hob das Kind auf den Arm, überschüttete es mit stürmischer Zärtlichkeit, deckte sich mit dem Kinde wie mit einem Schild. Hatte der Franzose nicht selbst gesagt, dass Kampf sein muss, wo je ein Deutscher und ein Franzose zusammentreffen? Gut, so war nun Kampf!

Sie arbeitete im Garten an den Blumenbeeten, und das Kind spielte um sie herum. Wie warm dieser Maitag schon war, ganz sommerlich! Elisabeth ermüdete schnell. Mit dem ersten Arbeitseifer war auch der hochgemute, streitbare Zorn verflogen. Die Glieder waren ihr so schwer. Sie ging zum Ausruhen in die Veranda und setzte sich auf eine Bank. Wiebke spielte an ihren Knien mit den Blumen, die sie der Mutter in den Schoß gelegt hatte. Als aber das Kind auf seine letzten Fragen keine Antwort mehr bekam, ging es unbemerkt davon und verschwand in der Tiefe des Gartens.

Widerstandslos sank Elisabeth gegen die Rückenlehne, alle Glieder der süßen Ruhe hingegeben. Ein Traum warf ihre unge-rüstete Seele dem andern, bunteren als Spielball zu. Einmal noch kam ein ganz verschwommenes Gefühl der Beunruhigung. Wo war Wiebke? „Sie spielt, sie spielt“, sagte ein flüchtiger, begüti-gender Gedanke. Ihr Schild war ihr entglitten. Spiele auch du, Elisabeth Tormählen, du bist noch so jung, erst 24 Jahre alt. Ver-spiele noch einmal einen Frühlingsnachmittag mit bunten Kin-derträumen! Morgen ist wieder Kampf. Und sie lächelte selig und voll Hingebung.

* *
*

Die junge Magd Lena Röschmann war im vorigen Jahr Ver-anlassung geworden, dass Louis Ribardièrè vom Hofe fort und ins Lager zurück musste. Es war darüber im Dorf in allen Bau-ernhäusern und Katen viel geredet worden. Nun stand die Magd wieder in einem üblen Gerede. Von der Mägde-Kammer des Schierholdt-Hofes hatte das Gerücht seinen Ausgang genommen und in alle Häuser den Weg gefunden. Nur die beiden Schierholdt-Frauen, Elisabeth und Abel, wussten noch nichts.

Es stand nun also so mit Lena Röschmann! Man wusste sonst wohl in Bliesdorf das Menschliche menschlich zu nehmen. Tat nicht Antje Bestmann ihren Magdienst auf dem Schierholdt-Hof unangefochten wie früher? Mit wüstem Geschimpfe und einem Faustschlag ins Gesicht hatte Mutter Bestmann der Ehrbarkeit gegeben, was sie ihr schuldig war, und nun zog sie das Enkelkind groß, als wenn alles seine Richtigkeit hätte. Der schlechte Kerl, der sich damals mit seinem Kriegsschiff davon gemacht hatte, schrieb treu und brav, und wenn der Krieg aus war, sollte Hoch-zeit sein. Darum war Antje noch lange nicht so eine wie Lena Röschmann; denn die hatte es mit einem Franzosen gehabt. Ja, denke doch bloß einer an, mit einem Franzosen, der zudem noch verheiratet war!

Wer hatte nun da seine Schuldigkeit nicht getan? Da musste doch irgendwer sein, der nicht aufgepasst hatte. Aber hüte du mal Katzen, wenn ihre Zeit gekommen ist! Mutter Röschmann hatte ja an ihrer Mischel selbst erfahren, was das bedeutet. Sie wollte nicht immer die Kate voll von jungen Katzen sehen; denn zum Schluss mussten sie doch totgemacht werden, und da konnte sie nicht gegen an, weil sie ja immer eine zu weiche Natur gehabt hatte. Sie hatte Mischel darum in der fraglichen Zeit auf dem Boden bemacht; aber im Mai kriegte das Tier doch Junge, und diesmal Mutter Bestmann zum Trotz eins mehr als gewöhnlich. Eine solche Katze war ihre Lena auch. Strich sie nicht geziert und leise durch Stall und Scheunen? Schnurrte sie nicht vor Behagen, wenn man ihr ein freundliches Wort gab?

Stine Timm hatte von der Sache auch erfahren und war tief empört. Sie straft die sündige Deern mit dem Hochmut und der Verachtung des hässlichen, alternden Mädchens, das sich zum Trost für vieles einbildet, eine nie ernstlich bestürmte Tugend mit allem Heldenmut verteidigt zu haben. Aber mit der jungen Frau mochte sie nicht davon sprechen; denn wie durfte sie wohl Pastor Tormählens Tochter mit solchen Dingen kommen!

Da aber doch etwas geschehen musste, ging sie eines Tages zu der alten Frau in die Kate. Abel fragte allem nach und gab auch ihrem Abscheu deutlichen Ausdruck; aber Stine Timm fand sie doch zu milde. „Wie hat das denn geschehen können, Stine? Ist dir nie etwas aufgefallen?“

„Ich habe wohl gesehen, dass sie hier und da mit dem „neuen Louis“ zusammenstand, und dass sie denn lachten“, antwortete Stine. „Aber ich habe mir da nicht so Böses bei gedacht, wenn ich mir da natürlich auch sehr viel bei gedacht habe.“ Und dann fuhr ihr ein guter Gedanke durch den Kopf. Mein Gott, sie wollte der jungen Frau nichts Übles; denn die war gut und arbeitete ja nun auch tüchtig und mit Verstand, und sie war Pastor Tormählens Tochter. Aber es ist so schön, wenn man etwas weiß. „Ich

habe mir da nichts bei gedacht. Unsere Frau steht ja auch manchmal mit dem Professor zusammen.“

„Was hast du gesehen?“ fragte Abel auffahrend.

„Ja, als ich neulich den Kaffeekessel aufkriegen wollte, da sehe ich, dass kein Sprock im Holzkasten ist. Ich habe das dem Dienstjungen so eingeremst, dass er jeden Tag Sprock reintragen soll. Na, ich ärgerte mich denn ja auch tüchtig, und zuletzt denke ich: denn musst du wohl selbst los, denke ich . . .“

Abel stieß kurz und hart ihre Stockspitze auf den Fußboden. Stine Timm schrak zusammen und sagte rasch: „Sie standen hinterm Kuhstall im Wiesenhof.“

„Haben sie auch gelacht?“

„Nein, es sah beinahe so aus, als wenn sie sich erzürnten; denn unsere Frau lief zuletzt ganz schnell weg.“

„So!“ sagte Abel. „Nun will ich dir was sagen, Stine Timm! Wenn die Frau vom Schierholdt-Hof mit einem Gefangenen zu reden hat, denn hast du nicht dahinterher zu spionieren. Wehe dir, wenn ich höre, dass du davon Schluderei machst! Nun weißt du Bescheid, und nun geh hin und sage der Frau, ich möchte mit ihr sprechen!“

Elisabeth saß der Schwiegermutter gegenüber und hielt den strengen, forschenden Blicken mit gutem Gewissen stand: „Im vorigen Jahre hatten wir die Geschichte mit der Antje Bestmann und nun mit der Lena, und dieses Mal ist es schlimmer. Schierholdt-Hof kommt ins Gerede. Ich kann mich mit meinen alten Gichtknochen nicht recht mehr rühren, und außerdem bin ich eine Verlehnsfrau und habe abgegeben, und du bist die Frau. Du musst den Deerns jede Unterhaltung mit den Franzosen streng verbieten und musst dabei wissen, dass man selbst auch nicht tun darf, was man anderen verbietet.“

Die junge Frau sprang von ihrem Stuhl auf und wollte mit harten Worten erwidern. Ihre Empörung war einem Ausbruch ganz nahe. Aber was sollte sie antworten? Das Geheimnis des Briefes konnte sie nicht preisgeben, da Georg Schmitt es ihr an-

vertraut hatte. Durfte sie von den schweren, aber siegreichen Kämpfen ihrer Nächte sprechen, ohne sich selbst anzuklagen?

In hellem Zorn stürmte sie ins Großhaus zurück und ließ Lena Röschmann rufen. Die stand nun mit tränenverquollenen Augen vor ihr. Jetzt ging es also los; nun wollte viel überstanden sein. Elisabeth hielt ein strenges Gericht: „Dein Bruder ist in Frankreich gefallen, und du schämst dich nicht, dich hier mit einem Franzosen einzulassen? Du hast Schande auf alle deutschen Mädchen und Frauen geladen, du unsittliche Person!“ So ging es eine ganze Zeit hin.

Nach dieser Strafpredigt fühlte sich Elisabeth ganz seltsam gestärkt. Blank und blitzend lagen die harten Worte ihres Urteils vor ihr wie Waffen, die sie wohl auch in ihrem eigenen heimlichen Kampf führen konnte. Und weil sie selbst innerlich schwankte, hatte sie zu ihrer eigenen Festigung so starke, unachgiebige Worte gewählt.

Timm Schierholdt sprach mit dem Gefreiten Buhmann. Der Kommandoführer war unglücklich, weil er schon wieder in einer Mädchensache beim Lagerkommandanten eine Meldung machen musste. Da es dieses Mal so ernst war, fürchtete er für die Weiterdauer seines friedlichen Kriegsdienstes in Bliesdorf. Nach einigen Tagen erschien denn auch der dicke Oberleutnant, Amtsrichter Mahrt, auf dem Hof und ging mit Buhmann fürchterlich ins Gericht: „Sie alter Jammerlappen, olle Schlafmütze, die Sie sind! Die Gefangenen tanzen Ihnen ja auf der Nase herum. Davon haben *Sie* natürlich noch gar nichts gemerkt. Sie blamieren die ganze deutsche Armee. Mit unserer sittlichen Überlegenheit wollen wir über die verkommenen Franzmänner den Sieg erringen. Die deutsche Frau dieses Dorfes untersteht Ihrem Schutz. Haben Sie sich das schon mal überlegt? Was tun Sie? Sie lassen hier die Gefangenen ungehindert an die Mädchen ran, als wenn Sie dafür bezahlt kriegen. Was sind Sie im Zivilberuf? Gestützknecht, der auf Trinkgeld angewiesen ist, oder gar Zuhälter? Sie werden abgelöst, und das sofort.“

Gaston Marzais, der in der Döns der Gefangenen auf den Oberleutnant warten sollte, hörte die Worte aus dem Raum der Wachtposten ganz klar herüberklingen. Nun war er ganz Franzose im Sinne der Zeitungsschreiber vom „Morgen“ und vom „Kleinen Pariser“. Dies ist der Typ des deutschen Offiziers, den man sich vor Augen halten muss, wenn man den Sinn des Krieges begreifen will; dieser Mensch ist der Gegner: vom Bier aufgeschwemmt, klein, kurzatmig, die Wange von Mensurnarben wirt zerhackt, roh, anmaßend und dummstolz.

Der Oberleutnant riss die Tür auf, entschlossen, diesen Dolmetscher nicht minder kräftig anzubrüllen. Aber der Ausdruck kalter Geringschätzung in den Augen des Franzosen machte ihn unsicher. Er schlug die Augen nieder und sah vor sich auf dem Tisch einen zerlesenen französischen Roman mit beschmutztem, gelbem Umschlag. „Französische Schmutzliteratur?“ fragte er, den Kopf entschlossen hochreißend.

Gaston Marzais antwortete abweisend höflich: „Das Buch eines Schriftstellers von sehr gutem Mittelmaß, eines Schriftstellers aus der Provinz, die das wahre Frankreich ist. Dies Buch ist sehr sittenstrenge, sehr heimattreu, sehr katholisch, kurz: echt französisch. Schmutzschriftsteller gibt es allerdings in Paris noch übergenug. Ich glaube aber, dass diese geschäftskundigen Leute vor allen Dingen mit der Übersetzung ihrer Bücher ins Deutsche rechnen.“

Der Oberleutnant fuhr ihm höhnisch in die Rede: „Mein Herr, es ist nicht meines Amtes, von Ihnen Vorträge über französische Literatur entgegenzunehmen. Wollen Sie sich gütigst der Unterordnung befleißigen, Herr Professor, die einem Gefangenen zukommt? Ich bin hier, um den Schweinereien in diesem Kommando ein Ende zu machen. Mit Befriedigung stelle ich fest, dass Sie als echter Franzose sich zur Sittenstrenge bekennen. Ich erwarte von Ihrem Einfluss mit aller Bestimmtheit eine Besserung im Verhalten Ihrer Leute. Sie haben damals sehr darum gebeten, aufs Land geschickt zu werden. Wenn Ihnen am Bleiben gelegen

ist, so tun Sie, was von Ihnen erwartet wird. Mit Frechheit richten Sie schon gar nichts aus; das merken Sie sich!“

Der gute Buhmann musste schweren Herzens seinen Platz räumen, und es erschien der Gefreite Maas, der sich gleich beim ersten Appell gewillt zeigte, die Instruktionen des Oberleutnants auszuführen. Roger, der „neue Louis“, der Verführer der Lena Röschmann, wurde ins Lager abgeführt. Als sein Stellvertreter erschien Gustave Godet, der über das Hungerleben im Lager beweglich Klage führte: „Allerdings haben es die deutschen Soldaten in Hinsicht der Schnäbelelei auch nicht besser. Der Boche ist am Rande. Er verhungert so langsam, und von *der* Seite her kommt das Ende des Krieges, bald, Jungens, bald.“

Die Eltern der Lena Röschmann, die bei dem Nachbarn Hans Pöhls in der Tagelöhnerkate wohnten, nahmen ihre Tochter aus dem Dienst der Schierholdt. Das war ungewöhnlich; denn die Magd hätte ein paar Monate noch gut ihre Arbeit versehen können. Es lag etwas wie Kampfansage in diesem Vorgehen. Vater Röschmann war aus dem Heeresdienst entlassen worden, nachdem er ein Jahr lang in der großen Stadt Garnisondienst getan hatte. Dieser Dienst war nicht eben sehr stramm, und es blieb manche Stunde für müßiges Geschwätz, das sich immer weniger harmlos und gutmütig anließ, je länger der Krieg dauerte. Unter den Kameraden waren mächtig kluge Leute, Stadtarbeiter, die den „Großen“ schon lange hinter ihre Schliche gekommen waren. Sie machten da Politik in erregten Gesprächen, die meist vom Schimpfen auf das Essen ihren Ausgang nahmen.

Vater Röschmann hatte sich bei dem Reden von den „Großen“ immer die großen Bauern seines Dorfes vorgestellt. Nun ging er mit den neu gewonnenen Maßen an die Verhältnisse des Dorfes heran und fand alles bestätigt, was ihm eingeredet war. Die Söhne der Großen waren meist bei der Artillerie, standen irgendwo weit hinten, schossen ins Blaue und wussten vom Kriege nichts. Abends machten sie Feierabend, nicht anders, als wenn sie einen Tag gemäht hatten, gingen in ein richtiges Haus und

legten sich ins Bett, womöglich zu einer Französin, die faulen Hunde. Dabei saßen ihnen die Taschen steif voll Geld, und was die Küche nicht liefern konnte, das ließen sie sich von Hause schicken. Dagegen nun die Knechte, die Kinder der kleinen Leute! Die waren von jeher zur Infanterie gezogen worden. Wenn Krieg kam, mussten ja auch tüchtig Leute totgeschossen werden, sonst hatte ja alles gar keinen Zweck. Na, und dazu waren die kleinen Leute denn gerade gut. Ganz vorn mussten sie tagaus, tagein im Dreck liegen und auf den Heldentod lauern. So war das! Vater Röschmann stimmte wohl früher bei den Reichstagswahlen schon immer für den Sozialdemokraten. Was aber eigentlich von dem allen zu halten war, das sah er jetzt erst. Und sein Junge hatte denn ja auch richtig das Leben lassen müssen.

Mutter Röschmann war die neue Weisheit ihres Mannes wohl eingegangen. Als die Tochter ihr *so* ins Haus kam, hatte sie natürlich mächtig geschimpft und der Sünderin einen gräßlichen Tod angedroht. Recht musste Recht bleiben. Zum Recht gehörte auch ein nasses Jahr von der Hoffrau. Wenn nun die Pastorstochter ihr Kind eine Hure geheißen hätte, so wäre alles in Ordnung gewesen. Aber dieser Schnack von der „unsittlichen Person“ überstieg weit, was man sich bieten lassen durfte. Denn sogar der Kaiser hatte gesagt: „Ich kenne keine Parteien mehr.“

Die Pastoren und was von ihnen herkam, das war überhaupt das Richtige! Die Priester waren von den Großen extra dazu gesetzt, die kleinen Leute zu begötschen mit dem Quasselkram vom lieben Gott, dass sie sich man ja auch weiterhin alles hübsch gefallen ließen. Darum ging ja jetzt auch die junge Frau vom Schierholdt-Hof in alle Häuser, wo einer geblieben war, und schnackte da klug wie ihr Vater.

Silja Röschmann brachte mit solchen Reden viele Tagelöhnerfrauen auf ihre Seite. Sie alle hatten Töchter, denen morgen und übermorgen geschehen konnte, was an Lena nun vorging. Und darum waren ihre Mädchen noch lange nicht unsittliche Personen. Freilich, dass es in diesem Falle ein Franzose war,

das war schlimm; denn an Ehrlichmachen war nicht zu denken. Im Übrigen waren aber die Franzosen ebensogut Menschen wie andere. Die Pastorsdeern sollte sich man nicht so haben und den Kopf nicht zu hoch tragen.

Die Frauen saßen am Abend oft in der Röschmann-Kate und wärmten sich die Hände an der kleinen, grünlichen Glut ihres Schwatzes. Hin und wieder saß auch wohl eine Magd oder ein Knecht mit in der Stube. Da wusste nun einmal der Knecht vom Pöhlshof eine Beobachtung mitzuteilen, der er erst keine Bedeutung beigemessen hatte. Aber weil nun die Frauen da so von sprachen, meinte er, es könne mit seiner Beobachtung doch etwas auf sich haben. Also so war das gewesen: er musste auf dem Kornboden Roggen umschauflern. Da ging er mal an das kleine Fenster, das verschmutzt und mit Spinnweben ganz verhängt war. So sehr sauber war es da ja nicht in der Pöhls-Haushaltung. Na, also gut! Von dem Fenster aus kann man in Schierholdts Wiesenhof hineinsehen. Da stand der Franzose, der Professor, und machte Gräben los. Mit einem Mal kommt die junge Frau um die Kuhstallecke geschlichen, sieht sich scheu nach allen Seiten um, und dann gibt sie dem Franzosen ein Papier, wohl einen Brief. Der steckt ihn schnell unter die Jacke und sieht sich ebenso scheu um. Und dann sprachen sie noch ein bisschen zusammen, und dann lief die junge Frau schnell weg, als wenn sie etwas Schlimmes getan hatte.

Die Tagelöhnerfrauen saßen starr und mit ganz großen Augen da. Silja Röschmann sagte zwar sanft, aber mit einem unendlichen Vorwurf in der Stimme: „Und da kommst du jetzt erst mit raus, Klaus Sibbert?“ Die Erzählung des Knechtes war ein starkes Gebläse. Aus der grünen Glut des Schwatzes leckten mächtige Flammen auf.

Das Gerede fraß sich aus Tagelöhnerkaten und Gesindekammern in die Stuben der Bauern durch. Da waren viele, die das Geschwätz von der Tür wiesen. Aber es gab auch andere, die es gern an ihren Tisch nahmen, es fütterten und es gedunsener und

geschwollener von Neid und Bosheit weiterschickten. Hatten die Schierholdt sich nicht immer hervortun wollen, obgleich Timm Schierholdts Großvater noch Tagelöhner war und ganz klein anfangen musste, während andere schon seit mehreren Jahrhunderten auf ihren Höfen saßen? Nun hatte Timm Schierholdt wohl viel Geld und auch viel Land. Aber es war alles zusammengekaufter Kram. Sogar unten in der Marsch hatte er seine Fennen. Das war so ein Besitz, aus allerlei buntscheckigen Flickern zusammengesetzt, keine runde, einheitliche Sache, wie sie sich in den ganz alten Familien vererbte. Zum Schluss musste Heinrich Schierholdt denn ja auch Pastor Tormähls Tochter heiraten. Aber Hochmut kommt vor dem Fall. Nun sah es fast so aus, als sollte die feine Schwiegertochter Schande über die Familie bringen.

Also schlich ein böses Geraune um den Schierholdt-Hof.

* *
 *

Schön lag Bliesdorf sommers im Kranz seiner Wälder. Die Gefangenen vergaßen das unheimliche Land, das sich da unten in einem breiten Streifen am Meer hinzog. Sie standen wieder im Sonnenschein auf den Feldern, und der Himmel war hoch und rein über ihnen. Rübenpflanzen, Kartoffelhacken und Heumachen, das waren Arbeiten, die sie mit Frauen und Mädchen wieder in nahe Berührung brachten. Nach Feierabend war auf dem Grasplatz an der alten Kate lustiges Leben. Zwar wollte der Gefreite Maas manchmal schneidig dreinfahren, und wenn unter den Linden vor der Kate abends die alten Bauern saßen, so versprach er sich im Anfang großen Erfolg von gewaltigem Geschimpfe. Er war hier doch als neuer Besen gesetzt; sollten die Leute also sehen, dass er gut fegte!

Die Bliesdorfer hielten aber mit ihrem Beifall zurück, und eines Abends trat Hans Pöhls nach dem Appell an den Gefreiten heran und erklärte, er schätze alles an seinem Platze, so z.B. auch

den Kommiss. Aber hier gehöre er nicht her. Leute, die von morgens bis abends Bauernarbeit tun und sie gut und willig machen, soll man vor dem Zubettgehen mit „Knochen zusammen!“ und solchen Sachen verschonen.

Nun war ja der Gefreite Maas der Platzkommandant von Bliedorf, während Hans Pöhls als Bauernvogt die zivile Gewalt vertrat, die sich in Kriegszeiten selbstverständlich unterordnen muss. Maas wollte eigentlich auch etwas von der Art sagen. Aber er besann sich; denn schließlich hatte er von den Leuten ja auch sein Gutes. Er konnte seiner Frau manches Lebensmittelpaket schicken, und das wollte wohl bedacht sein; denn in der großen Stadt war es nicht mehr einfach, sich durchzubringen.

Die Lebensmittelknappheit war auch das tägliche Gespräch der Bauern. Die Regierung wollte Vorsorge treffen und redete den freien Bauern sehr bestimmt in ihren Kram hinein. Der Unabhängigkeitssinn sträubte sich dagegen, und außerdem sollten nun allerlei Dinge angebaut werden, die schon Vater und Großvater nicht mehr gekannt hatten. Nun, was nötig war, musste gemacht werden! Die Front stand ja fest, Gott sei Dank, wenn sie auch in Russland und an der Somme mit gewaltigen Angriffen hart bedrängt wurde.

Die Gefangenen hatten ihre Hoffnungen auf den Angriff im Gebiet der Somme gesetzt. Sie waren guter Dinge; denn der Krieg ging seinem Ende zu, und ein neuer Winter in der Gefangenschaft stand nicht zu befürchten. Die politischen Gespräche mit den Bauern, Knechten und Tagelöhnern liefen nun schon glatter ab und vergrößerten ihren Vorstellungsbereich; denn einige Gefangenen hatten inzwischen von der deutschen Sprache mancherlei begriffen.

Wenn die Deutschen gar zu offensichtlich im Vorteil waren, seufzten die Franzosen: „Was wird bei dem ganzen Morden herauskommen? Am Ende gibt es weder Sieger noch Besiegte.“ Nun aber stand es gut an der Somme, und wenn sich jetzt die Deutschen der Formel bedienten, auf die man sich doch einmal

geeinigt hatte, so machten die andern mit allerlei Gebärden Vorbehalte und sagten: „Man wird sehen“, und Léon Duverger wusste sogar schon die Redensart „Abwarten und Teetrinken“ anzubringen. Aber man einigte sich doch immer auf irgendeine Weise, und die Deutschen nahmen aus dem Gespräch die sehr irri- ge Meinung mit, den Franzosen sei an dem Sieg ihres Vaterlandes eigentlich nicht viel gelegen.

Da kannten sie aber die Franzosen schlecht, die starke Angriffe auf ihre Art und auf ihr Land mit einem gleichmütigen und höflichen „Vielleicht wohl“ oder „Möglich“ hinnehmen können, ohnen ihnen auch nur den Schatten einer Berechtigung zuzuerkennen. An der Somme stand es gut, und die Sonne schien, und man hatte gute Aussicht, das schöne Frankreich bald wiederzusehen. Warum also Zänkereien mit den Boches aufkommen lassen? Das Gespräch, das man eben führte, sollte angenehm und harmonisch zu Ende gehen. Im Übrigen werde man sehen. Die Deutschen aber wähten, die Franzosen hätten ihnen recht gegeben.

Wenn die Gefangenen unter sich in ihrer Sprache redeten, dann klang es ganz anders. Und wenn sich zum Klagen wirklich Grund fand, dann konnte sogar der dicke Armand, der doch erwiesenermaßen ein Dummkopf war, mit Überzeugung sagen: „Aber was willst *du*? Es ist die Freiheit und die Zivilisation der Welt, die es *so* will.“

Trotz allem kam es noch oft genug zu Streitigkeiten. Da waren die jungen Knechte, die morgen oder übermorgen einberufen werden konnten und denen darum bei der Arbeit zuweilen ein Unbehagen kam. Dann fuhren sie wohl einmal mit verächtlichen Reden über den französischen Soldaten heraus. Die Worte wurden zwar nicht ganz verstanden, wohl aber das böse Glimmen, das dabei den Knechten in die Augen trat. Dann antworteten die Franzosen mit Worten, die für die andere Seite keinen Sinn hatten. Aber auch dort verstand man den Ausdruck der Augen.

So war es neulich zwischen Maurice Thaudière und dem Knecht des Pöhls-Hofes zu einer Schlägerei gekommen. Mit Kar-

toffelhacken hatten sie sich bearbeitet, und es hätte schlimm auslaufen können, wenn nicht Hans Pöhls ganz unvermutet aufgetaucht wäre. Hans lachte gern, und so nahm er auch diese Sache nicht über Gebühr wichtig. „Schon dich man, Peter“, sagte er zu seinem Knecht, „du kriegst noch Gelegenheit genug, dich mit Franzosen zu hauen. Dies hier hat keinen Zweck.“ Da ging die Arbeit weiter. Aber Maurices schütterer Schnurrbart sträubte sich, und mühsam verhaltene Wut setzte die Sehnenstränge seines dünnen Halses in wirre Bewegung. Es wurde ihm immer klarer, dass es hier an einem dieser Tage notwendig einmal brennen müsse.

Er meinte, seine Landsleute entwürdigten Frankreichs hohen Namen, weil sie den deutschen Bauern bei ihrer Arbeit so willig halfen. „Bei der Lebensmittelversorgung, da hapert es in der Bochie, und an dieser Stelle werden wir den Boche halten. Was ist nun unsere Pflicht? Sabotage, meine Freunde! Wir müssen Korn ausreißen und verderben, die Kühe ins Gras melken, Vieh vergiften. Das wäre unsere Pflicht! Aber was ist zu machen, wenn sogar der Intellektuelle hier predigt, man müsse für den Boche nach bester Kraft schufteln! Ihr jammert: Wann ist der Krieg zu Ende? Helft selbst mit, dass er zu Ende geht! Schafsköpfe, schlechte Franzosen, die ihr seid! Warum aber Marzais immer so bochophile Reden führt, das ist nicht schwer einzusehen. Er ist verliebt in die Patronne.“

Die andern zeigten aber trotz des Vorfalles mit dem Knecht wenig Neigung, Maurice Thaudière zuzuhören. Die Patronne, ganz recht, sie ist wirklich eine schöne Frau! Und sie ist eben eine Dame und kommt darum für unsereins nicht in Betracht. Aber Marzais kann mit ihr in ihrer Sprache reden, und außerdem ist er ein Monsieur. Also wäre er ja dumm, wenn er nicht sein Heil versuchte. Man selbst ist ja zum Glück nicht auf die Patronne angewiesen. Es gibt da Mädchen genug, die wirklich nicht übel sind.

Und nun ließen sie die Bliesdorfer Mädchen in ihrem Gespräch wie zu einer Musterung aufmarschieren. Die Zeitungen, die Léon immer wieder neu aus seinen Pâtébüchsen herausgrub, schilderten die deutsche Frau sehr witzig als grobknochig, dick, dumm und nur darauf bedacht, alljährlich das fällige Böschchen zu werfen. Aber es verhielt sich mit den deutschen Frauen doch anders. Überhaupt war bei den Deutschen manches erheblich anders, als man es immer gehört hatte.

Manch einer lächelte versonnen vor sich hin. Sie waren nicht nur ausgehungerte Männer, die es nach der Frau verlangt, nach irgendeiner. Was da zwischen diesem Gefangenen und jener Magd unausgesprochen schwang und immer auch unausgesprochen blieb, das durfte wohl Liebe genannt werden. Die Mädchen hatten ihr Herz wohl zu wahren; denn so gefällig und hingebungsvoll wie nun war nie um sie geworben worden. Die Heimat vieler dieser Gefangenen lag dem Land der alten Troubadoure ganz nahe. Frauenverehrung musste dort noch in der Luft liegen und jedem mit dem Atem eingehen. Das war diesen Männern anzumerken, wenn sie gleich nur geringe Bauern waren.

Sie redeten unter sich wohl meist in starken, unverhüllten Worten von den Mädchen. Doch gibt es eine soldatische Form der Schamhaftigkeit, die sich mit Vorliebe hinter so betont männlichen Reden verbirgt. Ihre Worte gestatteten die Vermutung, es sei ihnen die Frau nur der Gegenstand der Lust. Aber gerade der Krieger im fremden Lande findet oft in der Frau dieses Landes, was ihm daheim an der Erkenntnis des Weiblichen noch fehlte: findet ein menschliches Erbarmen und eine menschliche Güte, die in ihrem bedingungslosen Strahlen der ewigen Sonne gleicht. Die Soldaten wollen ja nicht den Besitz dieser Frau, wollen auch keine Vermischung der Völker. Aber sie nehmen das gütige Lächeln der fremden Frau als eine Verheißung endlichen Friedens mit in das ruhelose Toben ihrer Tage. Und der deutsche Soldat, der von einem solchen Lächeln weg in den Kampf gerufen wird,

tut gewiss seinetwegen nicht minder gut, was die Stunde dann von ihm fordert.

Unter den Bliesdorfer Mädchen gab es freilich der Abwesenden immer noch genug. Hatte der Schlauberger Roger so viel verdorben? Es gab Mägde, denen keiner ein gutes Lachen abgewinnen konnte, weil der Krieg ihnen den Liebsten genommen hatte. Mochten sie trauern, wenn sie nur nicht wie diese Witwe am Rande des Blickfeldes irgendwo auftauchten und Verwünschungen ausstießen! Greta Harders reckte oft ihren Arm in einer unheimlichen Drohgebärde empor. „Mörder! Mörder!“ gellte es zu den Gefangenen herüber. Sie war eine arme Irre, und man durfte ihr nicht zurechnen, was sie tat. Aber eine Begegnung mit ihr rührte doch immer wieder Entsetzen auf.

Nun aber hatte sie sich seit langem nicht mehr gezeigt. Heute schien die Sonne. Es war Sommer. Man durfte auf freiem Felde seine gesunden Glieder rühren. Alles wird einmal zu Ende gehen, und die guten Tage werden wiederkommen; denn es steht gut da unten an der Somme.

* *
*

Die Bliesdorfer wissen, was Einschläge sind. Die Zeitungen gebrauchen das Wort und sagen auch wohl das eine oder andere zu seiner Erläuterung. Urlauber füllen es weiter mit sinnlicher Vorstellung, soweit das möglich ist. Sie versuchen, die Geräusche vorzumachen, mit denen die Geschosse herankommen. *So* tut dieses Kaliber, und *so* jenes andere, dickere. Und *so* wummen die Minen heran. Mit der teuflischen französischen Feldartillerie ist es aber wieder noch ganz anders. Man hört die Geschosse nicht kommen. Wenn man sie hört, sind sie auch schon da. Und dann ist es wie ein einmaliges, ganz lautes Auflachen und dann, ja, dann besieht man sich den Schaden. An der Somme ist jetzt Gelegenheit, solche Beobachtungen zu vervollständigen. So etwas von einem Artillerief Feuer ist noch nicht dagewesen.

Aber auch die Heimat kennt ihre Einschlüge. Die Briefträger gehen durch die Dörfer. In Bliesdorf ist es der alte, spiddelige Schneider Peter Wommelsdorf, der diesen Dienst versieht. Er trägt keine Uniform, sein Amt deutet er durch eine adlergezierte Armbinde nur schüchtern an, prahlt nicht mit zweierlei Tuch und blanken Knöpfen. Die Leute sollen wissen, dass er nicht gern tut, was ihm aufgetragen ist. Eine Feldpostkarte zwar, die der Überbringer vorher mit einem schnellen Blick auf ihre Harmlosigkeit prüfen kann, bringt hier und da eine Zigarre, einen Schnaps oder auch wohl ein gutes Frühstück ein, und dankbare, glückliche Frauenaugen geben zu so schätzenswerten Dingen noch das Beste. Aber da sind diese unheimlichen Briefe, in die man nicht hineinsehen kann! Peter Wommelsdorf hat mancherlei erlebt. Oha, da könnte man schon erzählen, wenn es nicht so schrecklich wäre! Es ist trotz aller Schnäpse und Zigarren doch besser, die unberechenbaren Briefe in der Vordiele still auf einen Tisch oder eine Lade zu legen, „Post!“ zu rufen und schnell zu verschwinden. Aber auch das ist meistens nicht möglich. Denn die Frauen haben schon nach Peter Wommelsdorf ausgeschaut, und sie erschrecken in jedem Fall: wenn er die Pforte zum Garten aufklinkt und wenn er vorübergeht.

Schneider Wommelsdorf geht den Kiessteig hinauf. Die Frau, die hinter den Fenstern der Haustür gewartet hat, eilt ihm entgegen, reißt ihm den Brief aus der Hand, und der Schneider läuft mit bösem Gewissen davon. Die Frau hält das Schreiben in der Hand, sehr vorsichtig, wie eine Höllenmaschine, die ganz langsam und sachkundig auseinandergenommen und unschädlich gemacht werden muss. Aber dann ist plötzlich nicht einmal mehr Zeit, eine Nadel aus dem Haar zu nehmen, dann ist das Geschoss mit zitternden Händen schon aufgerissen. Es fliegt der Bogen aus dem zackig zerrissenen Schlitz. Gott Lob! Dieses Mal war es noch wieder ein Blindgänger. Willkommen, du gute, beruhigende Nachricht! Die Frau geht an ihre Arbeit und ist einen Tag lang guter Dinge. Aber am Abend beginnt schon wieder die Angst vor

dem kommenden Morgen. Bringt Peter Wommelsdorf morgen den Tod?

Ja, auch die Heimat kennt ihre Einschläge!

Als Elsbe Thun die Nachricht vom Tode ihres Mannes erhielt, ließ sie den Brief in den Schmutz ihrer Hofstatt fallen und lief so, wie sie war, in Sackschute und Stallpantoffeln über die Straße und über Ehler Behrens Koppel gerade in das tiefe Wasserloch, das da unten im Brook lag. Greta Harders verlor den Verstand. Andere nahmen es anders; viele schienen es in Gelassenheit zu tragen. Aber man weiß hierzulande nie, was hinter der äußeren Gelassenheit verborgen ist. Abel Schierholdt sieht auch gelassen aus. Und doch hört sie in vielen Nächten den „Mutter“-Ruf von den Schlachtfeldern und erkennt Karls Stimme deutlich, obwohl er nun lange schon ausgekämpft hat.

Unter den Katenfrauen zwar gibt es einige, die als Mägde aus der Ferne zuwanderten, dann einen Knecht fanden und hierblieben. Die laufen mit ihren Briefen zu den Nachbarinnen, und es gibt einen geräuschvollen Schwatz, wenn die Nachrichten gut sind, und ein großes Geschrei, wenn es eingeschlagen hat. Die richtigen Bliesdorfer Frauen, die aus den Katen wie aus den Bauernhäusern, verachten sie dafür ein wenig und schelten sie wehleidig und anstellerisch. Aber im Grunde ihres Herzens beneiden sie diese anderen auch; denn sie fühlen wohl, dass dem Menschen leichter werden muss, wenn er einmal richtig schreien kann. Sie können es nicht und verbergen sich mit ihrem Schmerz wie mit einer Schande. Da Gott sie schlug, mögen andere glauben, dass die Strafe verdient war.

Auch bei den Franzosen schlug es ein. An jedem Sonnabend verteilte Gefreiter Maas abends die Post. Wer seinen Brief zuerst überflogen hatte, der ließ den Blick unter den Brauen her prüfend bei den noch Lesenden die Runde machen, um ihnen den Hauptinhalt ihres Briefes vom Gesicht zu lesen. Einer ging hinaus, lehnte sich an einen Ständer der Kate, sah vor sich nieder und

ließ die Tränen rinnen. Der Freund folgte ihm, schloss ihn in die Arme und gab ihm nach der Art ihres Landes den Bruderkuss.

Das hatte Hans Pöhls beobachtet, den die Gefangenen fast täglich auf Schierholdts Hof lockten, weil sie ihm immer wieder Grund zum Staunen gaben. Nach einigen Tagen erzählte er davon bei den Gesprächen unter den Linden. „Da fassten sich die beiden Kerle also einfach um“, sagte er, „und stießen ein paarmal mit den Köpfen zusammen, dass ich schon dachte: die wollen sich ans Leder. Wie ein paar Hähne aufeinander losgehen, so pickten sie sich mit den Schnäbeln in die Kämmen. Da verstand ich, warum unsere Zeitungen immer vom gallischen Hahn schreiben. Aber dann wurde mir plötzlich klar, dass die beiden Mannsleute sich da einen Kuss gegeben hatten.“ Hans Pöhls schüttelte sich: „Mannsleute, die sich küssen, brrr!“

Wenn bei den Franzosen eine Trauerbotschaft ankam, dann schämte sich der Betroffene seiner Tränen nicht und fuhr mit Klagen und Verwünschungen laut heraus. Die Kameraden trösteten ihn auf *die* Weise, welche eben die angemessene war: sie klagten oder fluchten mit ihm. Der Schmerz ging prasselnd nieder wie ein Gewitterregen. Aber die Sonne kommt bald wieder und lockt das Lachen neu hervor.

„Wir sind anders“, dachte Gaston Marzais, „anders als die Leute in diesem Lande. Sie reden mit Verachtung von unserer oberflächlichen Art. Sind wir darum schlechter, weil wir alles so nehmen, wie es genommen sein will, den Schmerz mit lautem Weinen, die Freude mit Lachen und Übermut? Wir finden uns mit den starken, hingebungsvollen Äußerungen unserer Gefühle schneller in das Gleichgewicht der Seele zurück. Bei ihnen hier ist alles verklemmt und gehemmt, und wenn der Schmerz sie trifft, so kommt er wie an Herbsttagen ihr Regen: die Luft ist voll Feuchtigkeit und setzt an den Wollfasern der Kleider ganz kleine, feine Bläschen ab. Der Übergang zum Regen vollzieht sich ungemerkt. Dann aber regnet es tagelang, und der Himmel hängt tief und ebenmäßig bleigrau. Sind wir darum die windigen, flat-

terhaften, treulosen Franzosen, weil wir mit den grauen Gedanken schneller und besser fertig werden?“

Gaston Marzais wollte nicht für treulos gehalten werden. In den Augen der jungen Frau lag es wie ein Geständnis und Gewähren, als sie ihm damals den Brief brachte. Als er aber das Wort „Treue“ aussprach, da floh sie wie in Entsetzen. „Wir Franzosen kennen die Treue gut, du schöne Frau! Wir sind treu, was ihr auch immer sagen mögt. Und du sollst noch an meine Treue glauben lernen. Die deutsche Treue des Toggenburgers zwar, die ist uns fremd. Dazu werden wir von unserem schönen, reichen Lande gar zu vielfältig und mühelos mit allen Früchten beschenkt. Warten und Fehlschlag schätzen wir wohl als einen Sporn unserer Wünsche; aber am Ende müssen wir die Erfüllung sehen.“

Unablässig bemühte er sich, ein Zusammentreffen herbeizuführen, eine ganz kleine Begegnung, nur eben groß genug, zwei, drei kleine Worte zu umschließen, und als im Geflüster der Hofleute die Nachricht vom Tode Kurt Tormählens umging, da erschrak er in tiefster Seele: „Wird sie mich nun verantwortlich machen?“

Ja, nun hatte es im Pastorat zu Mahlstedt eingeschlagen. Die Frau Pastor kam mit dem kleinen, zweirädrigen Wagen in Bliesdorf auf den Hof gefahren, um ihre Tochter zu holen. Als Elisabeth die Trauerbotschaft hörte, setzte der Schlag ihres Herzens aus. Eine tiefe, barmherzige Ohnmacht half ihr hinweg über diese plötzliche und gewaltige Erschütterung ihres Lebensgrundes. Nach dem Erwachen fiel ihr erster Blick in die gramerfüllten, aber ruhigen Augen der Mutter. Da stand sie auf und schämte sich und machte sich zu der Fahrt nach Mahlstedt bereit, nachdem sie in der Kate angesagt und Wiebke der Großmutter übergeben hatte. Die Tränen strömten ihr unaufhörlich über das Gesicht. Abel fühlte gleich, dass Wiebke heiße Hände hatte und sagte es auch der Mutter. Aber Elisabeth hörte es kaum. Was ging sie der ganze Schierholdt-Hof nun noch an? Sie war

Elisabeth Tormählen, und Kurt war tot, und ihr Vater wollte nun alle um sich versammelt sehen, die ihm zugehörten.

Einmal unterwegs lockerte der beißende Schmerz für einen Augenblick seine Zange. Da konnte sich Elisabeth darüber wundern, dass ihre Mutter die Zügel hielt und Liese, das alte Pferd, zu lenken wusste. Sie fragte auch: „Wo hast du das gelernt, Mutter?“ „Ich habe es nicht gelernt, mein Kind“, antwortete die Mutter. „Aber du weißt, Jürgen ist nun auch Soldat, und es wäre Unrecht, jetzt bei den Bauern um einen Kutscher zu bitten. Es ist so viel zu tun. Da habe ich mich auf Lieses Gutmütigkeit verlassen und bin losgefahren, weil Vater dich doch bei sich haben wollte. Ach, mein Kind, der Mensch kann viel, wenn er muss.“

Pastor Tormählen lag im Schlafzimmer der Wand zugekehrt. Die dichten Fenstervorhänge waren heruntergelassen. Als Elisabeth eintrat, wandte er sich in seinem Bett herum, fasste die Hand der Tochter und sagte mit gebrochener Stimme: „Du lebst, Elisabeth, du lebst! Ist Theodor noch nicht da? Er müsste doch aus der Stadt zurück sein. Die Schule ist schon seit Stunden aus.“ Dann weinte er ganz ohne Fassung, und Elisabeth, sein liebstes Kind, weinte mit ihm.

Theodor, der jüngste Sohn, kam aus der Stadt zurück. Mutter und Schwester zogen ihn in Vaters Studierstube und sagten ihm, was geschehen war. Und dann wankte Pastor Tormählen herein und umarmte alle; jedem war, als wolle der Vater an ihm niedersinken, und alle mussten ihm Stütze sein.

Die Mutter aber stellte sich, wie um der Lockung aller Lehnen zu entfliehen, in die Mitte des Zimmers und richtete den festen Blick ihrer tränenlosen Augen fernhin auf Dinge, die den andern hinter dem schwarzen Vorhang dieser Stunde noch verborgen blieben. Der sechzehnjährige Theodor hielt die Hände ineinander gekrampft. Wohl stauten sich in seinen Augen die Tränen. Aber er stand fest und gerade aufgerichtet, und er schluchzte nicht.

Und als erster fand er ein Wort: „Lasst mich nur erst rauskommen!“ stieß er durch die zusammengebissenen Zähne. Der Vater fuhr entsetzt auf: „Rächet euch selbst nicht, meine Lieben!“ Aber ihn erregte nicht der sündige Rachegeanke, sondern die Möglichkeit, seinen zweiten und letzten Sohn hergeben zu müssen. Biblische Worte boten sich seinem Schmerz als Träger an. Seinen Benjamin wollte er bewahren, nachdem das wilde Tier des Krieges ihm den Josef zerrissen hatte. Dann sank er in den Stuhl vor seinem Schreibtisch. Die Bibel lag aufgeschlagen vor ihm. „Da sitze ich nun in der Asche“, stöhnte er und schlug die Bibel zu.

Seine Frau trat unter die segnenden Hände des Christus nach Thorwaldsen, der fast lebensgroß in einer Ecke stand. „Komm hierher!“ sagte sie sanft. „Er ruft die Mühseligen und Beladenen. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.“

Aber Pastor Tormählen winkte ein eigensinniges „Nein“ herüber, schob die Bibel ganz beiseite, legte den Kopf auf den Schreibtisch und weinte wieder hemmungslos nach der Art der Kinder. Elisabeth sah erstaunt und mit einer ganz plötzlichen und neuen Erkenntnis auf die gute, stille Mutter, die eben jetzt ihre Augen niederschlug wie in einer jähen Scham über die Anmaßung, dem wortgewaltigen Pastor Tormählen Bibelsprüche vorzuhalten. Aber sofort hob sie wieder den Kopf und blickte ihrer Tochter frei und stark ins Gesicht. Es mochte von ihr, die sich aus Scheu vor greller Belichtung immer gern in den dämmerigen Hintergrund gestellt hatte, doch mehr, viel mehr zu sagen sein als der Tochter jemals bewusst geworden war. In ihren Augen sah Elisabeth den Glauben lebendig, den der Vater immer so schön gepredigt hatte, und sie erkannte, wie viel näher die stille, bescheidene Frau den Quellen der Kraft und des ewigen Trostes wohnte als der Mann, der, wie aus überreichen Brunnen schöpfend, fast ein Menschenalter lang an fremden Gräbern Worte des Trostes gesprochen hatte. Wo war der Trost, da nun ein Toter seinem Herzen so nahe stand?

Elisabeth ging hinüber, neigte sich tief und küsste der Mutter die kleine Hand, deren Kraft und Tapferkeit sie eben zu ahnen begann. Wohl war die Mutter anders als die Schwiegermutter, so viel milder und herzlicher. Und doch erschienen ihr die beiden Frauen nun wie aus gleichem Stamm erwachsen. Und sie dachte daran, wie Timm Schierholdt seinen Schmerz um den gefallenen Sohn getragen hatte und noch trug.

Die Arbeit fiel ihr ein, die sie nun nicht mehr halb spielerisch tat wie im Anfang. Damals stand im Notfall immer eine Ersatzkraft hinter ihr, die das Werk weiterführte, wenn sie seiner überdrüssig wurde. Sie hatte ihre Kraft nun an einer ganz bestimmten Stelle eingesetzt, und es wurde mit ihr gerechnet. Und Wiebke hatte heiße Hände.

Pastor Tormählen wollte seine Tochter nicht gehen lassen. Aber Elisabeth riss sich los, wollte keinen Wagen annehmen und keine Begleitung. In den Händen hielt sie eine Abschrift von dem letzten Brief ihres Bruders, und so ging sie davon. Vor einem Jahre noch wäre es ihr als eine gewaltige Prüfung vorgekommen, bei Nacht allein den unheimlichen Forst zwischen Mahlstedt und Bliesdorf zu durchqueren.

Das Grauen hockte am Waldrand, als die junge Frau vorübereilte, doch sprang es ihr Herz nicht an, weil dieses Herz von seinem Schmerz so voll war, dass es das Grauen selbst rühren und menschlich machen konnte. Elisabeth Schierholdt trug das erste große Leid ihres Lebens. Wirst du es gut tragen? Wirst du darunter zusammenbrechen? Fast meinte sie, ihrem Bruder das Zusammenbrechen schuldig zu sein.

Nach vielen Stunden qualvollen Wachens erlöste sie gegen Morgen ein bleierner Schlaf von dem bohrenden Schmerz. Sie erwachte von dem Jauchzen der kleinen Wiebke, die vor den Fenstern des Schlafzimmers unter den Obstbäumen spielte. Der Sonnenschein fiel gedämpft und golden durch die Vorhänge. Elisabeth dehnte ihre jungen, gesunden Glieder. Lebensbegehren war ihr erstes Gefühl. Aber sofort fiel es wie ein Schatten auf die

innere Helle, die noch halb erst bewusst war. In dem Genuss ihrer Lebenskraft war eine Bitternis versteckt. Sie fühlte ihre Freude dunkel als Unrecht. Und nun stand der erste Gedanke auf und tastete sich ins Bewusstsein. „Aber“ war sein erstes Wort. „Aber da war doch etwas?“ Elisabeth fuhr auf. Die Stauschotten des Schlafes waren weggerissen. Mit dem Ungestüm seiner aufgespeicherten Kraft ging der Strom des Schmerzes wieder über ihr Herz hinweg. Aber der Gedanke an die alte Abel trieb sie an die Arbeit. An diesem Morgen war schon viel versäumt. Saß die alte Frau nicht jetzt mit zusammengepressten Lippen in ihrem Lehnstuhl? Elisabeth hörte das unerbittliche: „Stell dich nicht an, Deern!“ und dabei stieß die Stockspitze hart auf den Fußboden.

Stine Timm war morgens früh in der Kate gewesen: „Unsere Frau schläft noch. Was soll ich tun?“ – „Lass sie schlafen!“ sagte Abel, nicht hart und verächtlich, ganz still und gut sagte sie es. Soll schlafen, wer schlafen kann und nicht auf einen Ruf von den Schlachtfeldern hören muss!

Kurt Tormählen hatte seinen Abschiedsbrief schreiben lassen von einer Schwester des Frontlazaretts, in dem er sterben musste. Der Name des Ortes fehlte, und auch der Tag war nicht angegeben. Es war, als habe für den Toten am Tor der Ewigkeit Ort und Zeit schon alle Bedeutung verloren.

Liebe Eltern und Geschwister!

Erschreckt nicht zu sehr, wenn Ihr diesen Brief bekommt! Ich kann nicht selbst schreiben, Schwester Irene tut es für mich. Vorgestern habe ich eine schwere Verwundung erhalten. Wir mussten hinter der Front Holz tragen, und da schlug eine Granate ein. Nun muss ich sterben. Ich möchte wohl gern noch leben. Ich wollte mit den Kameraden als Sieger zurückkommen in mein liebes Vaterland. Und wenn mir der Tod bestimmt war, so sollte es im Sturmangriff sein. Nun ist es anders gekommen. Ich bin auch so zufrieden; denn ich habe meine Pflicht getan. Fragt beim Regiment 31 nach mir!

Lebt wohl Vater, Mutter, Elisabeth, Theodor!

Dank und Liebe!

Euer Kurt.

„Das Herz tut mir weh!“ Dieses Wort, das, leere Wendung der Rede geblieben, wie viele andere zu vorschnellem Gebrauch in ihrem Wissen bereit lag, musste Elisabeth nun mit erlittener Bedeutung füllen. Sie erlebte, dass dem Trauernden das Herz in aller Wirklichkeit weh tun kann, dass es sich hier, an der bestimmten Stelle der Brust, mit einem ganz körperlichen Schmerz bemerkbar zu machen weiß. An den warmen Tagen des hohen Sommers tat sie ihre Arbeit in einem beständigen Frösteln, das *auch* von innen, *auch* aus dem Herzen kam. Zuweilen sah sie den sterbenden Bruder, entsetzlich verstümmelt, ganz deutlich vor sich. Sie versuchte, vor solchen Bildern zu fliehen. „Aus vielen Wunden blutend“ – man nimmt es so hin, wenn um einen sterbenden Soldaten die Rede geht. Aber dieser Soldat darf nicht der eigene Bruder sein, und es darf einem nicht zugemutet werden, seine Wunden zu sehen.

Elisabeth schrieb einen Brief an die Schwester Irene in dem Frontlazarett und erbat einen ganz genauen, schonungslosen Bericht über die Verwundung und den Tod ihres Bruders. Schwester Irene antwortete, wohl wahrhaftig, aber doch immer mit Schonung. Ein Granatsplitter hatte dem armen Kurt den Leib aufgerissen. Elisabeth sah diesen Splitter in der Form eines Pfluges, der ganz langsam und wie überlegt auf dem Leib ihres Bruders eine Furche neben die andere legte, bis nichts mehr an einen menschlichen Körper gemahnte und nur noch eine blutende, zuckende, formlose Masse ihre Qual zum Himmel schrie. Ja, sie wusste nun auch: Kurt hatte geschrien, geschrien wie der Unbekannte in dem mitteldeutschen Lazarett, vielleicht noch durchdringender, noch entsetzlicher. Und doch konnte er sich noch sammeln zu einem tapferen, ruhigen Wort des Abschieds für Eltern und Geschwister.

Sie sah nun ganz deutlich den Bruder so, wie er im vorigen Sommer oft vor ihr gestanden hatte und erkannte in seinem la-

chenden Jungengesicht die stillen, gesammelten Züge ihrer Mutter. Mit Bestürzung erinnerte sie sich eines Tages, da der Vater Kurt pflichtgemäß nachsichtig zwar, aber doch mit einer kleinen Verachtung den Sohn der Mutter nannte. Und hatte er nicht öfter sie, Elisabeth, mit Stolz und Selbstgefühl und einer besonderen Betonung *seine* Tochter geheißen? Nun legte sich Pastor Tormählen ins Bett und kehrte sein Gesicht zur Wand, um dem Schmerz nicht in das unverhüllte Angesicht sehen zu müssen. Die Mutter aber nahm ihr Kreuz auf sich und half anderen noch tragen. Wieder neigte sich Elisabeth Schierholdt tief vor der Seelenkraft und der Wahrhaftigkeit ihrer Mutter.

War es wirklich eine Auszeichnung, eine Gunst des Schicksals, Pastor Tormählen's Tochter zu sein? Die junge Frau ging strenge mit sich selbst ins Gericht: Vieles von dem, was an dir Tormählen ist, musst du abtun, wenn du gleich Heinrich Schierholdt's Frau geworden bist mit dem Vorsatz, die Tormählen in dir nicht antasten zu lassen. Der Weg von der Tormählen zur Schierholdt ist kein Abstieg, wie du in einem törichtem Stolz gemeint hast. Da sieh dir deinen Schwiegervater, und sieh dir deine Schwiegermutter an, ja, auch die! Von der Mutter her aber tragen auch die Tormählen ein Erbe, das sie zu einem Leben und Sterben befähigt, wie es Kurts Los war. Und sieh dir deinen Mann an! Steht seine Gestalt nicht stark und gerade da? Ist Heinrich Schierholdt nicht aus dem schieren Holze der Wahrhaftigkeit geschnitten?

Alle Gründe, die ihr einst so flink und vorlaut die eigene Überlegenheit bezeugt hatten, mussten sich in strengem Gericht neu prüfen lassen. Einer erinnerte an Heinrichs hilfloses Kopfschütteln, wenn seine Frau ihn in ihre Bücher hineinsehen ließ. Aber die Erinnerung sprach nun mit einer unsicheren, kleinlauten Stimme. Es ist eine Zeit gekommen, in der das Gefühlsnaschwerk einen faden Geschmack annimmt. Wir sollen zum nährenden täglichen Schwarzbrot des Gefühls heimfinden. Und als erstes bricht Gottes Hand uns das Brot des Leides. Elisabeth fühlte

sich mit ihrem Schmerz aus der behüteten Vereinzelung herausgenommen und in die Gemeinschaft eines trauernden Volkes gestellt. Nun war es ein Trost, eine unter vielen zu sein.

In großem Eifer raffte sie ihre sorgfältig gehüteten Gedichte zusammen. Unter alten Papieren fiel ihr auch ein Brief an Gertrud Schmitt in die Hände, von dem sie eine Abschrift verwahrt hatte, weil er ihr damals so schön erschienen war. Nun las sie ihn nach fast vier Jahren wieder, und unter dem Lesen wurde die Röte ihres Gesichtes tiefer und tiefer: „Ich will die Werbung des Bauern Heinrich Schierholdt annehmen, meine Herzenstrude, weil ich meine Aufgabe erkannt habe. Zwar wird er nicht wagen, an Elisabeth Tormählen die entscheidende Frage zu richten, wenn ich ihm dazu nicht Mut mache. Und dazu bin ich jetzt entschlossen. Nach Wochen schwerer innerer Kämpfe bin ich nun zur Klarheit gekommen. O, wie bin ich reif geworden, meine gute Freundin!“

Als sie diese Stelle gelesen hatte, zerriss sie die Abschrift, warf die Fetzen zu den Gedichten, füllte ihre Schürze mit dem alten Papier, ging ins Waschhaus und warf alles in die Glut unter dem Kessel. Die Flammen liefen unter den Blättern her, färbten sie mit einem schnell tiefer werdenden Braun, bis die Flamme grünlich durchschlug und alles schnell in Asche verwandelte. Hin und wieder blieb ein Blatt noch über die Verbrennung hinaus ganz. Auf seiner zerknitterten, schwarzen Fläche blieben die Züge der Schrift mit einem feinen Grau erkennbar. Elisabeth zerstörte alles mit dem Schüreisen.

„Wie durfte ich von Reife reden? Ich habe erst jetzt die Notwendigkeit des Reifwerdens begriffen und ahne, dass es nur auf dem Wege des Leidens zu erreichen ist. Kurt ist mit noch nicht 19 Jahren einen fürchterlichen Tod gestorben. Er war reif, der kleine, dumme Bruder! Aber was heißt das nun: reif werden?“ Antwort gab ihr ein Wort der Bibel: „Leget die Lüge ab und redet die Wahrheit!“ Wie durfte ich jemals von inneren Kämpfen sprechen? Wo bist du, Heinrich Schierholdt? – Das Herz tat ihr

weh, und obwohl sie am offenen Feuer stand, fror sie von innen her.

Der Schwiegervater trat zu ihr herein. Timm Schierholdt suchte oft die Nähe der jungen Frau, weil er meinte, sie trösten zu müssen. Aber dann verlor er mit einem Male den Mut und wurde verlegen. Wie sollte, was er hätte sagen können, vor Pastor Tormählens Tochter bestehen? Elisabeth sah ihn an und fand in seinen Augen den stillen Gram, der unheilbar ist, und er erkannte in ihren Augen den großen, wilden, aber den heilbaren Schmerz, der einmal vorbei sein wird, weil jung ist, die ihn trägt.

Die junge Frau ergriff in kindlicher Ehrfurcht die Hand des alten Mannes. Timm Schierholdt streichelte ihr Gesicht, tat das nun ganz ohne Scheu. „Meine Deern“, sagte er, „meine gute, liebe Deern!“ Und dann fand er doch den Mut zum Reden: „Es ist hart, meine Deern, sehr hart ist es. Aber es geht einmal vorbei. Du bist jung, und du hast Heinrich und Wiebke, und du wirst einmal auch Jungens haben, ganz gewiss wirst du das. Die Schierholdts werden hier weiter leben, und hoffentlich leichter als wir.“

Der Alte ging hinaus, und Elisabeth blieb in stiller Verwirrung allein. Warum war sie nicht aufgefahren in Ablehnung, als der Alte von ihren Söhnen sprach, den kommenden Schierholdts? In die Gedanken an Tod und Vergehen drängten sich Gedanken des Lebens. Erinnerungen wurden wach an den Urlaub ihres Mannes. Es zeigte sich etwas ungeahnt Neues: ihr Körper hatte seine Erinnerungen bewahrt und redete von ihnen in seiner Sprache. Das Frieren von innen her verlor sich in der Wärme des jungen Blutes. Die Scham wurde zum Kampfe gegen dies neue Gefühl herangerufen; aber sie versagte den Dienst: „Willst du wahrhaftig werden, Elisabeth Schierholdt, so schäme dich nicht, wenn die erste, harte Berührung mit dem Tod das Leben so in dir aufruft, dass du mit einem Male ganz ein junges Weib wirst! In deinem Schoße drängt die Kraft, die den Tod überwinden will.“

Allmählich räumten die schweren Gedanken das Feld des Bewusstseins dem huschenden Tanz leichter Bilder. Das Bild Gaston Marzais' stahl sich sehr unauffällig hinein in den Reigen, fühlte sich nicht zurückgewiesen, wurde kühner und kühner, bis es sich in den Mittelpunkt vorgeschoben hatte. Da schrak Elisabeth auf und machte dem Spuk ein Ende. Wie kam das Bild des Franzosen in *diese* Träumereien? Sie nahm sich vor, ganz wach zu sein. Es darf nicht träumen, wer in einem Kampfe steht. Kurt ist in Frankreich gefallen, und er hat geschrien, geschrien aus der fürchterlichen, dunkelsten Mitte des menschlichen Leides.

Elisabeth stürzte sich in ihre Arbeit. Das Herz tat ihr weh, und sie froh von innen her.

Pastor Tormählen hatte nicht den Mut, seiner Gemeinde ins Angesicht zu sehen. Er fürchtete, auf der Kanzel von dem hemmungslosen Weinen überfallen zu werden. Der alte Emeritus Paulsen stieg an einigen Sonntagen tapfer aus der Marschstadt nach Mahlstedt herauf und legte das Wort aus. Am achten Sonntag nach Trinitatis stand Pastor Tormählen zum ersten Male wieder auf der Kanzel. Das Evangelium des Sonntages hielt Gericht über die falschen Propheten. „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“

Die Gemeinde bemerkte zwar an der Art, in der ihr Pastor diese Worte *heute* sprach, gegen früher keine Veränderung. Frau Tormählen aber fühlte eine Verwandlung. Heute verloren die vertrauten Worte den leise überheblichen, kleinlich-scheltenden Nebenklang, der ihnen sonst im Munde ihres Mannes zuweilen beigelegt wurde, wenn mit der Warnung die Hörer, und sie *allein*, getroffen werden sollten. Heute schwang Pastor Tormählen die Geißel des Wortes wider sich selbst. Denn auf der Kanzel war ihm in einem jähen, urtiefen Erschrecken klar geworden, wie weit die Leistung seines Lebens hinter den Forderungen der Lehre zurückblieb. Und als ihm nun noch die Tränen aufsteigen

wollten, konnte er doch die Fassung bewahren, weil er hilfeschend und beschämt auf seine Frau sah, die, sehr aufrecht und sehr gesammelt im Predigtstuhl sitzend, allen ein Beispiel der Fassung gab.

* *
*

In den schmalen Reddern der Gemarkung Bliedors hing eine Auswahl der geernteten Getreidearten an den hohen Knicks, die sich von beiden Seiten so entgegenwucherten, dass sich die Erntewagen fast schon durchzwängen mussten. Der Strauchwuchs war seit langem nicht gelichtet worden; denn es musste alle Arbeit liegen bleiben, von deren Ausführung Leben und Sterben nicht eben unmittelbar abhing. Wer auf beladenem Wagen durch diese Redder fuhr, der war nur in der Mitte beim Windelbaum einigermaßen gesichert gegen die Rutenschläge der Hainbuchen- und Haselsträucher. Das Gebüsch fiel über den Erntewagen her und riss an beiden Seiten einzelne Halme heraus. Die Hainbuche warf der Haselstaude ihren Raub mit einer kurzen, verächtlichen Gebärde zu: „Sieh dir das Zeug an!“ Hinter dem Wagen war noch einen Augenblick das Schwanken des Gezweigs wie das Armschlagen einer erregten Menschengruppe, und das Rauschen des Laubes klang wie ein Geraune über böse Vorzeichen: „Klänglich, klänglich! Was soll nur in diesem Winter werden?“

Wenn die französischen Gefangenen, von den Feldern heimkehrend, solche Redder durchschritten, so nahmen sie wohl einen der Halme vom Gebüsch und spielten im Weitergehen damit. Die Früchte des Feldes hingen da in einer Auswahl, aber diese Auswahl war nicht groß. Roggen war da und Hafer, dann noch ein wenig Gerste und seit einigen Tagen der Buchweizen, der „schwarze Weizen“, wie die Franzosen mit Geringschätzung sagten. Da rühmten sie ihr reicheres Vaterland mit viel Selbstgefälligkeit und ließen durchblicken, der liebe Gott habe doch wohl den Völkern ihre Länder nach Verdienst und Würdigkeit zugewiesen. Was reift nicht alles auf französischen Feldern! Die Finger der Hände genügen nicht, alle Arten der Feldfrucht aufzuzäh-

len. Alles ist in Vollkommenheit und Fülle vorhanden. Daheim sind die Scheunen jetzt schon voll, und nun werden die Weintonnen nachgesehen; denn in einigen Wochen kommt die Krönung des Erntewerkes, die gesegnete Weinlese, die keine Arbeit ist, sondern ein Fest.

Gustave Godet, der aus langem Lagerleben weiterreichende Erfahrungen hatte als die anderen, behauptete wieder, man werde die Boches durch den Hunger haben. Aber Léon Duverger fand solche Hoffnungen viel zu weitläufig. Er hatte gute Nachrichten von der Bürgerin. Rumänien werde demnächst in den Krieg eingreifen und mit seinen 600.000 Mann in sechs Wochen die Entscheidung herbeiführen. Nun waren zwar andere da, Bedenkliche, denen diese Hoffnung zu ausschweifend erschien.

Was denn, mein armer Freund! Hatte etwa Italien mit seiner viel größeren Macht die Entscheidung zu bringen vermocht? Und nun das kleine Rumänien! Ach, geh doch! Aber Léon belehrte die Zweifler: „Im vorigen Jahr waren die Boches noch überlegen. Versteht mich recht! Überlegen in der Kriegsausrüstung, die sie sich seit Siebzig planmäßig und ohne Verschnaufen geschaffen haben, während wir anderen Franzosen – ach, meine armen Freunde! – an Frieden, Menschlichkeit und Gesittung glaubten. Aber nun haben wir das Versäumte nachgeholt, und nun ist es mit den Kräften wie mit der Wage beim Krämer: sie steht. Jetzt brauchen wir keine Millionenheere mehr; jetzt bringt eine kleine Gewichtsverlagerung den Ausschlag. Und wenn nun Rumänien in unsere Schale geworfen wird, da sollt ihr einmal sehen, wie die Boches hochgehen. So muss es doch kommen, wenn der Weltlauf einen Sinn bewahren will.“

Léon Duverger war der große Politiker, und sein Wort hatte Gewicht. Wie alle Bierbankpolitiker wusste auch er sehr wohl, dass eigentlich die Zeitung so klug aus ihm sprach. Zur Beruhigung des Gewissens versäumte er nie, in seine Rede öfter die Worte „Nach meiner Ansicht“ einfließen zu lassen. Was er sagte, klang immer so plausibel, während Gaston Marzais, der Intellek-

tuelle, oft sehr verwirrende Ansichten äußerte. Mit den Intellektuellen ist das so eine Sache. Man weiß nie, ob sie nicht auch wie Bankiers und Industrielle eine internationale Bande bilden, die in der Ausbeutung der Völker zusammenhält wie Pech und Schwefel. Marzais redete zuweilen wirr wie deutsche Philosophen. Was aber Léon sagt, das ist klar, und die Klarheit ist von jeher ein Kennzeichen des französischen Geistes gewesen.

So waren sie denn alle überzeugt, der deutsche Sieg werde das Ende der Freiheit, Menschlichkeit und Gesittung unausweichlich mit sich führen.

Auch Pierre Vallat, der Gefangene mit dem sehenswerten roten Bauchwickel, redete etwas Derartiges, dachte dabei aber mit einem versonnenen Lächeln an den achtjährigen Ehler Vollert, der nach langem, erfolglosem Werben nun endlich sein Freund geworden war. Pierre verdankte diesen Erfolg der Naturtreue seiner geschnitzten Ochsenköpfe. Seine Kunst hatte ihm auch von den Kameraden schon viel Anerkennung eingebracht. In dem stumpfen Lagerleben des ersten Winters in Deutschland hatte er einmal wie abwesend an einem Holzklotz zu schnitzen angefangen. Seitdem waren ihm in seiner Kunst große Fortschritte gelungen. Als bei der Werbung um den kleinen Ehler Vollert manches sonst sichere Mittel versagt hatte, wie zum Beispiel Schokoladependen, hielt er dem Knaben einmal einen geschnitzten Ochsenkopf hin. Da lachte das Kind und war zum ersten Male bereit, aus dem schützenden Bereich des väterlichen Hofes mit Peter auf die ganz ferne, einsame Wiese am Waldrand zu fahren.

Sie saßen nebeneinander auf dem Sitzbrett des Heuwagens; der kleine Ehler hielt seinen Ochsenkopf in der Hand wie eine Kostbarkeit. Und mit einem Male fühlte der Franzose, wie sich eine kleine, weiche Hand voll Vertrauen in seine Kriegerfaust schob und darin still verharrte. Er saß ganz still und andächtig, so, als halte er einen sehr schönen und sehr scheuen Vogel, der bei der geringsten Bewegung aufgescheucht davonfliegen kann.

Pierre war sehr glücklich. Sie saßen Hand in Hand, der französische Soldat und das deutsche Kind, betrachteten den Ochsenkopf und lachten sich in die Augen. Wohl war des einen Sprache dem anderen ein Kauderwelsch. Aber sie wussten, dass sie es gut miteinander meinten, und über dem spaßhaften Ochsenkopf hatten sie sich verstanden als zwei Bauern, die sie waren.

Nun schnitzte Pierre auf dem Heimweg von der Arbeit immer an irgendeinem Tierkopf. Dabei suchte er im Vorbeigehen die Knicks ab nach eigenartig geformten Zweigen, die in der Verarbeitung zu Hörnern eine sonderlich erheiternde Wirkung erwarten ließen. Pierre war stark in Anspruch genommen; denn Ehler versprach selbstbewusst seinen kleinen Freunden Ochsenköpfe und irrte sich nicht, wenn er Pierres Bereitschaft zur Anfertigung einfach voraussetzte. Die Dorfjugend schrie hinter dem Franzosen her: „Peter, öng Böff, öng Böff!“ Und Peter lachte und war glücklich und hatte alle Hände voll zu tun, wenn er der Nachfrage genügen wollte.

Die Gefangenen nahmen an dem allen ihren Anteil und fanden daran nicht zu spotten. Mochten sie alle auch zu ihrer Zeit einstimmen in Maurice Thaudières düstere Aufforderungen zum hinterhältigen Kleinkrieg der Sabotage, sie waren doch alle irgendwo auch mit ihrem Herzen an das Dorf gebunden. Pierre Vallat durch Ehler Vollert, andere durch andere Kinder, dieser durch die Neigung zu einem Mädchen oder einer Frau, jener durch die Arbeit, und Jean Durand, der Seehundsbärtige, war gefesselt durch Hans Pöhls schwarze Stute mit dem weißen Bless.

Was ihnen die Kameradschaft in der menschlichen Ausgestaltung ihres Gefangenendaseins schuldig blieb und schuldig bleiben musste, das nahmen sie aus dem deutschen Bereich, und das Leben des fremden Volkes, des feindlichen Volkes, nährte ihr Herz mit. Und doch leugneten sie in den Stunden der politischen Erregung immer wieder die Möglichkeit einer deutschen Menschlichkeit, leugneten sie, obwohl sie auch an den düsters-

ten, feindseligsten Tagen in irgendeinem kleinen Zuge diese Menschlichkeit erfuhren, leugneten aber nicht aus Bosheit, sondern aus der immer nagenden Unzufriedenheit, der sich kein Gefangener dauernd entziehen kann.

Die Zusammensetzung der Abteilung hatte sich mit der Zeit gewandelt. *Dieser* hatte wegen einer Krankheit ins Lager gebracht werden müssen. Ein anderer machte für das allgemeine Unbehagen des Gefangenenlebens Bliesdorf und seine Menschen verantwortlich, erwartete törichterweise von einem Wechsel des Ortes sein Heil, wurde aufsässig, machte einen dummen Streich und musste ausgewechselt werden. Und „Napoleon“ musste ins Lager zurück, weil er ein Bein gebrochen hatte.

Napoleon war ein sehr hässlicher und sehr schüchterner Franzose, der jedesmal in eine arge Verlegenheit kam, wenn er seinen Spitznamen hörte. Als sie bei Henning Ohrt das letzte Fuder Heu von der Schnapenwiese holten, hatte der Dienstjunge damit bei der Einfahrt in den Hof umgeworfen. Der Franzose lag oben auf dem Fuder, flog herunter und brach das Bein. Auch fiel er recht unglücklich auf einen der spitzen Torsteine. Die Rippen hatten auch wohl was abgekriegt. Und gerade mit dem letzten Fuder musste so etwas passieren!

Napoleon hatte dies Fuder selbst geladen. Die Franzosen waren das von Frankreich her so gewöhnt. Bannige Kerls waren sie auf ihre Art ja doch, da ließ sich nichts sagen. Manchem Bliesdorfer erschien es zuerst als ein sündhafter Eingriff in die göttliche Ordnung, wenn der Großdeern das Laden genommen wurde. Aber jedes Land hat ja wohl seine eigenen Moden, und das Unglaubliche war bewiesen: Mannsleute waren auch imstande, ein Fuder Heu zu laden. Napoleon konnte es sogar ganz vorzüglich, und wenn eines von seinen Fudern umkippte, dann hatte er bestimmt keine Schuld. Auch der Dienstjunge hatte nichts versehen. Es lag man daran, dass Henning Ohrt seinen Kram nicht in Ordnung hielt. Wenn da unter einem Heuwagen das Siel von der

Hofeinfahrt plötzlich zusammensackt, dann hat der Bauer selbst die Schuld.

Die Bliesdorfer nahmen ganz entschieden gegen Henn Ohrt Partei, und Napoleons Unfall wurde so eifrig beredet und so aufrichtig bedauert, dass die Gefangenen nicht umhin konnten, dies rührend zu finden. Wie viele Menschen starben täglich, wie viele wurden stündlich, gräßlich verstümmelt, aus dem Getümmel getragen? Napoleons Beinbruch und Rippenquetschung gewannen für Bliesdorf eine in Kriegszeiten ganz ungerechtfertigte Bedeutung. Mag da von Ausschweifung sprechen, wer Lust hat! Der Krieg war so weit, und die schlichte Menschlichkeit will das Nahe, und so bemächtigte sie sich einer geringfügigen Sache und umspielte sie mit einem milden, schönen Glanz.

Maurice Thaudière freilich beschwor seine Kameraden, sich durch solche Sentimentalitäten der Boches nicht beirren zu lassen. „Vergesst Ihr, dass uns dieses unmenschliche Weib in wil-dem Hass immer wieder als Mörder anschreit? Daran haltet euch!“ Der Adamsapfel flog erregt zwischen den hervortretenden Sehnen des mageren Halses auf und ab. „Aber Greta ist doch verrückt“, begütigten andere. Davon wollte jedoch der Fanatiker nichts hören, und er fügte noch an, dass an einem dieser vier Morgen das ganze dreckige Dorf abgebrannt sein müsse.

Gaston Marzais wurde immer noch von Zeit zu Zeit zu Abel in die Kate gerufen. Fast geschah es in den letzten Wochen öfter als je. Gefreiter Maas sah das zwar nicht gern; aber gegen diese Alte war schlecht aufzukommen. Das hatte er erfahren, als ihm einmal am Morgen das Antreten nicht schnell genug ging. Da ließ er die Gefangenen unter sündhaftem Fluchen dreimal im „Marsch! Marsch!“ in die Döns zurücklaufen und wieder herauskommen. Wenn diese schlappen Kerls noch ein bisschen vom Kommiss begreifen sollten, so wurde es hohe Zeit, und Gefreiter Maas musste es ihnen beibiegen. Das Antreten sollte an diesem Morgen so lange geübt werden, bis es ging wie ein geölter Blitz. Aber nach dem dritten Mal wurde drüben in der Kate ein Fenster

aufgerissen. Die Alte schrie den Eifernden an: „Sie sind wohl nicht ganz richtig? Schämen Sie sich!“

Gefreiter Maas sah also die Besuche des Dolmetschers in der Kate nicht gern, wollte aber die schätzenswerte Stellung eines Platzkommandanten von Bliedorf nicht durch einen Kampf mit der streitbaren alten Frau aufs Spiel setzen. Abel ließ sich von Marzais über alles Bericht geben; alles war ihr wichtig. Immer wieder ließ sie den Gefangenen einschärfen, doch über dem Schreiben an Frau oder Braut die Mutter nicht zu vergessen. Wenn der Franzose sie über das Ergehen ihres Fritz beruhigt hatte, so stellte sich doch schon nach wenigen Tagen das Bedürfnis ein, wieder mit ihm zu reden. „Ich muss wissen, ob er mir noch frei ins Auge sehen kann“, dachte sie.

Stine Timm hatte einmal versucht, von dem Geraune des Dorfes etwas in die Kate zu leiten. Die junge Frau war ja gewiss gut, und arbeiten hatte sie in den letzten zwei Jahren gelernt. „Auf unsere Frau ist ja gewiss nichts zu wissen“, sagte sie vorsichtig, „aber die Leute sind so schlecht und schludern über sie.“ Stine sah die Alte an und wartete auf eine Ermunterung zu weiteren Reden. Aber Abel sagte streng und abschließend: „Stine, halt den Bart!“

Ja, er sah ihr immer wieder frei in die Augen, der Franzose, lächelte gewinnend und nannte sie mit einem schalkhaften, jugenhaften Aufblitzen seiner Augen „Großmutter“. Eigentlich war das ja frech; aber man konnte ihm nicht böse sein. Und ein schmucker Mensch war er, das musste man sagen. Wenn das ein altes, gichtiges Weiberwrack bei jedem Zusammensein wieder zugeben muss, so mag eine junge, ungefestigte Frau, deren Mann nun schon länger als zwei Jahre Soldat ist, es wohl öfter sagen, auch dann, wenn sie ihn nicht sieht. Abel Schierholdt muss trotz allem die Augen offen halten. Die Welt steht eben auf dem Kopf.

„Herr Professor“, sagte sie aus schwerem Grübeln, „Sie haben viel gelernt. Unsereins sieht ja vielleicht alles zu sehr von der einen Seite. Sie sind Franzose, können aber auch deutsch spre-

chen und denken. Sie können wohl besser um die Dinge herumgehen. Nun sagen Sie mir mal: Was meint unser Herrgott mit diesem Krieg?“ Da geriet Gaston Marzais in arge Bedrängnis und wusste keine rechte Antwort. In der Verlegenheit rühmte er Abels Klugheit und die Erfahrung ihres so viel längeren Lebens und bewog auf diese Art die alte Frau, zu sagen, wie sie für sich diese Frage beantwortete. Es war doch sehr schwer, ihm etwas abzuschlagen.

„Was Gott mit dem Krieg meint? Ich denke mir das so: Er hat uns nun so an fünfzig Jahre schalten lassen. Ich will doch mal sehen, hat er vielleicht gedacht, ob sie endlich von der Kriegerei lassen, die Franzosen und die Deutschen. Aber da ging es im Geheimen doch immer weiter mit dem Stänkern und Hetzen, und Gott konnte sie mit all seiner Allmacht man knapp auseinanderhalten. Zuletzt wurde es ihm zu dumm, und da sagte er: Gut, denn sollen sie sich noch einmal schlagen; aber es muss das letzte Mal sein. Und nun schüttelt er uns gehörig durcheinander. Sie sitzen hier bei mir in der Kate, und mein Fritz ist da drüben bei den Franzosen.“ Abel sah argwöhnisch auf. Machte sich der Professor etwa über sie lustig? Nein, er sah sie ganz treuherzig und andächtig an. Also konnte sie fortfahren:

„Es nützt nichts, wenn reiche Franzosen mal nach Berlin und reiche Deutsche nach Paris fahren. Die *Völker* müssen sich kennenlernen, und die Völker, das sind die Bauern. Siebzig hat es nichts genützt; da dauerte alles nur ein paar Monate. Nun gibt der strenge Herrgott uns mehr Zeit. Nun müssen wir Jahre miteinander leben. Es ist eine lange und harte Lehrzeit. Aber die Menschen sind ja wohl so hartschädlich dumm, dass sie Jahre gebrauchen, um einzusehen: Wir sind alle Menschen. Hoffentlich werden sie das nun alle begreifen und nie wieder vergessen.“

Gaston Marzais fühlte sich durch dieses Gespräch an den Brief von Georg Schmitt gemahnt, den ihm Elisabeth an dem nun schon fernen Maitag überreicht hatte. An seinem Versprechen hatte er nicht gefehlt. Der Brief selbst war verbrannt; doch ver-

wahrte er unter seinen Papieren eine unverfängliche Abschrift, die er oft las und auch nun wieder hervorholte.

Lieber Herr Marzais!

Nehmen Sie Grüße und aufrichtige Wünsche für Ihr Wohlergehen. Ich freue mich, dass Sie bestimmt mit einer Heimkehr in Ihr Vaterland rechnen dürfen, freue mich, da Sie es verdienen, freue mich, weil – so hoffe ich – Sie nach dem Kriegsende, wie immer dieses auch sei, in Frankreich zu denen gehören werden, die ein außerordentlich wichtiges Werk angreifen. Das Werk muss getan werden.

Sie erinnerten mich durch Frau Schierholdt an unsre Münchener Unterredungen über Nietzsche. Lassen Sie mich Ihnen ins Gedächtnis zurückrufen, was wir über den „guten Europäer“ sagten. Lüge und Hass regieren die Welt zu dieser Stunde. Lüge und Hass haben Mauern aufgerichtet, so hoch und so stark, als dürfte nie mehr ein Volk friedlich zu dem andern gehen. Aber die Hoffnung lässt sich nicht zermürben, und kaum habe ich meinen Urlaub begonnen, da sehen die Augen über den Krieg hinweg und suchen von der Zukunft etwas zu erkennen.

Wir, Sie und ich, lieber Herr Marzais, würden wohl ein Gespräch über den „guten Europäer“ nun von anderen Voraussetzungen ausgehen lassen müssen. Mit Sommerbesprechungen in Pontigny ist es nicht mehr getan. Die Geistigen unserer Völker kamen immer so schnell zu einer Verständigung. Wir sehen, das hat keinem gedient. Es muss anders werden: unsere Völker müssen unmittelbar miteinander in Berührung kommen. Es will mir so erscheinen, als wenn wir, die Geistigen, in diesem Kriege in den Schmelztiegel geworfen sind, wo wir uns mit unserm Volke, von dem wir uns entfernt hatten, wieder in gegenseitiger Durchdringung vereinigen. Erst wenn wir wieder Volk geworden sind, dann erst werden Sommerbesprechungen in Pontigny, wo, zwischen wem und in welcher Jahreszeit sie immer auch stattfinden, nicht in der Luft hängen, wie es bislang der Fall war. Wir Geisti-

gen wollten - lassen Sie es mich in einem Bilde sagen – gute Waldbäume sein, ohne zu bedenken, dass ein Baum vorerst danach zu streben hat, eine ganze Eiche oder eine ganze Buche zu werden.

Was wir erleben, das sind die Wehen einer Welt, die gebären will. Sie sprachen mir einmal von Ihrem Schriftstellerfreund, der von seinem Horchposten aus das kommende Frankreich belauscht. *Ich* glaube – in aller Bescheidenheit sei es gesagt! – etwas von dem kommenden Deutschland gespürt zu haben. Deutschland horchte schon in den Jahren vor dem großen Unglück auf das Neue. Aber so sehr war alles noch Ahnung und Ungewissheit, dass es nun trotz der tiefen Überzeugung, einen reinen, guten Kampf zu führen, bestimmte Ziele seines kriegerischen Strebens eigentlich nicht zu nennen weiß.

Frankreich hat auf oft erprobte Parolen zurückgegriffen, die im Augenblick ihre Wirkung tun. Aber sie stammen im Grunde aus dem Jahre 1789, und mit dem Neuen haben sie nichts mehr zu tun. Wollen Sie im Ernst die Entwicklung der Welt festlegen auf eine Formel, die ihre zeitbedingte und befristete Mission hatte? Oft genug habe ich französische Gefangene befragt, wofür sie zu kämpfen meinen. Da antwortet der einfachste Mann ohne Besinnen: „Für die Freiheit und die Zivilisation der Welt.“ Ich überhöre die darin tönende Fanfaronade keineswegs, nehme aber doch auch solche Aussagen nicht nur als Redensart. Unsere Soldaten werden wohl da drüben recht wirre und uneinheitliche Antworten geben, wenn man ihnen die gleiche Frage stellt. Man sollte darin einen Beweis gegen die Anschuldigungen sehen, mit denen man uns überhäuft. Entschließt sich ein Volk zum Krieg, wenn es nicht weiß, was es gewinnen will?

Ich empfehle Ihnen, lieber Herr Marzais, der Idee, nicht dem Begriff des Schicksals nachzusinnen, obwohl Sie als Franzose dagegen ein Widerstreben fühlen mögen. Mir ist das Herz so voll, aber indem ich schreibe und immer weiter schreibe, fühle ich, wie schwer es ist, mich Ihnen verständlich zu machen. Trotz

allem und noch einmal: Wir müssen erst ganze Deutsche und Franzosen werden und von da zum guten Europäer vordringen. Es könnte sonst geschehen, dass wir eines Tages vom Schicksal gezwungen würden, unsere Kriege als das anzusehen, was sie trotz allen Grauens in Wahrheit sind: Zänkereien unter Nachbarn, deren Wohnungstüren an demselben Flur liegen. Wenn uns das Dach überm Kopf brennt, werden wir endlich begreifen, dass wir in demselben Hause wohnen. Dann müssen wir gemeinsam ans Löschen gehen, und vielleicht ist es dann zu spät. Ich werbe um Sie, Gaston Marzais, für den Gedanken Europa.

Sind das nur Träume? Bald kehre ich an die Front zurück und kämpfe für mein Vaterland. Dies muss der letzte Krieg zwischen unseren Völkern sein. Der dauernde Friede der Zukunft wird allerdings von dem Sieger eine Großmut fordern, über die Leute, welche heute noch im ausschließlichen Besitze aller politischen Klugheit zu sein wähnen, unbändig lachen werden. Sie müssen es doch auch fühlen, Herr Marzais, dass Hass und Lüge und alle alten Mittel des Kampfes uns in eine Sackgasse hineingetrieben haben. Warum sollten wir nicht endlich versuchen, mit Großmut und Wahrhaftigkeit Politik zu machen? Den Männern, die heute das Wort führen, mag dies unerhört klingen. Aber es kommt ein Neues. Ich kämpfe mit allen Mitteln für den Sieg meines deutschen Vaterlandes; denn – verzeihen Sie mir! – ich glaube von ihm, dass es im Siege als erstes Land großmütig sein könnte.

Europa! Glauben Sie nicht, dass wir diesen Traum verwirklicht haben, wenn alle europäischen Völker in ihren Lebensformen und -grundsätzen einfach französisch werden. Ich werbe um Sie, Gaston Marzais. Sie sollen, weiß Gott, an Ihrem Vaterlande keinen Verrat üben; dazu sind Sie ja auch ganz unfähig.

Ach, ich treffe nicht, was ich sagen will. Vielleicht fühlen Sie es. Suchen Sie, spüren Sie ihm nach! Zu solchem Tun beschwöre ich Sie mit einer Formel, die vielleicht Ihr französisches Herz trifft: im Namen der Menschheit!

Georg Schmitt.

Sonderbar war diese Übereinstimmung zwischen den Worten der Frau aus dem Volke und den Gedanken eines geistigen Deutschen! Gaston Marzais suchte zu ergründen, was gemeint sein könnte mit dem Volkwerden und mit dem Nationalismus als einer Vorstufe des Europäertums. Hatte man es nicht immer so gehört, dass der Nationalismus dem Europäertum widerstrebt?

Aus dem Kreise der Kameraden, die herumliegend ihren Sonntag genossen, hörte er über den Tabak ein Gespräch, das so aufdringlich wie lächerlich seine ernsten Gedanken aus ihrer Bahn warf. Der französische Regietabak in den unscheinbaren, grauen Würfelpaketen war den Gefangenen ausgegangen. Sie mussten sich also für einige Zeit an die Constantin-Zigaretten von Höker Ehlers halten. „Nun, mein Alter, ihre Zigarren sind gut; aber diese Zigaretten toutes faites, na, du sprichst von einer netten Schweinerei. Sie arbeiten da Stroh hinein.“

Der Redner brachte das so vor, als habe er die Wortprägung in diesem Augenblick vorgenommen, und die Kameraden belachten sie so anerkennend, wie man eigentlich nur das unbedingt Neue begrüßen kann. Gaston Marzais überschlug, wie oft er wohl diese unveränderliche Redensart über die deutschen Zigaretten seit 1914 schon gehört haben möge. Die Redner sahen alle verschieden aus; aber sie sprachen genau dieselben Worte. Die Form war unantastbar wie das Kredo.

Den Sinnenden überkam eine Bitterkeit: Sie sollten sich lieber über Gedanken toutes faites ein wenig ereifern! Über bestimmte Gegenstände plappern alle dieselben festgefügtten Worte her. Die alte deutsche Frau trägt „eigengemachte“ Kleider und hat „eigengemachte“ Gedanken. Und Georg Schmitt spürt etwas Neuem nach. Ist es wirklich wahr, dass der Franzose sich nur in den abgestempelten Wahrheiten unbezweifelbar französischer Herkunft wohl fühlt? Wird ihm das Hinzulernen und Umlernen so schwer?

Aus seinem Bücherhaufen zog Gaston Marzais Frau von Staëls Werk über Deutschland hervor, das er sich hatte schicken las-

sen, um zu gegebener Zeit über den deutschen Geist andere Urteile zu hören als die jetzt allein zugelassenen. Auf Seite 116 suchte er die mit einem Bleistiftstrich versehene Stelle: „Die Deutschen sind wie die Aufklärer vor der Armee des menschlichen Geistes. Sie versuchen neue Wege, sie wenden unbekannte Mittel an. Wie sollte man nicht gespannt sein auf das, was sie nach der Rückkehr von ihren Vorstößen ins Unendliche zu sagen haben?“

Die Deutschen beunruhigen die Welt mit ihrem unausgesetzten Suchen. Ist nicht die französische Lehre klar und oft erprobt? Warum müssen diese Querköpfe und Abenteurer immer ein Anderes wollen? Ist es mit der tröstlichen Universalität des Geistigen im Grunde doch so unsicher bestellt, dass sie schon an der deutsch-französischen Grenze kläglich zuschanden wird? In der französischen Erkenntnis lässt sich doch so sicher ruhen! Schon das französische Land hat seine feste, klare, unveränderliche Form; aber hier unten in der Marsch wächst das Land ins Meer hinaus. Es werden immer neue Köge eingedeicht, und nie ist Stillstand. Der französische Geist hat seit 1789 seine klaren, festen Grundsätze, und durch diesen Krieg sind die Völker aufgerufen, die letzten Widerstrebenden zu überwinden, damit die Welt einheitlich werde und endlich zur Ruhe komme. Aber schon ist dieser Doktor Schmitt – und gewiss ist er nur einer unter vielen – daran gegangen, im Geistigen einen neuen Koog einzudeichen, und die Frucht der neuen Felder wird in Frankreich unbekannt sein.

Frankreich wird in diesem Krieg siegen, dessen war Gaston Marzais gewiss. Aber er hatte doch bei dem schönen Gedanken ein peiniges Nebengefühl. Der französische Prätendent wird am Ende mit großem rednerischen Pomp auf den Weltenthron gehoben. Aber vielleicht stirbt er im Augenblick seiner Erhöhung, und die Menge, zur Verehrung aufgerufen, sieht einer Leiche ratlos in das starre Gesicht.

* * *

*

Bei der Herbstbestellung der Felder hatte Timm Schierholdt trotz zunehmender Schwäche in Sturm und Regenböen auf den Feldern ausgeharrt. Das Vaterland forderte seinen Dienst. In der Erde ruht die Saat, die das Brot des kommenden Jahres bringen wird. Dass Gott diese Saat segne! Die letzte Ernte ist nicht gut gewesen. Deutschland und die Front gehen einem bösen Winter entgegen. Auf den Feldern des Schierholdt-Hofes soll im kommenden Jahr mehr gedeihen als das tägliche Brot friedlicher Zeiten. Die Kraft zum Widerstand gegen die furchtbare, immer zunehmende Überlegenheit der Feinde soll da wachsen und reifen, die Entschlossenheit, die Heldenkraft und der Todesmut des deutschen Soldaten.

Gegen Ende des Oktober musste Timm Schierholdt sich mit einem argen Husten ins Bett legen. Nach einigen Tagen ließ Abel die Bettstatt mit dem Kranken ins Wohnzimmer hinübertragen. Als dies durch Stine Timm im Dorf bekannt wurde, wussten die Bliedorfer: es sieht mit Timm Schierholdt ernst aus. Nach wieder einigen Tagen musste Stine in die Kate übersiedeln, weil Abel doch eingesehen hatte, dass sie den Anforderungen der Krankenpflege mit ihren gichtischen Gliedern nicht mehr gewachsen war.

Elisabeth wurde zu einer Beratung in die Kate geholt. „Du musst dich nach einer anderen Wirtschafterin umsehen“, sagte Abel. Elisabeth hörte aus diesen Worten wieder eine Anspielung auf ihr Versagen als Bauernfrau. „Ich brauche keine Wirtschafterin mehr“, erklärte sie kurz. „Ich kann das allein machen.“ Timm Schierholdt dankte ihr mit einem warmen Blick der Liebe. Aber Abel kniff die Lippen aufeinander und sagte nur: „Na, du musst wissen, was du dir zutrauen kannst.“ – „Ich traue mir sehr viel zu“, erwiderte die junge Frau.

Lange Stunden waren die alten Lebensgefährten allein in der Stube. Abels Lehnstuhl stand am Krankenbett. Sie machten, stundenlang schweigend, wieder und wieder den langen, gemein-

samen Weg, und wenn einer mit einem Wort den Ort bezeichnete, wo er eben stand, so zeigte sich, dass der Gefährte auch im Schweigen stets an seiner Seite geblieben war. An den entscheidenden Wendungen ihres Weges verweilten sie einige Zeit in kurzem Gespräch. „Karl!“, sagten sie und gaben sich die Hand, und es war wie eine Totenklage. „Heinrich!“, sagten sie, und es war ein Gebet. Das Geschlecht der Schierholdt darf nicht erlöschen.

Zuweilen schien Timm Schierholdt des Alleinseins mit seiner Frau müde zu werden. Dann verlangte er nach Elisabeth. Die junge Frau saß an seinem Bett, und sie berieten sich über die Wirtschaft. Die Regierung setzte in ihrer Sorge um das Durchhalten den Bauern mit immer strengeren und verwickelteren Forderungen zu. Die junge Frau wusste immer, wie man ihnen genügen müsse, und jederzeit konnte sie genau über den Stand der Arbeit berichten. Es wurde nichts versäumt. Timm Schierholdt lag mit blanken, stolzen Augen da und sah seine Frau mit einem fragenden Blick an: „Nun, was sagst du? Ist das nun eine Bauernfrau?“

Abel wandte den Kopf zur Seite. An dieser Stelle musste sie ihrem Mann das schöne Gefühl der Übereinstimmung versagen, obschon die Schwiegertochter wohl Achtung verlangen durfte. Sie verstand ihren alten Timm nicht recht. Der wollte nicht immer mit ihr allein sein, mit diesem abgelebten Stück Schierholdt-Leben, das mit ihm oder doch in ein paar armseligen Jahren auch zu Ende gehen musste. Auf seinem letzten Lager wollte er in Elisabeth das zukünftige Leben der Schierholdt vor sich sehen, wollte sich dieser Zukunft noch freuen. War sie nicht stark und schön, die Zukunft des Geschlechts?

Abel saß in eifernden Gedanken. Warum muss so viel Aufhebens gemacht werden von einer Sache, die unter richtigen Bauern selbstverständlich ist? Nun ja, man musste wohl vor der Deern einigen Respekt haben. Wie die ihre Wirtschaft im Kopf hatte! Warum aber hatte Vater ihr nie reinen Wein eingeschenkt

über Elisabeths Fortschritte im Haushalten? Sie wollte die stolze Frage in den Augen des Alten nicht sehen, weil die beiden da richtig Heimlichkeiten vor ihr gehabt hatten. Denn sollten sie man weiter die Köpfe zusammenstecken, sich anlachen und heimlich tun wie Liebesleute. Abel war richtig eifersüchtig. Da war es also dieser Deern wohl gelungen, ihr auch noch ihren alten Mann abspenstig zu machen, nachdem sie ihr schon den ältesten Sohn genommen hatte!

Timm Schierholdt fühlte das Nahen des Todes, und nun meinte er, er dürfe von der Zukunft seines Geschlechts auch *sprechen*. Seine Frau bedeutete ihm mit den Augen, dass solche Gespräche vor den Ohren der Jungen nicht taugten. Aber jetzt war es der Alte, der nicht verstehen wollte. Elisabeth erkannte mit Staunen, wie sehr er sich nur als Glied in der Kette des Geschlechts sah. Was das einzelne Glied beim Glühen in der Esse und bei der Formung auf dem Amboss erdulden muss, das hat nicht so große Bedeutung, wenn es nur die Kette weiterleitet und das Vergangene mit dem Kommenden stark verbindet. Das Bewusstsein, Glied einer Kette zu sein, gibt diesen Menschen die große Ruhe und die gesammelte Kraft.

Die kleine Wiebke spielte am Fußboden mit ihrer Puppe. Ihr unbekümmertes Jauchzen klang in die schweren Gedanken der großen Leute. Abel rief Stine Timm ins Zimmer: „Bringe das Kind rüber ins Großhaus“, befahl sie, „und hole ihr Karsten Reimers zum Spielen!“ Dann legte sie dem kleinen Mädchen die Hand auf den Kopf: „Ja, meine Wiebke, Brüder hast du ja nicht.“

Doktor Wohlers kam wöchentlich zweimal aus der Marschstadt herauf nach Bliesdorf und füllte die Krankenstube mit seiner geräuschvollen Zuversicht. „Immer noch ’n bisschen Husten, Schierholdt? Na, wird sich schon wieder geben. Sterben? Dummes Zeug! Wenn’s kneifen wird, gehen Sie noch mal ins Feld wie Siebzig. Passen Sie man auf!“

Aber eines Tages fand er Timm Schierholdt ohne Bewusstsein. „Ja, nun ist es Lungenentzündung, und nun ist es Ernst“,

sagte er. Elisabeth forderte ihren Anteil an den Nachtwachen, und Abel ließ sie gewähren. Aber sie blieb hartnäckig in ihrem Lehnstuhl am Bett sitzen, wenn die junge Frau da war. Immer wieder fuhr sie aus unruhigem Halbschlaf auf. Sie wollte ihren Mann im Sterben nicht mit der Schwiegertochter allein lassen; sie wollte ihm selbst die Augen zudrücken.

Der alte Schierholdt hatte einen schweren Todeskampf zu bestehen. Unablässig warf der Sterbende den Kopf hin und her. Die Hände machten verzweifelte Anstrengungen, als wollten sie die wild auf- und abgehende Brust aufreißen. Mit seiner letzten Kraft arbeitete das Herz gegen die Drohung des Todes. Meist war der Kranke ohne Bewusstsein. In lichten Augenblicken sprach er den Namen seines ältesten Sohnes aus. Heinrich war zwar herbeigerufen; aber wer weiß, wie es mit dem Urlaub ist, und vorerst muss noch eine weite Reise gemacht werden. Der Ruf nach dem Sohn hatte sich nun seit vielen Stunden nicht mehr wiederholt.

Oft war Elisabeth der Verlockung zur Flucht fast erlegen. Warum sich martern mit dem Anblick eines Sterbenden, dem nicht mehr zu helfen ist? Aber der Gedanke an das heldenhafte Sterben ihres kleinen Bruders hielt sie an ihrem Platz. „Ich will dich begreifen, du Rätsel Tod! Wie viele Menschen hat Gertrud Schmitt schon sterben sehen!“

Die entsetzlich lange Nacht nahm doch ein Ende. Als Elisabeth an diesem Novembertag die Lampe auslöschte und die Vorhänge zurückzog, lag draußen dichter Nebel. Hinter den Fenstern standen die bereiften Linden in ungewissen, verwandelten Formen. Gegen 10 Uhr wurde das Licht plötzlich des Nebels Herr. Die tiefstehende Spätherbstsonne warf ihre Strahlen fast wagerecht durch das Fenster. Ganz körperlich, wie riesige Balken, die nach dem Maß der Fensterscheiben behauen schienen, schob sich das Licht durch die Breite der Stube. Die schwarzen Schatten der Scheibensprossen zerteilten die Strahlenbalken so, als wären kreuzweis Sägenschnitte hindurchgelegt worden. Millionen Stäubchen kreisten in der zauberhaften Helle umeinander.

Da wurde Timm Schierholdt ruhig und schlug die Augen auf, und diese Augen waren klar und schauten das holde Wunder des Lichtes. „Morgenglanz der Ewigkeit“, sagte er in dem Ton eines Schülers, der überzeugt ist, gut gelernt zu haben. War er doch nicht ganz klar? Sah er sich im Wahn als kleinen Jungen in der Dorfschule?

Dann schloss er die Augen, streckte sich, tat einen langen Seufzer wie aus endlich befreiter Brust und war hinüber. Elisabeth fühlte, wie eine Seele auf Flügeln der Morgenröte heimeilte zu ihrem Gott.

Abel sorgte in allem für die Wahrung des Herkommens. Die Frauen der Nachbarschaft erschienen im schwarzen Spenzer und bedruckter blauer Schürze zum Waschen und Einkleiden. Eine junge Frau, die zum ersten Mal diesen Dienst tat, wurde ohnmächtig und musste aus dem Hause getragen werden. Aber Elisabeth bestand die Prüfung der Berührung mit einem toten Menschen.

Der Sarg wurde so rechtzeitig gebracht, dass der Tote in seinem Abendmahlsrock gleich eingelegt werden konnte. Die Nachbarfrauen erhielten nach altem Brauch ein eigengebackenes Weißbrot und gingen nach Hause. Abel nahm aus dem Seeländer einen Briefbogen, der links oben in der Ecke das Bild einer weißen Taube trug. Unter großen Mühen schrieb sie mit zitternder Hand dem toten Gefährten den Abschiedsspruch, den schon Mutter und Großmutter, da auch sie ihre Männer überleben mussten, Vater und Großvater mitgegeben hatten.

„Mein ganzes Glück, des Lebens schönste Freude
verdank ich dir; dein treuer, frommer Sinn
gab Tröstung mir, wenn unter Gram und Leide
mein Geist versank in düstre Schwermut hin.
Verlassen steh ich jetzt; mein Auge weinet
des Dankes Träne auf dein stilles Grab
und fleht den Tag, der mich mit dir vereinet,

vom gü'tgen Himmel sehnsuchtsvoll herab.“

Stine Timm brachte den Topf mit der sorgsam gepflegten Myrthe. Abel ordnete um den Bogen die kleinen Myrthenzweige zum Kranz, nähte sie fest und gab den Spruch ihrem Toten in die gefalteten Hände. Im Zeichen der Myrthe hatten die beiden einst den gemeinsamen Weg durch die Zeitlichkeit angetreten. Im Zeichen der Myrthe vollzog sich nun eine mystische Vermählung für die Ewigkeit.

Als dies geschehen war, kam Elisabeth und bat heiß um die Erlaubnis, den Toten in den Saal des Großhauses hinüberschaffen zu lassen. „Er war ja kein Verlehnsmann“, sagte sie. „Er war der Bauer bis zum letzten Augenblick, und darum muss sein Sarg nun drüben im Saal stehen.“ Da gab die alte Frau *ihren* Toten dem Hofe der Schierholdt zurück.

Elisabeth nahm am Tage die Kränze entgegen und führte die Besucher, auch die Kinder, an den offenen Sarg. In der Nacht hielt sie Totenwacht. Das Gesicht des Heimgegangenen sah nun ganz strenge und gesammelt aus. Wohl kroch sie von Zeit zu Zeit das kalte Grauen an; aber sie konnte es abschütteln. Sie musste doch ausharren und ihn unablässig ansehen; denn sie wollte von ihm noch lernen, wie man Glied einer Kette wird. Und wieder fühlte sie im Angesicht des Todes das Leben ihres Blutes sich regen. Heinrich musste nun bald kommen.

Am Mittag des folgenden Tages erschien Gaston Marzais. Er betrat das Haus nicht vom Hofe her, sondern ging von der Straße aus den Kiessteig unter den kahlen Linden hinan und betrat die Vordiele. Elisabeth eilte in freudiger Bestürzung herbei, weil sie bestimmt glaubte, Heinrich wäre gekommen. Aber da war es der Franzose. Als schönes Geschenk nahm er das erste, freudige Leuchten ihrer Augen entgegen. Dann gab er mit gedämpfter Stimme in guten Worten seiner und der Kameraden Teilnahme Ausdruck. Elisabeth dankte und reichte ihm zum ersten Male die Hand. Gut war der Druck seiner festen, feinen, schlanken und

doch sehr männlichen Hand. Es strömte eine Kraft von ihr aus, die der jungen Frau eine beglückende Beängstigung schuf.

Gaston Marzais atmete schwer. Er beugte sich tief über die Frauenhand. Wie ist das wunderbar, nach mehr als zwei Jahren, nach zwei solchen Jahren wieder einmal die Kostbarkeit einer solchen Hand zu umspannen. O du süßes Wunder Frauenhand! Alle Schönheit, die in bösen Stunden wie unwiederbringlich versunken schien, war noch vorhanden, strömte in einem seligen Augenblick aus allen Weiten unseliger Zerstreung zusammen, sammelte sich und wurde Gestalt in dieser Hand. Das ärmliche Bruchstück Leben, das dem Gefangenen geblieben war, wandelte und ergänzte sich wie durch ein Wunder und lag rund und geschlossen in seiner Hand, in seinem Besitz. Seine Seele verehrte in dieser Frauenhand den milden Glanz des Weiblichen, der seit Jahren über seinem Leben erloschen war. Die ewige Menschenmutter, die das Licht des Lebens mit schützend vorgehaltener Hand durch alle Stürme der Zeit trägt, die eigene Mutter daheim in Frankreich und die heilige Jungfrau hatten, ihm selbst unbewusst, an dem frommen Gefühl ihren Teil. Aber der Gedanke des Mannes fälschte die dunkle Regung der Seele um in den Wunsch nach dem Besitz dieser deutschen Frau.

Da blieben die beiden Hände länger ineinander verschlungen, als der Anlass ihrer Berührung forderte. Das Zittern der Frauenhand machte dem Franzosen Geständnisse, die ein anderer empfangen sollte. Oder galten sie doch auch ihm?

Elisabeth führte den Besucher an den Sarg. Marzais trat heran unter einer feierlichen Befolgung der Vorschriften seines katholischen Glaubens. Und dann begann er zu flüstern: „Glauben Sie mir, unsere liebe Frau, ich habe mit Ihnen gefühlt, als Sie Ihren Bruder verloren. Lassen Sie den Franzosen in mir nicht entgelten, was das Schicksal gewollt hat! Ich habe nun auch meinen einzigen Bruder verloren. In der vorigen Woche kam die traurige Botschaft. Wir tragen denselben Schmerz. Sagen Sie mir, dass Sie mit mir fühlen, wie ich mit Ihnen gefühlt habe!“

Mit einer raschen Bewegung ergriff Elisabeth noch einmal die Hand des fremden Mannes. Da ließ sich Gaston Marzais auf die Knie nieder und küsste ihre Hand. „Dank, unsere Frau“, flüsterte er, „unsere liebe Frau!“ Dann eilte er hinaus.

Bestürzt sah die junge Frau dem Toten ins Gesicht, als könne er doch gesehen haben, was vorgegangen war. Timm Schierholdt lag starr in seinem Sarg; aber in seinem Gesicht hatte sich der Ausdruck der Strenge verschärft.

An diesem Tage kam gegen Abend Heinrich Schierholdt in Bliesdorf an. Als Elisabeth ihm zur Begrüßung die Hand bot, war darin noch das Zittern, das Gaston Marzais mit seinem Kuss geweckt hatte. Heinrich nahm es als Zeugen einer Wandlung, die die geliebte Frau durchgemacht haben musste, und in aller Trauer berührte es ihn wie die Verheißung eines großen Glückes.

Elisabeth ging in diese Nacht hinein, als müsse sie sich einem Gottesurteil unterwerfen. „Ich bin keine Tormähen mehr und bin noch nicht zur Schierholdt geworden. Nirgends bin ich verwurzelt, und als Gaston Marzais meine Hand küsste, ging das große, gefahrenvolle Schwanken durch mich hin. Aber wenn ich nun einen Sohn empfangen, so hat Gott mich gnädig angesehen. Dann bin ich erlöst aus der Vereinzelnung, bin Glied geworden in der Kette des Schierholdtschen Geschlechts. Lass es so sein, lieber Gott! Segne mich! Dann sieht der Vater morgen nicht mehr so strenge aus. Dann lächelt er morgen in seinem Sarg. Führe mich aus der Unruhe des Kampfes in den Frieden!“

Am anderen Tage wurde Timm Schierholdt auf dem Mahlstedter Friedhof begraben. Heinrich ging zurück an die Front.

* *
*

Die Monate November und Dezember brachten Nebel, der bisweilen eine ganze Woche lang kaum durchlichtet wurde. Markus Harbs machte mit seiner Dreschmaschine im Dorf die

Runde. Viel Freude war bei dem Dreschen allerdings nicht zu holen. Man konnte der Maschine oben so dicke Bissen in den Rachen schieben, dass sie öfter dumpf aufmurrte und entschlossen schien, mit dem Malmen auszusetzen. Dennoch rieselte das Korn unten an der Seite stets spärlich in den Sack. Das surrende Ungeheuer schlang und schlang; aber die Säcke füllten sich langsam.

Die fünfzehn Gefangenen der Bliesdorfer Abteilung waren nun meistens alle an der Dreschmaschine vereint. Sie waren ja anständige Leute, denen sogar das verantwortungsvolle Amt des Einlegens ohne Bedenken anvertraut werden durfte. Nur Raymond Baudet, der Witzbold, war der Auszeichnung, die das Einlegeramt in sich beschloss, unwürdig geworden. Er hatte sich beifallen lassen, in das stumpfe Einerlei der Arbeit dadurch kleine Pausen einzuschalten, dass er die Maschine überfütterte. Sie biss wohl erst wacker in die unaufgelöste Garbe hinein; aber dann war sie verstopft, oder der Treibriemen lief ab. Markus Harbs kam zum Nachsehen, und während dieser Zeit konnten die Gefangenen draußen schnell eine Zigarette drehen. Harbs drohte dem Einleger mit dem Finger, Raymond machte sein allerunschuldigstes Gesicht. Und dann konnte die Arbeit weitergehen. Als aber einmal der Treibriemen riss, gab es längeren Aufenthalt. Der Maschinenführer fluchte gewaltig, und Raymond war von dem Thron des Einlegers für alle Zeit verbannt.

Wer ihn bewahren wollte, der musste die Garben vor dem Schlund der Maschine fein säuberlich ausbreiten und das Korn in bestimmter Dichte und mit unbeirrbarer Gleichmäßigkeit in die Trommel gleiten lassen. Gustave Godet war entschlossen, seine Stellung zu halten und betrog darum die Kameraden in ihren Hoffnungen auf eine kleine Zigarettenpause.

Mit der Stimmung war es darum recht übel bestellt. Dies Dreschen in der Bochie war ja eine ganz verdrehte Angelegenheit. In Frankreich wurde die festliche Arbeit im August auf freiem Felde getan. Da stand der Weizensegen des Sommers in ge-

waltigen Diemen aufgesetzt, man schob die Maschine daneben, und alles war eine Lust. Hoch und blau stand der Sommerhimmel. Es geht ein Lüftchen, gerade ausreichend, den Staub zu vertreiben. Etwas Staub zwar gehört notwendig zum Fest. Denn wenn die Mädchen mit der Weinflasche und dem Glase kommen – an sehr warmen Tagen machen sie zweimal in der Stunde ihre Runde – dann muss man über die Plage des Staubes sehr beweglich und spaßhaft Klage führen können. Da muss man zum Beispiel das Glas mit einem Zuge leeren, dann aber einen Erstickenungsanfall vortäuschen, die Augen verdrehen, die Backen aufblähen und sie erst nach angemessener Zeit und wie unmittelbar vor dem Umsinken wieder zusammenklappen lassen, so etwa, als habe der Wein sich vor den Staubmassen in der Kehle lebensgefährlich gestaut, bis es ihm im letzten Augenblick noch gelang, die Hindernisse wegzureißen. Wie soll man aber dies einigermaßen glaubhaft spielen, wenn gar kein Staub vorhanden ist? Also gehört er zur Lust dieser Arbeit. Da lachen einen die Mädchen an, und es gibt einen derben Scherz. So ist es mit dem Dreschen in Frankreich. Ja, mein Alter, du sprichst von einer Hochzeit, sage ich dir!

Wie ist es nun damit in Deutschland bestellt? Sieh es dir an, armer Freund, und du kriegst das Krepieren, wie Maurice Thaudière immer sagt. Die Maschine steht in der halbdunkeln Scheune, wo man dem Staub nicht entrinnen kann. Draußen drängt sich der Nebel dicht an die Mauern. Oft sieht man vom Innern der Scheune die Umrisse der Lokomobile da draußen ganz undeutlich. Die Formen sind ins Gespenstische verzerrt. So fern scheint alles gerückt, als habe es mit der Arbeit in der Scheune nichts zu tun, und der Treibriemen stellt keine Verbindung mehr her. Sein Weg verliert sich im Unwirklichen.

Und der Staub ist hier eine Plage, nichts als Plage. Wenn ein Bauer im spärlichen Getreide doch wenigstens eine gute Distelerte heimgebracht hat, dann ist es kaum noch zum Aushalten. Die Samen mit dem kleinen Federbüschel fliegen umher, dringen

überall ein, reizen mit ihren Widerhäkchen die von Schweiß und Staub zermarterte Haut. Man weiß am Ende nicht mehr, welchem Heiligen man sich weihen soll. Und erscheint hier etwa ein Mädchen mit der Weinflasche? Ach, wie sollte Wein in dieses gottverlassene Land kommen! Es ist nicht gut, an Wein zu denken; das macht einen krank. Bei solchem Staub würden die Mädchen daheim viertelstündlich die Runde machen. Und der Sackträger gar hat auf dem Kornboden seine eigene Flasche, und Schande müsste es dem Hause bedeuten, wenn sie jemals leer würde. Nicht daran denken! Nicht daran denken! Maurice hat schon recht: man kriegt in diesem Lande so langsam das Krepieren.

Jean Durands Seehundsbart sträubte sich in stillem Zorn. Jean hatte das verachtete Amt des Kaffträgers zu versehen. Ihm galt es als erwiesen: die Boches besorgten ihre Drescherei den Franzosen zur Qual im Winter und in der Scheune. Dabei redete man zu Hause immer mit einem ehrfürchtigen Schauer von der Organisation in Deutschland. Eine schöne Organisation, die nicht einmal dem Dreschen die ihm zukommende Zeit und den gebührenden Ort anzuweisen vermag! Jean war eigensinnig, und der Hinweis auf das andere Klima bewies gar nichts gegen seine Ansichten.

Marcel Pradeau hohnlachte über den ewigen Roggen. „Bei mir sät man wohl auch einen Scheffel Roggen aus“, sagte er wegwerfend. „Aber ist es uns um die Ähren zu tun? Wir wollen nur zum Binden ein wenig langes Stroh haben.“ Dann spuckte er inbrünstig und geräuschvoll aus und zeigte auf den Boden. „Sieh dir das ein bisschen an!“ klagte er, zu Maurice gewandt. „Was sagst du? Ich spucke Teer, sage ich dir!“ Maurice antwortete nur: „Das Krepieren, mein Freund, das Krepieren!“ Die Glut seiner Augen fuhr auf und schlug nach innen.

Wenn das Tagewerk getan war, so herrschte in der alten Kate oft übelste Laune. Marcel klagte endlos über das Essen: „Da ist nun der Maire heute mit seinem Hafer fertig geworden, und morgen fangen wir woanders an. Hat er sich etwa erkenntlich ge-

zeigt? Denkt einmal, wie es in Frankreich ist, wenn der Patron abgedroschen hat! Alle Nachbarn sind zum Helfen gekommen. Der Weizen steht auf dem Boden. Unter dem offenen Hangar wird der Tisch gedeckt zum Abschiedsmahl. Da gibt es Huhn und Kaninchen, Puter und Lamm. Von den Saucen will ich nicht reden, vom Salat nicht und von den Weinen schon ganz und gar nicht. Das ist ein Leben!“

Der Regen klatschte an die kleinen bleigefassten Scheiben der Fenster. Der alte Beileger tat wieder seinen Dienst. Gustave Godet saß an seiner Stirnseite und stellte über Adam und Eva tiefsinnige Betrachtungen an. „Wir haben alle im Paradiese gelebt und es nicht zu würdigen gewusst. Dann kam der Krieg, den die Boches gewollt und vorbereitet haben.“ Da gingen viele Augen an den Dingen der Umgebung vorbei in die Leere der Ferne. Und doch sahen alle das Paradies, jeder seines.

Gustave Godet sprach von Chauvigny an der Vienne: „Mein Vater ist da Intendant an einem Stift, das früher einmal Kloster war. Die alte Kapelle war Speicher geworden und diente uns Kindern als Spielplatz. Vom Tabernakel war die Tür abgerissen. In der Höhlung lag das Kind der Jungfrau und hatte in seinem Porzellanbauch ein großes Loch. Wir sahen das immer mit einem Grauen. Aber eines Tages holte ich den Demolierten heraus. Meine Schwester nähte ihm ein Kleid. Da war das Loch im Bauch verdeckt, und das Kind der Jungfrau hat sich dann als Puppe noch ganz gut bewährt.“

Jean Durand erhob Einspruch gegen den Spott mit dem Heiligen; aber Godet beschwichtigte ihn: „So sind wir, wir Franzosen. Wir müssen unsere Schnäbel an allem wetzen, und sei es am Thron des lieben Gottes. Ich bin darin guter Franzose. Die Priester stopften uns zwar die Schädel mit Ideen aus, diese Possenreißer! Ich durchschaue sie, bin aber nichtsdestoweniger guter Katholik und esse mein Stück vom lieben Gott, so oft es der Anstand erfordert. Wenn es anders wäre, wüsste ich ja nicht, ob ich mich nicht doch schon in einen Boche verwandelt habe.“

Er machte eine wegschiebende Handbewegung und kam auf Chauvigny zurück: „Von der alten Kapelle geht ein dichter Weinlaubengang an dem langen Stiftshause hin sanft zum Bach hinab. Rechts siehst du über den Garten hinweg zu dem Berg empor, auf dem eine Ruine steht. Echtes Mittelalter, sage ich euch! Ich bin als Sozialist weder ein großer Freund der Klöster, noch der feudalen Schlösser. Aber schön sind sie doch in ihrem Verfall. Chauvigny ist schön. Die Landschaft deklamiert ein bisschen; aber am Ende ist das gut französisch. Und dann die Straße, die am linken Ufer der Vienne hinführt! Rechts steigen die Felsen steil aus dem Fluss auf. Wenn die Sonne auf ihren weißen Wänden liegt, das solltet ihr sehen!“

Gustave Godet lächelte vor sich hin. Und die andern alle sahen ihre Heimat. Gaston Marzais sah Messignac, auch ein Schloss aus feudalen Zeiten, aber ein gepflegtes, schönes Besitztum, das nun seinen Herrn René Marzais verloren hatte. Der Sehnsüchtige wanderte in Gedanken durch den kleinen Eichenhain. An seinem Rande begann der große Weinberg, dessen sanfter Hang sich im Tal der Blourdes verlor. Am Flusse standen in dieser Jahreszeit die schlanken Pappeln in dem Schmuck des Herbstlaubes, das in der Sonne golden leuchtete. Oft wurden die Bäume ihrer Äste beraubt; denn die gefräßigen Cheminées fraßen die Reisigbündel in Mengen. Die jungen Reiser schossen hervor und verließen in schnellem Wachsen die Richtung nicht, die der Stamm ihnen bezeichnete. Wenn die Sonne aus den Wolken brach, konnte man meinen, es jage eine jache Flamme am Stamm empor. So stark leuchtete das welke Laub der Reiser auf.

Armand Hébras sah die große Wiese vor seiner Pachtung Grand Vilmar. Im Juni ist sie ganz weiß von Margueriten. Segelfalter und Schwalbenschwänze gibt es da in unglaublichen Mengen. Am Rande dieser Wiese steht eine Reihe von Kirschbäumen, die eine ganz hervorragende Frucht liefern. Eine Galette, mit solchen Kirschen gebacken, mein Alter, du sprichst von einem Leckerbissen!

Das Kommando war nun bunter zusammengesetzt als im Anfang. Da gab es jetzt auch einen Meridionalen, der in seinem erheiternd ratternden, fremdartigen Tonfall von der Provence erzählte. Der sehr blonde, sehr langsame und bedächtige Robert Lesaffre, der auf den holsteinischen Feldern gar nicht fremdartig aussah, staunte den Südfranzosen stumm an. Wie nur ein Mensch so viel und so schnell reden kann! Da bleibt zwischen zwei Sätzen keine Lücke, in die man etwa ein eigenes Wort einschieben könnte. Nach langem Warten gelang es aber doch, und da gab Robert Lesaffre zu bedenken, dass auch der Norden sein Gutes hat. Er – Lesaffre – macht da auf seiner Ferme in Bachant bei Maubeuge einen Cider, der es – im heiligen Namen Gottes! – mit manchem Wein getrost aufnehmen kann. Einen Augenblick schien es, als wolle er nun ganz munter werden. Dann aber sagte er mit einem ergebenen Achselzucken und jähem Erlöschen des Leuchtens in den Augen: „Was freilich die Boches aus Bachant gemacht haben, das weiß ich nicht. Wir haben die Boches in unserm Lande. Sie schlafen in unsern Betten, sie sitzen an meiner Cheminée. Meine Frau muss mit ihnen leben. Was das heißt, könnt ihr nicht ganz verstehen, ihr andern.“

Jean Ménard war erst seit kurzem Gefangener. Er hatte während seines letzten Urlaubs im Oktober noch an allen Straßenecken das Plakat gesehen, auf dem ein vorstürmender Poilu abgebildet war, dem die Marseillaise aus den Augen klang. „On les aura“ – stand daneben als ein bestimmtes Versprechen des Poilu. Das Plakat warb mit überraschendem Erfolg für eine Krieganleihe. Das „On les aura“ des stürmenden Poilu war so gut wie eine neue Marseillaise. Der Frontsoldat bemächtigte sich des Ausdrucks und reihte ihn in seinen besonderen Wortschatz ein. Jean Ménard brachte ihn nach Bliesdorf. Jetzt schien er ihm geeignet, den trauernden Lesaffre zu trösten. „Mach dir nichts draus, Alter, wir werden sie kriegen.“

Aber das Pathos der feierlichen Beteuerung hatte dem Alltag des Schützengrabens nicht standgehalten. Der Poilu hatte dem

Trostwort nach gallischer Art Spott und Zweifel zugemischt. Raymond, der Spaßmacher, wusste auch schon, wie man zu antworten hat, wenn man getröstet wurde wie Ménard es tat „Wir werden sie kriegen? O la la! Wir haben sie schon gehabt, die im Dreck erfrorenen Füße.“

Es war doch eine gute Sache, dass ab und zu ein Neuer erschien. Jeder kannte jeden schon viel zu genau. Raymonds Redensarten waren seit langem Allgemeingut und brachten kaum noch einen zum Lachen. Wenn einer mit vielem Behagen eine Geschichte anfang, die er für ganz neu hielt, dann geschah es wohl, dass aus dem Hintergrund einer mit unverhohlener Geiztheit fragte: „Soll ich nun mal weiter erzählen? Mach die Kiste zu! Genug verkauft!“ Die Neuen galten immer als ganz ausgesucht scharmante Burschen. Die wussten zu erzählen von der Somme und von Verdun, die brachten aus dem Schützengraben die neuesten Blüten des Soldatenwitzes, die kannten Geschichten, die wirklich noch unerhört waren. So war denn nun auch Jean Ménard aller Liebling.

„Hole der Teufel den Cafard! Erzähle, Jean, erzähle! Sag uns ein Lied aus dem Schützengraben, dies andere, weißt du, von der Madelon.“

„Wenn die Klasse heimkehrt!“ Ja, wann wird sie heimkehren? „Niemals, niemals!“, schreit einer im Eigensinn seines Heimwehs. „Wann der Krieg zu Ende geht? Ich weiß es genau“, grollte ein anderer. „Wenn Wilhelm und Poincaré, diese beiden Banditen, die Zahl erreicht haben, die verabredet ist. Wenn genug arme Teufel hingemetzelt sind, dann ist die Zivilisation gerettet.“

Solche Äußerungen mussten ja nun den Politiker Léon Duverger auf den Plan rufen. Aber er konnte eben keine neuen Nachrichten bieten, und da durfte ihn Armand Hébras, ausgerechnet der, einen Dummkopf schelten. Léon berief sich auf das Certificat d'Etudes primaires, das daheim über seiner Cheminée hing. Aber der dicke Armand zog Verstärkung heran, und

Raymond fragte höhnisch: „Und deine Rumänen, hé, die in sechs Wochen den Frieden bringen sollten, wo sind sie denn? Sie laufen, alter Possenreißer, laufen und werden nie mehr dem Boche die Fassade zeigen.“

Maurice Thaudière starrte düster vor sich hin und prophezeite allen das große Krepieren. Raymond sah ein, dass jetzt nur eines helfen konnte: Weibergeschichten. Und also stimmte er einen gemeinen Gesang an, der seine Wirkung tat. – Dann musste das Licht ausgemacht werden. Allmählich trat Stille ein. Marcel Pradeau greinte noch im Einschlafen: „Ich spucke Teer, mein Alter, o la la!“

Als Markus Harbs endlich mit seiner Maschine in Richtung Mahlstedt abzog, da meinten die Gefangenen, vorläufig aus der Hölle entlassen zu sein. Die Bliesdorfer Bauern kamen überein, dass man nun doch endlich den wuchernden Knicks einmal zu Leibe gehen müsse. Ob sich diese Arbeit wohl mit den Franzosen unternehmen ließ? Vom Faschinenbinden freilich konnten sie nichts wissen; denn eine Marsch gibt es da bei ihnen nun doch nicht. Aber man musste die Sache versuchen.

Die Franzosen erkannten in den Faschinen eine Abart der heimischen Fagots, der Reisigbündel, von denen jeder daheim für seine Cheminée einen Vorrat bereit hält. Die Bliesdorfer Tagelöhner staunten über die Geschicklichkeit der Gefangenen. Bannige Kerls waren sie doch; da ließ sich nichts abmarkten. Wohl flochten sie ihre Bänder anders und aus anderen Reisern; aber es ließ sich eigentlich nichts dagegen sagen. Es ging auch so.

Steffen Reimers war freilich arg befremdet, als Jean Durand sein Buschmesser an einem Besenstiel befestigte, das so entstandene Ungeheuer von einem Werkzeug cerpe taufte und damit im Knick zu arbeiten begann. Das Buschmesser am Besenstiel, das war für Steffen Reimers ein Erlebnis, das er Kindern und Kindeskindern sorgfältig zu überliefern sich vornahm. Ein solcher Spaß durfte nicht vergessen werden. Aber der Seehundsbart be-

schickte was mit dem Ungetüm, und so musste man diese Sache auf sich beruhen lassen. Jedes Land hat eben so seine Moden.

Die Gefangenen fühlten sich durch die Arbeit an den Knicks angeheimelt. Oft war in den verlassenen Reddern an diesen Wintertagen Lachen und Lust. Sogar Maurice Thaudière war weniger verbissen als sonst. Wohl regnete es oft, und der Sturm ging hohl über die Redder hin. Aber das ließ sich beim Fagotbinden ertragen. Nur vor dem Lande da unten am Meer, dem Land der Kleie, hatte er ein Grauen. Tagelöhner und Gefangene vertrugen sich bei dieser Arbeit ganz ausgezeichnet. Vater Röschmann, der da mit seiner Deern, die von dem Franzosen das Gör hatte, bös zusaß, Vater Röschmann freundete sich richtig mit Léon an. Sie waren ja beide Sozialisten, und daraufhin schüttelten sie sich oft die Hand und nannten sich Kameraden. Léon sprach schon recht gut deutsch. Nicht umsonst hing zu Hause das Certificat über der Cheminée.

Jochen Ehlers freilich, der alte Tagelöhner von Jürgen Sievers, erzürnte sich im Elandsredder mit Jean Ménard. Von der Artillerie war es ja hergekommen. Jean rühmte die französische Feldartillerie und machte die deutsche schlecht. Das konnte Jochen sich nicht gefallen lassen, und darum spottete er über die Mausefallenmacher, die Rumänen, die nun abgetan waren. Allein könnten die Franzosen gar nichts machen, und da wäre ihnen denn jeder Macker recht, sogar der Neger. Mit Ménard ging der Zorn durch. Er schrie: „Berlin kaputt, Kaiser kaputt, Kronprinz kaputt, Hindenburg kaputt, alles kaputt!“ Dazu führte er die Gebärde des Halsabschneidens für Auge und Ohr gleich einprägsam aus. Was sollte Jochen da nun tun? Sollte er den Ruf eines vernünftigen, ruhigen älteren Mannes aufs Spiel setzen? Sollte er sich an dem Bengel vergreifen? Er verließ den Platz an der Seite des Franzosen, war aber doch so ergrimmt, dass er dem Bauern abends von dem Vorfall berichtete.

Jürgen Sievers geriet in einen gewaltigen Zorn; denn er hatte seine Zeit bei den Neunern abgerissen, bei einem Feldartillerie-

Regiment also, mit dem auf keinen Fall zu spaßen war. Und er war da sogar Unteroffizier gewesen. Er nahm sich vor, bei dem Gefreiten Maas eine empfindliche Strafe für den französischen Lästler zu erwirken. Am kommenden Sonntag, wenn sich eher keine Gelegenheit bot, wollte er die Sache mit dem Gefreiten beschnacken.

Aber schon am übernächsten Tage traf er am Tellstedter Weg ganz unerwartet mit dem Missetäter zusammen. Jürgen Sievers wollte da ein Fuder Busch holen. Jean Ménard saß auf dem Geländer der Brücke, die über den Bach geht. Der Weg war eng und die Brücke noch enger. Der Franzose hatte die Absätze seiner Stiefel hinter eine Latte gehakt, so dass seine Knie spitz vorstaken in den ohnehin so schmalen Durchlass. Rührte er sich aber etwa, als der Bauer Jürgen Sievers angefahren kam? Schlug ihm das Gewissen von wegen der Feldartillerie? Nein, er blieb ruhig sitzen und drehte an seiner Zigarette. War das nun Frechheit oder war es vielleicht keine Frechheit? Da redet ein Franzose über die deutsche Feldartillerie verächtlich und macht sich nicht einmal aus dem Staube, wenn Jürgen Sievers kommt, der bei den Neuern Unteroffizier war. Im Gegenteil, er bleibt ruhig sitzen und versperrt mit seinen spitzen Knien den Weg über die Brücke. Da zog Jürgen Sievers dem Kerl einen mit der Peitsche über.

Jean Ménard brüllte auf, fluchte und schickte dem Gefährt einige Steine nach, von denen wohl einer gewaltig gegen das Vorderschott ballerte, ohne jedoch den Bauern zu treffen. Aber schlimm genug war es doch. Jean Ménard wurde sofort ins Lager zurückgebracht und musste da natürlich so einige Tage abbrummen.

Unter den Franzosen herrschte eine Erregung, die sich in großen Worten Luft machte, Worten, die sich mit dem Klang der Kriegskammerreden in schöner Übereinstimmung hielten. Da sieht man die Boches! Auf einen gallischen Witz antworten sie brutal mit Peitschenschlägen. Von der Würde eines Menschen,

eines freien Menschen, wohlverstanden, haben sie bis auf den heutigen Tag nichts begriffen.

Aber die edle Empörung war zu einem guten Teil gespielt. Fast unmerklich hatte das deutsche Leben sie an sich gezogen, nicht so zwar, als ob sie in ihm aufgehen wollten; aber sie waren doch gegenüber einer andersgearteten Menschlichkeit der Anerkennung gewonnen. Wenn die Erfahrung sie zwang, festverwurzelte Vorurteile fahren zu lassen, wenn sie sich mit der heimatlichen Kriegslehre von der unbedingten Verächtlichkeit alles Deutschen nicht mehr in Übereinstimmung wussten, dann meinten sie zuweilen mit bösem Gewissen, nicht mehr rechte Franzosen zu sein. Maurice Thaudière allerdings blieb unverändert; sein Hass nahm keine Lehre an. Und wenn der Fanatiker in diesem Augenblick behauptete, der entehrende Peitschenschlag sei Frankreich mitten in das edle Antlitz gefahren, so fand er die lange entbehrte, einmütige Zustimmung. In dem Zorn über die Unbill, die dem beliebten Jean Ménard widerfahren war, meinten alle zum wahren Franzosentum zurückzufinden.

Gaston Marzais mahnte, die Vernunft walten zu lassen: „Der Bauer hat sich gekränkt gefühlt und hat Rache genommen. Mit Deutschland und Frankreich hat das wenig oder nichts zu tun, und wenn der Beleidiger ein Deutscher gewesen wäre, hätte der Beleidigte vielleicht mehrere Male zugeschlagen. Macht doch nicht so viel Aufhebens von einer Geschichte, die es nicht verdient. Marcel Pradeau und Paul Lavaud haben sich neulich sehr ausführlich geprügelt. Das habt ihr alle spaßig gefunden, und keiner hat die Menschlichkeit bedroht gesehen.“

Hinter solchen Reden stand bei Marzais neben vielem andern auch die Furcht, der Vorfall könne zu Verwicklungen und zur Ablösung des ganzen Kommandos führen. Er wollte aber um jeden Preis in Bliesdorf bleiben, nachdem er den Kampf gegen das Gefühl für die schöne, blonde Frau aufgegeben hatte, nachdem er sich darein ergeben hatte, dieses Gefühl ohne jede Einschränkung Liebe nennen zu müssen.

* *
*

Maurice Thaudière hatte früher einmal mit dem Bauern Jürgen Sievers einen Zank gehabt. Wenn der Dolmetscher nach den Angaben des Gefreiten Maas abends für den folgenden Tag die Verteilung der Arbeiter vornahm, dann weigerte sich Maurice, den Hofplatz der Sievers auch nur ein einziges Mal noch zu betreten. Oft warf sein unbeugsamer Eigensinn einen mühsam aufgestellten Plan wieder über den Haufen. Denn wenn Maurice nicht auf diesen Hof gehen wollte, dann musste Jean für ihn einspringen. Der aber bestand Marias wegen auf seinem Platz bei Heinrich Wieben, und Pierre Vallat hatte für seinen kleinen Freund Ehler eben ein neues Spielzeug angefertigt und wollte für einen Austausch auf keinen Fall in Betracht kommen. So ein Arbeitsplan war ein kunstvoll gefügter Bau, in dem eines das andere stützen musste. Nahm man ein Einzelnes heraus, so war das Ganze mit Einsturz bedroht. Also stiftete Maurice mit seiner Weigerung oft arge Verwirrung.

Wunderlich, dass er gerade jetzt erklärte, an seiner Verfehlung des Sieversschen Hofes nicht länger festhalten zu wollen! Was bedeutete das? Das Unglaubliche geschieht: Maurice wird versöhnlich. Die Kameraden stellten ihn lachend zur Rede. „Ich will dem Intellektuellen keine Geschichten machen“, erklärte er höhnisch. „Die Boches sind ja so liebe Leute, denen man nichts übelnehmen darf. So sagt es uns ein verliebter Narr. Aber er ist ein Intellektueller, und ich bin ein armer Teufel, und also beuge ich mich seinen Belehrungen. Außerdem sind wir Christen; wenn man uns also einen Streich auf die linke Backe gibt, so bieten wir auch die rechte dar. Auf solche Weise werden wir mit den Hunnen am besten fertig.“

Maurice war unter die Spaßmacher gegangen. Er belachte seine Späße sehr geräuschvoll. Aber das Lachen klang nicht gut. Aus seinen Augen wich nie der düstere Ernst, und oft schlug die Glut für Sekundendauer nach außen.

In der Folge wurde es so, dass Maurice dem Sievers-Hof vor allen andern den Vorzug gab. Zwar kam er abends immer missgestimmt in die alte Kate zurück und war wenig geneigt, von seinen Erlebnissen zu erzählen. Er brütete finster vor sich hin. Offenbar war bei Jürgen Sievers keine Freude zu holen. Und doch war er stets bereit, dahin zurückzukehren und machte sogar alte Rechte geltend, wenn es sich einmal nicht recht ermöglichen ließ.

Um die Mitte des Januar war an einem freundlichen Tage das Zunehmen der Sonnenmacht schon überraschend spürbar. An seinem Herzen, das im Eis des Hasses erstarrt war, spürte Maurice die Wirkung der Sonne und war bestürzt. Sie machte ihn zur Milde geneigt, und das ist von jeher dem sonnigen Frankreich zum Verhängnis geworden. Maurice musste seinen Plan nun bald ausführen. Doch war dieser vereinzelt sonnige Tag nur eine Mahnung gewesen. Es wurde wieder düster und neblig.

Der Fanatiker arbeitete mit Jean Durand bei Jürgen Sievers. Der Seehundsbärtige hatte Fieber und musste am Nachmittag in die alte Kate zurückgehen und sich auf den Strohsack legen. Maurice war also allein, und diese Begünstigung durch den Zufall verlangte, genutzt zu werden. Zwar konnte gegen Abend der Gefreite Maas erscheinen, der sich ja irgendwo unter dem Vorwand militärischen Dienstes sein Abendbrot holen musste. Bei solcher Gelegenheit brachte er einige Gefangene auf den Schierholdt-Hof zurück, während die meisten wie Bürger dieses Landes ohne militärische Bedeckung heimkehrten. Der Gefreite Maas kam nicht, und Maurice sah darin einen Wink des Schicksals.

Als er den Sievers-Hof verließ, lag dichter Nebel über dem Dorf. Seine Schwere drückte den Torfrauch nieder. In unbewegter Luft lag es über Bliesdorf wie Geruch eines heimtückisch glimmenden Brandes. Der Tagelöhner Jochen Ehlers stand in der großen Tür und sah den Franzosen davongehen, seinem Quartier zu. „Es ist gut so“, dachte Maurice, und mit Stampfen und ge-

räuschvollem Räuspern ging er die Dorfstraße hinab. Jochen Ehlers hörte, wie er sich entfernte.

An dem kleinen, grünen Weg aber, der von der Straße abbog, blieb er einen Augenblick horchend stehen. Dann sprang er in das Dunkel des verlassenen Seitenweges und schlich darin weiter, bis er auf einem kleinen Umweg, der zuletzt geradezu über Gräben und Knicks führte, die Scheune erreicht hatte, die am äußersten Rand des Sieversschen Gebäudewirrwarrs stand. Die alte Scheune war ehemals auch Kuhstall gewesen. Maurice hatte am Tage eine unbeachtete Seitentür fürsorglich aufgehakt und nur wieder angelehnt. Kerze und Streichhölzer trug er seit dem Vorfall mit Jean Ménard immer bei sich.

Jochen Ehlers, der alte Tagelöhner, war in diese Scheune geschlichen, nachdem der Franzose sich entfernt hatte. Es stand dort in der Ecke ein Roggensack, der trotz aller Not vergessen zu sein schien. Sehr ordentlich war es bei Jürgen Sievers nie hergegangen. Nun waren zwei Töchter des Tagelöhners in der großen Stadt mit Werftarbeitern verheiratet, die wohl auch einst Bauernknechte gewesen waren, dann aber in der Stadt ein leichteres Fortkommen gesucht hatten. Sie verdienten auch ein mächtiges Geld. Nur mit dem Essen war in der Stadt rein gar nichts mehr los. Ein großes Elend war das da mit diesen ewigen Rüben. Jochen Ehlers schickte hin, was er sich man eben abknappen konnte. Nun hatten die Deerns geschrieben, Vater habe doch gewiss ein bisschen Roggen zu Kaffee. Da wollte Jochen sich in der Scheune so einen Zehnpfundsbeutel – es können zur Not auch fünfzehn hineingehen – vollmachen. Stehlen kann man da ja gerade nicht zu sagen; aber es tut ja auch nicht nötig, dass andere Leute dies sehen.

Aber warum schrickt man denn so zusammen, wenn es in einer alten Scheune irgendwo piept und jankt? Es kann ja nichts sein – und doch ist es etwas. Es kam etwas näher. Jochen fühlte es eher als er hörte. Zwischen zwei Pfosten der verlassenen Kuhstände wurde eine Gestalt sichtbar, die nun die Leiter zur Hillen

emporstieg. Es raschelte im Stroh. Mehr und mehr entfernte sich das Geräusch nach dem Eulenloch zu, und dann wurde es still. Jochen Ehlers kam zitternd aus seiner Ecke heraus, schlich sich zur Tür und lief dann ins Haus.

Es kam Jürgen Sievers jetzt zustatten, dass er eine Diebslaterne besaß. Als der Franzose nach vollbrachtem Werk die Leiter wieder hinabstieg, standen vier Männer zu seinem Empfang bereit. Der Bauer riss den Blechzylinder der Laterne hoch. Da hatte man den nächtlichen Besuch also abgefangen.

Maurice musste oben im Stroh die Stelle zeigen, wo das Kerzenende brannte. Als das gefährliche Feuerchen gelöscht war, hatte der Dienstjunge inzwischen den Gefreiten Maas herbeigerufen. Das grausliche Ereignis brauchte ja für ihn und andere nicht mit den Franzosen zusammenzuhängen, und eigentlich dachte auch keiner daran. Aber der Gefreite war ein Mann mit Gewehr, und es war für alle Fälle gut, ihn bei der Hand zu haben. Von den Mägden war keine zu bewegen gewesen, den Gang nach Schierholdts alter Kate zu tun. Sie grauln sich alle viel zu sehr. Da wollte ihnen der Dienstjunge zeigen, was eine Harke ist, obgleich ihm bei der Geschichte auch nicht wohl war.

Der Gefreite drang in großem Zorn mit dem Gewehr auf den zitternden Franzosen ein, der mit gesenktem Kopf auf der hellerleuchteten großen Diele des Wohnhauses unter seinen Überwältigern stand. Auf dem Wege dorthin hatte er Püffe und Fußtritte ohne Klagen hingenommen. Er war ganz teilnahmslos und hatte den Kopf gesenkt. Da aber nun die Mündung des Gewehrs in seinen Gesichtskreis kam, fuhr er auf, und ehe es jemand hindern konnte, hatte er dem Gefreiten die Waffe entwunden und sie gegen den Angreifer gekehrt. Der Gefreite fühlte die Schande der Entwaffnung und drang auf den Franzosen ein. In seinem Unge stüm stieß er mit der linken Schulter an die Mündung. Da ging der Schuss los, und Maas brach zusammen.

Der Franzose konnte die Tür gewinnen, bevor ihm jemand in den Weg trat. Das Gewehr hatte er hingeworfen. Zwar brauchten

die Männer des Sievers-Hofes nicht lange Zeit zum Besinnen. Als sie aber dem Fliehenden nachstürzten, war nichts mehr von ihm zu sehen. Die Erregung machte sich Luft in einem ziellosen Rennen und Rufen. Leo, der Hund, der sommers den Mägden den Milchwagen ziehen musste, wurde losgemacht. Man mutete ihm zu, eine Spur aufzunehmen; aber Leo war ratlos, denn solche Künste hatte er kaum je geübt.

Im ganzen Dorf tobten die Hunde jetzt an ihren Ketten. Die Nachbarn liefen herzu, und im Nu wusste es das Dorf: Moritz hat Hans Maas totgeschossen. Hans Pöhls hatte einen richtigen Jagdhund. Hektor nahm die Spur auch gut auf, und sein Herr war stolz. Aber nach wenigen Minuten stürmte der Hund von der Dorfstraße her wieder auf die alte Scheune zu. Er hatte die Spur des anschleichenden, nicht aber die des fliehenden Franzosen gefunden.

Die wenigen Männer des Dorfes nahmen nach allen Seiten hin die Verfolgung auf. Die Tagelöhner, Bauern und jungen Knechte sahen wohl die Unmöglichkeit ein, in diesem Nebel einen Fliehenden zu finden; aber keiner gestand es dem andern. Sie waren nun alle Frontkämpfer, und jeder wollte teilhaben an dem Kampf gegen den Franzosen. Wichtiger war es, dass Hans Pöhls seinen Fernsprecher spielen ließ. Nicht nur die Gendarmen erhielten ihre Nachricht, allen Bauernvögten der Umgegend erzählte Hans Pöhls mit hörbarem Stolz von den Vorgängen in Bliesdorf. Ja, in Bliesdorf, da war was los, da waren sie mit den Franzosen ins Handgemenge gekommen, da waren sie nun so gut wie an der Front.

Kaum eine Stunde nach dem Ereignis waren in allen Dörfern an allen Zugangsstraßen Posten aufgestellt. Auf den Wegen nach Bliesdorf schlichen von allen Seiten her kleine Männertrupps dem Flüchtling entgegen. Die Gendarmen waren unterwegs. Was Mann sein wollte, wurde in dieser Nacht zur Menschenjagd aufgeboden.

Maurice Thaudière war aus dem Bereich des Dorfes herausgekommen, er wusste selbst nicht wie. Nun stand er am Weg nach Kuhnaspe und suchte seine Gedanken für einen Plan zu sammeln. Es musste sein, er musste sich besinnen, obgleich die Angst, die entsetzliche Angst ihn zu blindem Weiterrennen überreden wollte.

Aber Maurice Thaudière war doch nicht toll? Nein, toll war er nicht, wenngleich die andern es ihm oft genug gesagt hatten. Er war nur ein Franzose, ein richtiger Franzose, der da weiß, dass es mit den Boches unter gar keinen Umständen ein Zusammengehen geben darf. Nein, toll war er nicht! Darum hatte er auch den Boche natürlich nicht erschießen wollen. Das war nur so gekommen. Was musste der auch gegen die Gewehrmündung rennen! Da hatte sich eben die Erschütterung durch das Gewehr fortgepflanzt, und der Finger hatte den Abzugsbügel berührt. Mitleid mit einem deutschen Soldaten war ganz unangebracht; aber Maurice Thaudière war doch nicht so toll, als Gefangener mit Vorsatz einen Wachtposten niederzukuallen!

Nun ist freilich alles anders gekommen. Wenn man doch nur das Gewehr mitgenommen hätte! Vielleicht hatte es seine fünf Patronen vollzählig in der Kammer. Wenn man eine Kugel für sich selbst aufsparte, konnten im Notfall noch drei Boches dem einen nachgeschickt werden. Vier für einen! Die Rechnung war am Ende so schlecht nicht.

Was soll nun geschehen? Wenn sie mich fassen, bin ich ohne Gnade verloren. Sie dürfen mich nicht fangen! Gut, dass Léon einst irgendwo aus dem Schulatlas Karten herausgerissen hat, dass wir oft zusammen Fluchtpläne entwarfen! Man muss nun immer nach Norden streben; der Weg zur dänischen Grenze bietet die alleinige Möglichkeit eines Gelingens der Flucht. Ein Glück nur, dass man wenigstens den Kieler Kanal schon im Rücken hat! – Maurice sagte in seinen Gedanken nach der Art der Franzosen „Kieler Kanal“, um den Namen des zeitgenössischen Gott-sei-bei-uns, des Kriegsanstifters, nicht auf die menscheits-

frommen Lippen nehmen zu müssen. – Aber es kann nicht mehr sehr weit sein bis an den großen Fluss. Der wird schwer bewacht sein. Himmel, wie soll man hinüberkommen! Wenn man doch das Gewehr noch in der Hand hielte und ihm dann hier begegnete, dem Kaiser, dem großen Tier der Offenbarung! Dann hätte das Ganze doch noch einen Sinn bekommen.

Träume sind das! Es hilft nicht, im Norden allein ist Rettung, und Rettung muss sein. Da hinüber nach Westen ist die unheimliche, entsetzliche Marsch, und dann kommt das Meer. Im Osten, in weiterer Ferne nur, ist wieder Meer, im Süden fließt die Elbe. Eine richtige Mausefalle ist dieses Land.

Noch wusste der Franzose, wo der rettungsverheißende Norden war. Vorwärts also, es ist keine Zeit zu verlieren! An den Seiten seines Weges war der Wald mit den gespenstischen Geräuschen der Nacht. Die Verfolger konnten in jedem Augenblick aus dem schweren Dunkel hervorbrechen.

Der Wald nahm ein Ende, und der Gehetzte konnte für einen Augenblick aufatmen, den Schweiß von der Stirn wischen. Sie kommen! Es galoppiert ein Pferd von der Seite her der Straße zu. Deutlich hörte man den dumpfen Schlag der Hufe im gepflügten Acker. Es ist nichts, Maurice, du hörst nur dein Herz, dein geängstetes Herz! Aber jetzt! Dies ist anders. Das sind Männertritte auf dem festen Boden der Straße. Wohin nun, wohin?

Aus einem Nachbardorfe kam dem Flüchtigen eine Patrouille entgegen. Es blieb nichts weiter übrig, als über das Hecktor zu setzen und blind querfeldein zu laufen. Durch Dornenhecken musste er sich seinen Weg bahnen. Dornen und Stacheldraht zerrissen ihm Gesicht, Hände und Kleider. In einem schmalen Feldweg blieb er mit fliegender Brust stehen. Nur erst einmal Atem schöpfen, dann werden sich die vernünftigen Gedanken auch wieder einstellen. Ja, es ist ganz klar: der Weg muss an die Straße zurückleiten. Aber wohin soll man gehen, nach rechts oder links? Ach, Maurice Thaudière, wo ist nun Norden? Der Himmel ist eingestürzt. Alles Leben ist tot, und Maurice steht

allein auf einem Sternsplitter im kalten Nebel des Unermesslichen. Wenn nur die Hunde wieder bellen wollten, wie vorhin! Man wäre doch nicht so grenzenlos verlassen!

Unsinn ist das alles! Der Himmel steht noch unerschüttert über der Erde, und die Sterne ziehen ihre Bahn. Nur hat der ewige Nebel dieses gottverfluchten Landes die freundliche Sprache der Sterne erstickt. Irgendwo steht der Polarstern und sagt: „Hier ist Norden“; aber der deutsche Nebel lässt seine Worte nicht durch. Wo ist Norden, der rettende Norden? Maurice hätte die Frage in die Nacht hineinbrüllen mögen. Wieder kam ihm der Gedanke an das Gewehr des Wachtpostens. Es hätte vielleicht noch ein einziges, armseliges Geschoss im Lauf gehabt, ein Geschoss für ihn selbst, eine deutsche Kugel voll Barmherzigkeit, da sonst in diesem Lande nichts barmherzig sein kann.

Wohl fand er in dieser letzten Nacht seines Lebens wieder und wieder auf eine Straße zurück. Wohin sie führte, das wusste er nicht mehr. Und im Grunde war es auch gleichgültig; denn er musste sie immer bald wieder verlassen, wenn ihm die Suchenden entgegenkamen, und zuletzt geriet er doch in die gefürchtete Marsch.

Den Fliehenden hatte alle Überlegung verlassen. Augen und Ohren warnten nach alter Gewöhnung wohl noch vor nahender Gefahr, und wieder bog er von der Straße ab und lief auf eine Fenne. Tief sank er ein in den durchweichten, fetten Boden. Jeder Schritt war unendliche Mühsal. Die breiten Gräben traten über ihre Ränder. Ein Zischen und Gurgeln war um ihn her. Wo ist Norden? Nein, im Norden ist jetzt weithin nur mörderische Marsch. Wo ist der Osten? heißt nun die Frage. Aber auch sie ist schon so unsinnig wie die Frage nach Aubusson, der lachenden Stadt in den Bergen, wo man einmal so glücklich lebte, wo man Kind war, wo das Brausen der Creuse noch in den geschäftigsten Stunden des Tages die verlorensten Gassen mit einer freundlichen Musik erfüllt. Verloren! Verloren! Hier gibt der Boden nach. Man muss das Nächste wollen, nur das Nächste. Jetzt gilt

es, die Straße wieder zu finden und einen Ort, wo die Erde nicht schwankt.

Maurice fand die Straße wieder, und wieder musste er sie verlassen. Und wieder stand er auf einer Fenne vor einem Graben, der ihm den Weg versperrte. Er war nun ganz stumpf geworden. Was kann ein Franzose unternehmen in einem so heimtückischen, hinterhältigen Lande? War ihm nicht immer die Marsch unheimlich gewesen? Nun musste man hier also das Krepieren kriegen, wie er es immer vorhergesagt hatte. Die Tränen liefen ihm unablässig aus den geschlossenen Augen. Er stand ganz still, hatte sich ergeben und erwartete den Morgen. Es ist kein Baum da, nicht einmal ein Pfahl, der einem Stütze gibt, kein Stein, auf den man sich setzen könnte. So müde! Wo soll man sich setzen? Überall glucksen die Wasser.

Als endlich der graue Wintertag kam, sah der müde Gehetzte auf der nicht fernen Straße einen Menschen, der nach den Umrissen seiner Gestalt ein Gendarm sein musste. Maurice hörte sich angerufen; aber er rührte sich nicht. Da setzte die Gestalt mit einem Satz über das Hecktor der Fenne. Der Franzose sank in sich zusammen und ließ sich in die schwarzen Wasser der Wettern gleiten, an der er in den letzten Stunden gestanden hatte. Den Gendarm hielt ein anderer Graben auf. Als er sich endlich herangearbeitet hatte, fand er den Franzosen ganz nahe am Ufer. Da zog er den Toten aufs Land.

* *
 *
 *

Der Schulterschuss des Gefreiten Maas hatte sich als ungefährlich erwiesen. An die Stelle des Dienstunfähigen trat in Bliesdorf der Soldat Naeve, der einer Verwundung wegen nicht ins Feld zurückkehren konnte. Die Bliesdorfer hatten über den aufregenden Vorfällen für einige Zeit den Krieg fast vergessen. Das Redebedürfnis eines Dorfes ist jederzeit hungrig nach Ereignissen, denen das Dorf selbst oder doch seine nahe Umgebung

Schauplatz ist. Nun wurde nicht nur das Tatsächliche eifrig hin und her durchgesprochen, sondern man erwog auch, was bei einer anderen Reihenfolge der Vorkommnisse oder bei Hinzutritt dieser oder jener Umstände hätte geschehen *können*. In solchem Wenden und Verknüpfen war der Bauernvogt Hans Pöhls Meister, und da er stets auch bei den amtlichen Untersuchungen am Ort des Geschehenen zugegen sein musste, hatte er eine große Zeit.

Der Oberleutnant Mahrt hielt dem französischen Dolmetscher schneidende Reden. Die Gendarmen fluchten, und von dem Soldaten Naeve erwarteten alle, er werde aus den Erfahrungen des Frontlebens wissen, wie mit den Franzosen umgesprungen werden müsse. Es ging der Gesellschaft in Bliesdorf entschieden zu gut. „Man sieht, was ihr seid“, wetterte der Gendarm Haverkamp, „Brandstifter und Mordbuben seid ihr. Wundert euch nicht, wenn ihr von nun an als solche behandelt werdet.“

Oft genug war Gaston Marzais nahe daran, sich durch sein verletztes Ehrgefühl zu unbesonnenen Worten hinreißen zu lassen. Aber er bezwang sich immer wieder, und eigentlich war der auffahrende Stolz auch nur trotziger Ausfall gegen das peinigende Gefühl der Scham. Der tolle Maurice hatte verantwortungslos als ein gekränkter und rachsüchtiger Einzelner gehandelt, hatte vergessen, dass hier im feindlichen Lande jeder für sein Vaterland steht. Für das menschliche Versagen dieses einen machten die Deutschen doch gewiss das ganze Frankreich verantwortlich, und wahrscheinlich dachte auch die junge Frau Schierholdt so.

Aber das darf sie nicht; sie soll gut denken von Frankreich und den Franzosen! Und wenn es anders nicht geht, muss Gaston Marzais sie dazu zwingen, ja, sie auf irgendeine Weise dazu zwingen. Es ist erwogen, das ganze Kommando abzulösen. Was soll werden, wenn das geschieht? Marzais mochte den Gedanken nicht zu Ende denken. Um das Schlimme abzuwenden, musste er sich mit dem Aufgebot aller Kraft beherrschen, durfte er dem

anmaßenden, unausstehlichen Oberleutnant nicht ins Gesicht schreien, was ihm verletzter Stolz auf die Zunge drängte.

Elisabeth führte seit dem Tode des Schwiegervaters ein Leben, das einsam war und schwerer Kämpfe voll. Heinrich hatte ihr als Verwalter einen Kriegskameraden geschickt, der durch seine Verwundungen militärisch dienstuntauglich geworden war. Sie ließ ihn seine Arbeit tun, ohne indessen die Zügel wieder fahren zu lassen, die Timm Schierholdt ihr in seinem langsamen Verlöschen mehr widerstandslos überlassen, als bewusst übergeben hatte. Sie las in den Büchern, die ihr Mann benutzte, als er noch Schüler einer landwirtschaftlichen Schule war; sie las in den gleichförmigen Wirtschaftsberichten ihres Schwiegervaters. Immer mehr Arbeit riss sie an sich, türmte sie wie einen Schutzwall um sich her und fühlte sich doch in den Stunden der Besinnung preisgegeben, preisgegeben dem Schmerz über den verlorenen Bruder, dem Schmerz über das Versagen des abgöttisch verehrten Vaters, den Erinnerungen an den schweren Totenkampf Timm Schierholdts, preisgegeben einem Unsagbaren. Oder wäre es doch nicht unsagbar? Möchte nur mangelnde Wahrhaftigkeit es beschönigend so nennen? Wer aber sein Leben in einem ernsten Kampf wirklich meistern will, dem darf Wahrhaftigkeit keine Waffe sein, die er nach trügendem Selbstermesssen *hier* einmal schwingen und *dort* beiseitelegen kann. Immer hat der gute Kämpfer die Hand am Griff des Schwertes Wahrhaftigkeit, auch dann, wenn es die Schneide wider seinen Träger zu wenden scheint. Gut also: ich fühle mich preisgegeben der Liebe zu Gaston Marzais.

Mit großem Vertrauen hatte sich Elisabeth ihrem Gottesurteil unterworfen. Aber ihr Gebet war unerhört geblieben. Gott hatte es ihr versagt, das Geschlecht der Schierholdt in einem Sohn weiterzuführen. Sie sollte in diesem Geschlecht nicht Wurzeln schlagen. Was hatte das Schicksal mit ihr vor?

In dieser Zeit erfuhr sie den ganzen Sinn eines Wortes, das sie früher einmal leichtsinnig hingesprochen hatte: innere Kämpfe. Trotz aller verzweifelten Anstrengungen ließ sich das

Leben des Geistes nicht in Arbeit ersticken. Es wäre wohl schön, wenn ein wachsendes junges Leben in ihrem Schoß dem Umgetriebensein des Geistes nun alle Schärfe und Wachheit nähme, wie es damals geschehen war. Einen Zustand, den sie einst als entwürdigend verabscheut hatte, nun ersehnte sie ihn.

Sie liebte nun nicht mehr die schwarzbunte Kuh Hertha allein; alle tragenden Tiere waren ihr glücklichere Schwestern. Den Gebärenden gab sie schwesterlich Hilfe. Es wäre so schön, ihnen zu gleichen, mit friedevoller Seele in seliger Stumpfheit dazuliegen und der Stunde zu harren, in der man sich leidvoll dienend seinen Platz erwirbt in einer Gemeinschaft, die einen zum Dank von nun an trägt und schützt. Elisabeth fühlte sich verworfen.

Bei Hans Pöhls kamen die Bauern zu einer Beratung zusammen. Da waren einige, die von Gefangenen nichts mehr wissen wollten, nachdem Erfahrung gezeigt hatte, wie Franzosen eigentlich sind. Sie tun freundlich, solange man sie im Auge hat. Kehrt man ihnen aber den Rücken, so stecken sie Häuser an und schießen friedliche Leute tot. Hans Pöhls ließ seine Rednergabe spielen; denn diese Gefangenenangelegenheit war doch *seine* Sache. Er hatte die Franzosen ins Dorf gezogen. Die Nackenschläge musste er nun hinnehmen: allerlei hämische Bemerkungen von seinen Gegnern. Andere aber sprachen warm dafür, dass man die Gefangenen in Bliesdorf lasse, und sogar Jürgen Sievers war unter ihnen. Häuser anstecken, das war ja wohl ein schlimmes Stück, fast schlimmer noch als Leute totschießen. Wenn man es aber recht bedachte, so hatte es ja gar nicht gebrannt, und es war keiner totgeschossen worden. Und der verrückte Moritz hatte sich selbst gerichtet.

„Ja, Leute“, mahnte Hans Pöhls, „lasst uns vernünftig bleiben! Der Franzose hat das Stück mit dem Feuerlegen ausgeübt. Der Professor sagt aber, dass er sie nicht alle beisammen hatte, und das mag schon stimmen. Er hatte doch so sonderbare Augen, das wisst ihr ja alle. Das andere aber, das mit Maas, das ist alles Malheur gewesen, und von Mord wollen wir da man lieber nicht

reden. Das ist dummes Zeug. Welche meinen ja, die Franzosen haben sich verschworen. Erst haben sie Moritz vorgeschickt, und nächstens kommt ein anderer ran mit einer andern Untat. Glaubt mir man, Leute, der Moritz hat alles für eigene Rechnung getan! Draußen im Feld müssen die Franzosen ihre Hiebe haben, und sie kriegen sie ja auch, Gott sei Dank! Aber Menschen sind sie doch auch, und bei uns sollen sie sich als Mensch fühlen. Schweinehunde gibt es überall dazwischen, auch bei uns, will ich meinen. Dieser Moritz hat da ein schlimmes Stück angestellt; aber er ist tot, und der Kram ist in Ordnung. Franzosen aber so im Großen und Ganzen, die lasst dabei man aus dem Spiel! Wir Alten kriegen es heute noch mit den kalten Gräsen, wenn wir an Timm Thode denken, der 66 seine ganze Familie mit dem Beil an die Seite machte. Wenn man uns Holsteiner alle nach Timm Thode eintaxierte, dann würden wir doch wohl über Unrecht schreien. Darum wollen wir es auch mit den Franzosen nicht so machen. Lasst sie man ruhig hier bleiben, das will die Gerechtigkeit, und außerdem können wir sie bei der Arbeit gar nicht entbehren.“

Diese Rede schlug durch. Hans Pöhls wiederholte sie nach einer kleinen Überarbeitung vor Gaston Marzais. Da nahm er dem Franzosen eine große Angst vom Herzen. Wie hätte Gaston es ertragen sollen, wenn er vom Schierholdt-Hof weg in das öde Lager zurückgebracht worden wäre? Als der Bauer ihn verlassen hatte, kamen ihm Tränen.

Das war dumm, gewiss, aber vielleicht nach der Nervenanspannung der letzten Tage erklärbar und entschuldbar. In der großen Bewegung seines Herzens aber wies er diese Überlegungen zurück, schämte er sich der immer wachen Erklärungsbereitschaft des geistigen Menschen. Der Intellekt legt wie ein Insekt sein Ei in die gesunden Früchte des Gefühls, und wenn man sich nachher die scheußliche Zersetzung des Innern betrachtet, redet man wohl noch gar in törichtem Stolz von geistiger Durchdringung. In der Angst der letzten Tage hatte Gaston Marzais ganz

begriffen, was eine Trennung von Elisabeth für ihn bedeuten würde.

Abgetan sollte sein, was an seinem Gefühl bis dahin noch halbe Tändelei gewesen sein mochte. Gaston Marzais ist Franzose und wird es immer sein; aber auch die Frau soll die Deutsche bleiben, die sie ist. Er dachte zurück an die Worte des Bauern Hans Pöhls, und wieder rührte ihn ihre schöne Gerechtigkeit. War nicht Frankreichs erbitterter Wille zur Ungerechtigkeit dem Feinde gegenüber ein betrübendes Irrewerden an seinem eigenen Besten? Waren nicht die ungeheuerlichen Lügen der geistigen französischen Kriegsrüstung einem menschlichen Versagen gleichzuachten? Wer dessen mit Scham inne geworden ist, der muss an seinem Teile wieder gut machen, und zwar nicht erst, wenn Friede sein wird, nein, jetzt gleich. Frankreich wird sich auf sich selbst besinnen. Frankreich soll siegen, muss siegen. Aber es darf nicht, auch nicht vorübergehend, so leichtfertig entschlossen sein, für diesen Sieg die Ritterlichkeit und Gerechtigkeit herzugeben, die immer sein schönster Ruhm gewesen sind. Und Georg Schmitt muss mit seinem Glauben an die größere Verlässlichkeit der deutschen Großmut ins Unrecht gesetzt werden.

Was glaubt Elisabeth Schierholdt von den Franzosen? Was glaubt sie von Gaston Marzais? Sie soll lernen, an die Großmut und Gerechtigkeit des französischen Volkes, an den Ernst und die Treue eines Franzosen zu glauben, wenn der ihr einmal gesagt hat: „Ich liebe dich“. Wenn sie sich dazu gezwungen sieht, dann ist der Kampf ganz vorbei.

An einem sonnigen Tage im März nahm ein Flieger seinen Weg über Bliesdorf hin. Ihm war die Aufgabe geworden, über den größeren Städten des Landes Flugblätter abzuwerfen, die die Nachricht von der russischen Revolution verkündeten. Der eiserne Ring um das gequälte Deutschland schloss sich enger. Bei Engländern und Franzosen waren umfassende Angriffsabsichten schon erkennbar. Nun bestand die Hoffnung, dass aus dem Ring

der russische Teil herausbreche. Nach dem bösen Hungerwinter sollte das Land mit dieser Hoffnung gestärkt werden.

Der Flieger wäre nicht weit gekommen, wenn er über jedem Dorf seine Zettel abgeworfen hätte. Was bewog ihn, mit Bliedorf eine Ausnahme zu machen? Rührte ihn der Anblick des Dorfes im Kranz seiner Wälder, der sanfte Schwung der Höhen am Rande der Marsch, das Aufblinken des Meeres zu seiner Linken? Ermaß er in einer jähren Aufwallung des Gefühls plötzlich die ganze unermessene Schönheit des Friedens? Die guten Leute da unten sollten jetzt gleich von Deutschlands großer Hoffnung erfahren.

Drei Gefangene besserten auf einer Koppel unmittelbar am Rande des Dorfes an der Einfriedigung. Als das Surren der Maschine ihr Ohr erreichte, hielten sie inne, suchten den stählernen Vogel und fanden ihn schnell in der Bläue des Vorfrühlingshimmels. Der kleine Frost der letzten Tage hatte nichts mehr zu bedeuten, und eine leichte Schneedecke der vergangenen Nacht konnte diesen sonnigen Tag unmöglich überdauern.

Das Flugzeug flog in geringer Höhe, als wollte sein Führer, der vielleicht eben von der Front kam, für sich den Friedenstraum vertiefen durch die sorglose Annäherung an eine freundliche Erde, die ihm kein Feuer entgegenstie.

Ganz deutlich war sichtbar, wie sich etwas Schwarzes von dem Flugzeug löste, irgendein Gegenstand, der sofort anfing, sich aufzulösen in einen immer größer werdenden Wirbel einzelner Blätter, die im Lichte der Sonne schnell wechselnd hell aufleuchteten und sich wieder verdunkelten. Die Franzosen verfolgten das Schauspiel mit erheiterten Gesichtern.

Viele Blätter waren schon zur Erde gesunken, andere aber hielten sich noch in dem Winde, der wie immer vom Meere kam. Und der Wind mischte seine Laune in das schöne Spiel, ließ einzelne Blätter dem Boden ganz nahe kommen, riss sie im letzten Augenblick wieder empor und zog sie in einen neuen Wirbeltanz.

Durch das offene Hecktor an der Dorfstraße lief jetzt ein kleiner Knabe auf die Koppel; auch er war so hineingezogen in das Spiel, dass er am andern Rande die Franzosen nicht sah, vor denen ihm die Mutter immer so viel Angst machte. Öfter schon war er nahe daran, eines der Blätter zu fassen; aber der Wind neckte ihn. Die Blätter taumelten weiter, und ihnen nach taumelte der Knabe in seiner kindlichen Jagdleidenschaft. Die Franzosen lachten hell auf; aber der Knabe hörte es nicht.

Er kam nun an der andern Seite dem Wasserloch ganz nahe, das fast schon ein kleiner Teich war. Erlen standen an seinem Rande, und das Ufer war hoch. An einer Stelle aber ging die Koppel mit einer kleinen Senke unmerklich sanft an das Wasser heran. Der Bauer schob da seine Wagen zum Waschen hinein, und dem weidenden Vieh war die Stelle sommers Tränke. Im offenen Hecktor standen nun zwei Mägde, hatten mit den Händen die Augen überschattet und sahen gespannt nach dem Wasserloch hinüber. Und nun schrien sie auf. Den Gefangenen war hinter einem Geländebuckel verborgen, was sich ereignete.

Dem Angst- und Warnruf der Mägde folgte aus dem Grunde von den Erlen her unmittelbar der verzweifelte Schrei des Knaben. In der Lust seines Jagdspiels war er unbemerkt auf das dünne Eis des Teiches geraten, das ihn trug, solange noch keine Gefahr war, das aber tückisch nachgab, als das Kind über der schwarzen Tiefe stand. Die Franzosen und die Mägde stürmten gleichzeitig auf den Teich zu. Gaston Marzais kam als erster an und stürzte ohne Besinnen dem Verunglückten nach. Unter seinem Gewicht barst sofort die dünne Decke, und das Kind, das sich bis dahin gehalten hatte, geriet unter das Eis. Der Franzose tauchte ihm nach, durchstieß im nächsten Augenblick an einer schon gefährlich fernen Stelle die dort noch unversehrte Decke von unten her mit dem Kopf, hob den Geretteten empor und kam ans Ufer.

Als der Knabe wieder frei atmen konnte, begann er zu schreien. Die Mägde rissen die Schürzen ab, wickelten ihn hinein und

wollten ihn heimtragen zu seiner Mutter. Nun erst begriff Gaston Marzais recht, was er getan hatte, und bei dem Gedanken an Elisabeth fuhr die stolze Freude des Siegers jach in ihm hoch. Und da er nun erfuhr, dass er den Sohn der Greta Harders gerettet habe, wurde ihm gleich das Geschenk noch eines andern Triumphes. „Deine Weste, Pierre“, sprach er hastig, und schon hatte er den Mägden das Kind entrissen und um die dünnen Schürzen die festere Hülle der Uniformweste gewickelt. Dann hob er den Knaben auf den Arm und lief mit ihm davon, dem Dorfe zu. Wollte er mit der schnellen Bewegung die Kälte bekämpfen, die seine Zähne aufeinanderschlagen ließ? Wollte er sich durch Flucht wehren gegen jeden Versuch, ihm das Kind zu nehmen?

Der sechsjährige Junge der Greta Harders schrie noch gewaltig aus Angst vor dem Franzosen. „Ich bringe dich heim zu deiner Mutter“, sagte Marzais, „du musst nun schnell ins Bett.“ In der Anstrengung des Laufes fand er noch die Kraft, dem Kind zuzulächeln, und es gewann Zuversicht und wurde still.

Kurz vor der Kate der Greta Harders holten die Mägde ihn ein. Dorfgenossen, die ihnen entgegenkamen, wurden im Laufen von dem Geschehenen unterrichtet. Einzelne schlossen sich laufend an. Wieder wollten ihm Nachbarinnen den Knaben nehmen; aber er schob sie unsanft zurück. Er durfte sich seinen Triumph nicht entgehen lassen.

Greta Harders schrie wild und irr auf, als er die Küche betrat, wo sie am Herd hockte. Sie riss ihr Kind an sich, überzeugte sich von seiner Unversehrtheit und wollte dann auf den Franzosen eindringen. Aber nun war die Küche mit einem Male von Menschen voll, und ein wirres Durcheinander von Stimmen suchte das Geschehene zu erklären. Es dauerte lange, bis Greta Harders begriff. Und als sie begriffen hatte, ging ein gespenstisches Verlöschen über ihr Gesicht. Gaston Marzais sagte leise: „Ich habe Ihren Sohn gerettet, Frau Harders, und nun bitte ich Sie: Schimpfen Sie uns nie mehr Mörder!“

Die Frauen schluchzten auf. Greta Harders aber blieb unbewegt. „Bedank dich auch, Greta!“ raunten die Nachbarinnen der ganz Verstörten zu. Die aber vernahm es nicht. Gaston Marzais ging hinaus, ging ganz langsam auf den Hof der Schierholdt.

Der kleine Johannes Harders tollte schon am nächsten Tag unbekümmert anderen Spielen nach. Sein Retter aber lag in einem bösen Fieber. An seinem Strohsack saß Pierre Vallat als Pfleger. Pierre schnitzte an einem Geschenk für seinen kleinen Freund Ehler Vollert. Zum ersten Mal versuchte er sich an einem Pferdekopf und übernahm sich dabei ein wenig, weil er gleich auch das Geäder am Kopf nachbilden wollte. Seine Weste, die gestern dem geretteten Knaben gedient hatte, lag nun dem fiebernden Kameraden über die Brust gebreitet. Pierre brauchte darum aber nicht zu frieren. Heine Gloy, der Maurergeselle, hatte ihm seinen alten Isländer geschenkt, ehe er selbst zu den Soldaten musste. Da saß nun Pierre und sann darauf, den deutschen Knaben zu erfreuen. Sein Bauerngesicht stimmte gut zu dem Isländer. Der einst in Bliesdorf so berühmte rote Bauchwickel war lange schon verschlissen. Um den Kameraden Marzais aber stand es schlecht.

Elisabeth ließ sich von dem Wachtmann Naeve ständig Bericht geben, und immer sagte sie: „Kommen Sie in zwei Stunden wieder!“ – „Nun wäre dein Platz an seiner Seite“, klagte sie in den endlosen Wartezeiten in sich hinein. „Warum darf ich nicht bei ihm sein?“

Als Naeve meldete, der Kranke sei nun nicht mehr bei sich, da ließ sie in dem Zimmer des Wachtmannes ein Bett aufschlagen. „Sie können in unserm Fremdenzimmer schlafen“, sagte sie dem Soldaten. Und als die Magd Liese Kruse es beim Richten der Wäsche für das Krankenbett an der gebotenen Eile fehlen ließ, fuhr die Frau sie hart an. „Hat die sich mit ihrem Franzosen!“ dachte Liese und lächelte hinterhältig.

Elisabeth ließ anspannen und fuhr selbst in die Marsch hinunter, um Doktor Wohlers zu holen. Ehe Naeve auf seinem un-

barmherzigen Dienstweg einen Arzt herbeigeschafft hatte, konnte Unausdenkbares geschehen. Und so durfte sie doch etwas für den Kranken tun, wenn auch der Platz an seinem Bett ihr verwehrt blieb.

In ihrer Abwesenheit humpelte Abel in die alte Kate hinüber, um nach dem Gefangenen zu sehen. Denn er war doch ein netter Mensch und hatte wohl verdient, dass in seiner Pflege nichts versäumt wurde. Greta Harders' Kind hat er dem Tod aus den Knochenhänden gerissen. Das ist viel, sehr viel ist das; aber man soll darüber nun auch wieder nicht zu weich und weinerlich werden. Fritz Schierholdt, der bei den Franzosen gefangen war, Abels Fritz, der hätte sich gewiss auch nicht besonnen, wenn von ihm verlangt worden wäre, ein Franzosenkind zu retten. Und wenn er krank lag, so sollte *die* Franzosenfrau Dank haben, die sich dann seiner annahm. Gerechtigkeit muss herrschen in der Welt, auch wenn Krieg ist, und wenn die Mannsleute in der Tollheit ihres Krieges das nicht mehr wahr haben wollen, dann müssen die Frauen zutreten.

Als Abel das Krankenzimmer betrat, fand sie alles schon ausgeführt, was sie hatte anordnen wollen. „Frau Schierholdt hat es befohlen“, erklärte Wachtmann Naeve. Abel trat an das Bett, der faltige Mund begann zu zittern, und das strenge Gesicht wurde sehr weich. Das hatte er gut gemacht, der Franzose, und gut sah er noch aus trotz der Fiebrerröte, der geschlossenen Augen und des verwühlten Haares. Dann aber entdeckte sie auf dem weißen Kissen, von dem Gesicht des Kranken halb verdeckt, den Namenszug ihrer Schwiegertochter. Da wurde ihr Gesicht wieder strenge, und sie humpelte in ihre Kate zurück.

Doktor Wohlers fand den Zustand des Kranken sehr ernst. So inständig flehte ihn Elisabeth an, alles nur Mögliche zu tun, dass der Arzt sie einen Augenblick befremdet und sehr prüfend ansah. Dann sagte er: „Ich verstehe, Frau Schierholdt. Der Gefangene hat hier mit Einsatz des eigenen Lebens ein Kind gerettet, und nun wollen Sie ihm nichts schuldig bleiben. Und da haben Sie

recht. Unsere Rechnung mit den Franzosen muss in jeder Hinsicht glatt sein.“

Es kamen Nächte, die für Elisabeth qualvoller waren als für den Kranken. Ihm war die Gnade der Bewusstlosigkeit gegeben, sie aber musste alles mit wachen, überwachen Sinnen erdulden. Sie holte die kleine Wiebke in ihr Bett und überschüttete das Kind mit Zärtlichkeiten. „Kind, du liebes, ich habe dich nicht geliebt wie ich sollte. Lass es mich nicht entgelten! Du bist mein liebes, liebes kleines Mädchen. Und du bist doch auch eine Schierholdt. Warum kann ich nicht durch dich gebunden sein an das Geschlecht? Warum hilfst du mir nicht heraus aus der Einsamkeit meiner Freiheit?“ Aus gemartertem Herzen schrie sie in das Dunkel der Nacht nach ihrem Mann. „Hilf mir, Heinrich, du lieber, treuer Mann! Warum bist du nicht hier?“

Oder verlangte die Wahrhaftigkeit von ihr, sich zu einer andern Liebe zu bekennen? Elisabeth flehte um ein Zeichen. Aber da war keiner, der ihr die Verantwortung abnehmen wollte. Die eigenen Gedanken gingen wie fremd und ihr im tieferen Sinne nicht zugehörig an ihr vorbei, sahen sie strenge an, und keiner blieb hilfsbereit bei ihr stehen: Du musst wissen, was das bedeutet. Einem treuen Mann brichst du vielleicht das Herz. Dein Name wird allen, die dir einmal nahestanden, Scham und zorniges Erröten werden. Hier wirst du ausgestoßen sein mit Schande, und im fremden Lande wirst du immer die Fremde bleiben. Diese Deutsche hat ihr Vaterland in seiner höchsten Bedrängnis verlassen und sich dem Landesfeinde zugeneigt, so wird man sagen. Sie hat auch keinen Unterschied mehr gefunden zwischen evangelisch und katholisch. Auch das ist keine Kleinigkeit, und gegen Luthers Glauben ist nichts bewiesen, wenngleich Pastor Tormählen in seinem Schmerz um den Sohn an diesem Glauben für eine Zeit irre wurde. Und was soll aus Wiebke werden, aus deinem Kind? Wenn du glaubst, dass Gott lauter Treulosigkeiten von dir verlangt um der größeren Treue und also um der Wahrhaftigkeit

willen, so prüfe dich recht und prüfe dich ernst! – Elisabeth betete heiß; aber Gott gab ihr kein Zeichen.

Nach einer so durchkämpften Nacht ging sie in bewusster Verachtung aller Regeln des dörflichen Anstands und dem Zorn der harten alten Frau Trotz bietend, entschlossen hinüber in die alte Kate, um nach ihrem Kranken zu sehen. Die Ungewissheit war nun nicht mehr zu ertragen. In dieser Nacht aber hatte Gaston Marzais ins Bewusstsein zurückgefunden; die Macht der Krankheit war gebrochen. Elisabeth glaubte, ihn losgebettet, ihn losgebettelt zu haben.

Als er die junge Frau erblickte, ging ein Strahlen des Glückes über sein Gesicht. In seinen Augen stand der freudige, unverhohlene Stolz, zu dem er sich berechtigt glaubte, weil er das Kind der hassirren Witwe gerettet und dieser Tat wegen zwiefach am Rande des Todes gestanden hatte.

Der Wachtmann Naeve war im Raum; aber konnte er Anstoß daran nehmen, wenn Elisabeth dem Franzosen die Hand gab? Der Kranke nahm die Hand der geliebten Frau mit festem Druck, und seine Lippen flüsterten: „Notre-Dame“.

Wie schön er war! Die immer tränenbereite Ergriffenheit des Menschen, der sich dem Leben neu geschenkt fühlt, gab seinem Gesicht eine Weichheit, die unmittelbar an das Frauenherz griff. Ohne allen abweisenden Mannesstolz war er nun seiner Schwäche und Hilfsbedürftigkeit hingegeben.

Wie anders lag Heinrich Schierholdt damals als Verwundeter in seinem Bett! War es nicht, als ob er Haltung annähme, wenn seine Frau an ihn herantrat? Gewiss, zarteste Rücksichtnahme bestimmte ihn zu solchem Verhalten. Er wollte ihr keine Sorge machen. Aber Elisabeth meinte nun, es wäre doch besser gewesen, wenn Heinrich sich damals nicht nur, sondern früher und auch später zuweilen mit versagender Kraft auf sie gestützt und gebeten hätte: „Hilf du mir, Elisabeth!“ Da standen alle Fragen wieder antwortheischend aufgereiht. Eine trat heraus aus der

Reihe, kam näher und sprach: „Musst du nicht dem gehören, der deiner am tiefsten bedarf?“

Stine Timm, die seit dem Tode des alten Schierholdt bei Abel in der Kate wohnte, trat in die Tür und rief unsere junge Frau zu unserer alten Frau. Elisabeth fand Abel vor der Wand sitzend, an der nun auch Timm Schierholdts Bild Flor und Immortellen trug. Heinrichs Bild hielt sie in der Hand. „Ich will mich nicht in deinen Kram mischen“, sagte sie strenge, „du bist die Frau. Wenn aber mit dem Franzosen was ist, so überlass es mir! Die Leute mögen so gern schludern, das musst du bedenken. Solange ich auf der Stelle war, habe ich dafür gesorgt, dass es über die Schierholdtfrau nichts zu schludern gab.“

Greta Harders hatte an einem Tage im April ihren Jungen zu ihrer Mutter nach Oldenhof gebracht. Sie gab vor, ihrer Rente wegen in die Stadt zu müssen. Aber sie kehrte sofort nach Bliesdorf zurück, ging an das Wasserloch, aus dem der Franzose ihr Kind gerettet hatte, und ertränkte sich. Von ihrer Liebe lebte sie, bis ihr Mann in Frankreich fiel. Da sie nicht sterben wollte, lebte sie von da an weiter aus ihrem Hass. Da kam ein Franzose und schlug ihr auch den Hass aus den Händen. Und sie ging hin und suchte den Tod.

Gaston Marzais verstand das, als er, der Genesende, über Greta Harders nachdachte. Aus dem Hass kann der Mensch nicht leben; Greta Harders, Maurice Thaudière – beide versuchten es, beide zerbrachen daran. Wie ist das mit den Deutschen und Franzosen? Der Hass soll ihr Zusammenleben nicht mehr nähren. Die Liebe kann es nicht tun. Die irre Frau fand keine Wege zum Leben außer denen der Liebe und des Hasses. Aber es gibt doch einen dritten; es gibt den Weg der Gerechtigkeit.

* *
*

Die Magd Liese Kruse war sehr empfindlich. Als sie damals ihren Dienst auf dem Schierholdt-Hof antrat, war die Sache mit

Lena Röschmann und dem Franzosen noch frisch. Bei der Pastorsdeern ging es in vielen Stücken anders her als auf den anderen Höfen da in der Gegend. Wenn man sonst wo antrat, war man eben da. Man musste sich so langsam in den Betrieb einfühlen. Bei den Schierholdt aber holte einen die Frau großartig in die Stube, wo man dann eine richtige Rede anhören musste. „Du weißt, warum Lena Röschmann vom Hof musste“, hatte die Frau damals gesagt. „Lass dir das eine Warnung sein! Wenn du dich mit Franzosen einlässt, hast du von mir nichts Gutes zu erwarten.“ Diese Worte wusste Liese Kruse noch so genau, als habe sie sie heute Morgen erst vernommen. Den anderen Tühnkram hatte sie vergessen.

Wie die Frau so etwas sagen mochte! Liese Kruse war ehrlicher Leute Kind und hatte sich nie etwas zuschulden kommen lassen. Am Sonntag nach dem Dienstantritt kam sie weinend bei ihrer Mutter im Nachbardorf an, und auch die Mutter war empört und beleidigt. Als die Magd sich in Bliesdorf etwas heimisch gemacht hatte, erzählte sie einmal unter Mädchen und Tagelöhnerfrauen von der kränkenden Rede, mit der die Frau sie damals empfing. Da fuhren alle wie aus einem Munde los: „Die? Die mag sich wohl melden. So eine Unverschämtheit! Die mag so etwas sagen, wo doch das ganze Dorf weiß, dass es zwischen ihr und dem Professor kein reiner Kram ist.“

Liese Kruse wurde zur Aufpasserin bestellt. Die eignete sich gut für dieses Amt; denn sie kehrte ihre Beobachtungen schön in Gift um, bevor sie sie weitergab. Während der Krankheit des Franzosen hatte sich nun so allerlei ereignet. Huch! War das eine Anstellerei und ein Getue mit dem Herzliebsten!

In die Kate der Röschmann-Leute ging Liese Kruse nicht; denn dort kroch das Franzosengör ja auf dem Fußboden herum, und sie war ehrlicher Leute Kind. Aber Mutter Röschmann hatte ihre Zuträger, erfuhr von allem, gab den Gerüchten die letzte scharfe Würze und reichte sie weiter. Die Frau vom Schierholdt-Hof hatte sich unterstanden, ihre Tochter eine unsittliche Person

zu nennen. „Dein Bruder ist in Frankreich gefallen, und du schämst dich nicht, dich hier mit einem Franzosen einzulassen?“ Ist ihr eigener Bruder etwa nicht in Frankreich gefallen? Wie ist es denn nun mit *ihrer* Scham und mit *ihrer* Schande? Zusammengekauert, den Hals vorgestreckt, mit Augen, die in einer geheimnisvollen Gier verglasten, saßen die Weiber zusammen, flüsterten und lachten ein gemeines Lachen.

Elisabeth war ganz ahnungslos. Mühte sie sich nicht ehrlich, in die Gemeinschaft des Dorfes hineinzufinden? Griff sie nicht zu, wo einer der Hilfe bedurfte? Strenge Worte, die die Mägde hatten hören müssen, waren mehr zur eigenen Warnung gesprochen. Was war ihr vorzuwerfen? Sie konnte ihre Art nicht ablegen. *So* ging sie durch das Dorf und *so* trug sie ihren Kopf, anders als die Bliedorfer Frauen. „Sie spielt sich auf“, hieß es, und viele hörten das böse Gerede mit hämischer Befriedigung, weil der dumpfe, unsichere Mensch in dem Andersgearteten nur die Verneinung seiner selbst und damit den Feind sehen kann.

Gaston Marzais fand immer neue Bestätigungen der Erkenntnis, dass auch unter den Völkern eines die fremde Art des anderen als eine feindselige Verneinung und Bedrohung des eigenen Wesens nimmt. Um Elisabeths willen bekämpfte er in sich diese Neigung. „Gesta Dei per Francos!“ das war ihm ein schönes und verehrungswürdiges Wort, und aus ihm leitete er auch die Notwendigkeit des französischen Sieges her. Warum klingt es lächerlich, wenn man sagen wollte: „Gesta Dei per Germanos!“ Kann nicht Gott die Werkzeuge seines Willens wählen wie er will, da wir doch demütig sagen, dass uns sein Ratschluss verborgen ist? Sein Freund, der das kommende Frankreich belauschte, hatte in seinem Buch geschrieben: „Der Franzose ist mit derselben Hingebung Bürger Frankreichs und Bürger der Welt.“ Wie würde Georg Schmitt sich dazu äußern? „Ja, der Franzose ist Bürger der Welt, soweit die Welt eingewilligt hat, französisch zu sein“, das würde er sagen.

Unter den Kameraden fanden seine Mahnungen zur Gerechtigkeit jetzt ein geneigteres Ohr. Die Kunde von Meutereien im französischen Heer war auch zu ihnen gedrungen. Ein großgedachter Angriff war nach unerhörten Verlusten zusammengebrochen. In den Gesprächen mit den Deutschen waren sie wieder eifrige Verfechter der Formel: Weder Sieger noch Besiegte!

Wieder war die Zeit des Torfgrabens gekommen. Die Franzosen taten diese Arbeit ja nicht zum ersten Mal, und es gab gar nichts zu sagen: sie schnitten nun ohne Anleitung eine schiere Kluft. Die Arbeitsstelle lag eine Stunde weit im Nordosten vom Dorf. Zur Feierabendzeit sah man in der Öde des Moores die Gräberkolonnen von den einzelnen Parzellen her dem Damm in der Mitte zustreben. Eine Gruppe wartete auf die andere, und sie machten den Heimweg gemeinsam. Da waren die Gefangenen, da waren die Tagelöhner und die Jungen, die die feuchten, schweren Klötze vom Rande der Grube wegkarrten und zum Trocknen hinbreiteten. Die Krüppelbirken am Damm trugen das fast gelbe Laub des ersten Frühlings. Im Eichenkratt saß an den Zweigen das noch gefältelte, kleine, krause Grün. Die Lerchen standen hoch in der Luft. Die Kiebitze lärmten. In der Ferne rief ein Kuckuck.

Und alle waren sie auf dem Heimweg guter Dinge. Die Jungen stimmten wohl ein Lied an, und die Franzosen fielen ohne Bedenken ein:

Gloria, Gloria, Gloria Viktoria!
Ja, mit Herz und Hand fürs Vaterland,
fürs Vaterland.
Die Vöglein im Walde,
die sangen so wunder – wunderschön!

Die deutschen Jungen blieben nichts schuldig, wenn die Franzosen ihr Lied von der Madelon sangen, dem Schenk mädchen aus dem Frontgasthaus „Zum jungen Infanteristen“. Der Krieg ist nicht vergessen. Wie könnte man ihn je vergessen?

Aber man ist sich auf beiden Seiten darüber einig, dass er doch eigentlich ein Unsinn ist. Es sollte Schluss gemacht werden, so oder so; denn es wird ja doch weder Sieger noch Besiegte geben.

Sogar Léon Duverger war vorübergehend dieser Meinung. Auf dem schönen Heimweg vom Moor marschierte er gern neben Vater Röschmann, der allgemein beau-père genannt wurde. Der ließ es sich gefallen. Zwar wusste er nicht, was es bedeutete; aber zum Misstrauen war wohl kein Grund. Es klang so gutmütig.

„Ihr habt uns zu Kriegsbeginn schön reingerissen, ihr deutschen Sozialisten, ihr habt uns verraten“, radebrecte Léon. „Wenn das Proletariat nicht marschiert, ist ein Krieg unmöglich. Das ganze Unglück wäre vermieden worden, wenn ihr ein bisschen schlauer gewesen wäret. Aber einerlei, wir gehören doch zusammen; denn wir sind die Opfer. Wir müssen es ausbaden. Die andern, die uns aufeinanderhetzen, o, keine Angst, dass die in Gefahr kommen. Die sitzen hinten mit ihren fetten Weibern, rauchen dicke Zigarren und saufen Sekt.“

Waren sie nicht nette Leute, die Franzosen? Und musste es den deutschen Tagelöhnern nicht Ehrensache sein, so vernünftigen Ansichten lauten Beifall zu spenden? Man durfte sich doch nicht lumpen lassen.

Pierre Vallat hatte in der Schule seines kleinen Freundes Ehler in der fremden Sprache gute Fortschritte gemacht. Er konnte in die von Léon bezeichnete Kerbe wacker einhauen: „Ist es nicht unglücklich? Da sind wir, arme Bouger, die sich nichts Böses wollen, die sich weder gesehen, weder gekannt haben. Wir müssen uns den Schädel einschlagen. Wenn Wilhelm und Poincaré, die Banditen, sich nicht vertragen können, mögen sie sich mal aneinander messen. Aï donc, au plus fort! Was haben wir damit zu tun?“ Pierre krepelte die Ärmel auf und spuckte in die Hände. Er begleitete seine stockende Rede mit schnellen, drolligen Gebärden. Ein Hauptkerl!

Man sah es ja: es war wirklich keine Kunst, in Frieden miteinander auszukommen. Aber die Großen, die wollten es anders.

Léon setzte Vater Röschmann auseinander, warum Wilhelm diesen Krieg angefangen hatte: „Wieviele Jungs hat er? Sechs? Gut! Einer kann aber nur Kaiser werden. Was sollen die andern anfangen? Ihr Brot verdienen durch Arbeit, ehrliche Arbeit, wohlverstanden? Pfui doch! Da fängt der Vater einen Krieg an, um Länder zu erobern, in denen er dann seine Jungs als Könige und Kaiser installieren kann. Auf Frankreich hat er es ganz besonders abgesehen; denn Republiken kann er nicht leiden.“

So war das also mit dieser Sache. Vater Röschmann nickte dazu. Was der Franzose da sagte, das klang alles so plausibel. Man musste sich das also mit dem Kaiser ungefähr so vorstellen wie mit Peter Eggers, der auch sechs Jungens hatte. Was würde man sagen, wenn Peter Eggers in Bliesdorf einen Krieg anfing, andere Leute von der Stelle jagte, nur, damit seine Jungs alle große Bauern werden konnten! Recht war so was nicht.

„Deutschland muss eine Republik werden“, lehrte Léon weiter. „Denn in der Republik herrscht das Volk. Will das Volk jemals den Krieg? Haben Sie den Krieg gewollt, beau-père? Na, also! Wir auch nicht. Der Krieg kommt immer von den Kaisern und Königen her. Wenn alle Länder Republik geworden sind, gibt es keine Kriege mehr. Haut Wilhelm den Kopf ab, wie wir Franzosen es einmal getan haben, als unser König anders wollte als sein Volk!“

„Ja“, sagte Vater Röschmann, „das ist klar. Das muss der Dummste einsehen.“

In der Freude über den Erfolg fasste Léon noch einmal nach: „Macht Schluss mit eurem Wilhelm. Sie haben doch auch einen Sohn verloren, beau-père. Haben Sie schon mal von einem gefallenen Kaisersohn gehört? Ja, die lassen sich nicht totschießen; da gibt's keinen Irrtum.“

Tränen des Grimms traten dem alten Tagelöhner in die Augen. Die Widersprüche merkte er nicht. Einmal trug der Kaiser allein alle Schuld, dann wieder hatte er mit Poincaré, der um kein Haar besser war, ein Abkommen getroffen, nach dem sie so und

so viele Millionen armer Teufel totschießen lassen wollten, um den Rest fester an die Kandare nehmen zu können. Léon trichterte ihm seine Weisheit so verdünnt ein, dass sogar Vater Röschmann sie verdauen konnte. Der Tor gab die Torheiten weiter, wo er seinesgleichen fand. Aus so geringen und lächerlichen Anlässen erwuchs an manchen Stellen die Zermürbung des deutschen Widerstandswillens.

Laut rühmte Vater Röschmann die Klugheit der Franzosen. Gaston Marzais widersprach nicht, wenn ihm von diesem Lobe etwas zu Ohren kam; aber er lächelte bitter. Er kannte sie nur zu gut, diese ganz billige Weisheit *toute faite*. Freilich, auch unter den Deutschen waren die Toren nicht eben dünn gesät; aber er musste doch immer wieder staunen über die Belesenheit und das Wissen einzelner Bauern und Tagelöhner. Dagegen wusste mancher seiner Landsleute nach mehrjährigem Aufenthalt in Deutschland noch heute nicht, warum man einmal Deutschland sagt und dann wieder Preußen. Und Jean Durand war fest überzeugt, die Bayern seien ein wilder Volksstamm aus den Kolonien. Oft stand Gaston Marzais sehr beschämt vor den törichten Meinungen seiner Landsleute.

Wenn die Franzosen nach der Heimkehr vom Moor unter sich waren, dann freuten sie sich offen des Beifalls, den ihre politischen Lehren gefunden hatten. Sie folgerten aus dieser Zustimmung eine allgemeine Bereitschaft der Deutschen, um jeden Preis Frieden zu machen. „Du fängst die Sache richtig an, Léon“, rühmte Marcel Pradeau. „Mach ihnen ihren Kaiser zum Ekel. Die Deutschen sind ja keine freien Leute wie wir, und die wahre Vaterlandsliebe kennen sie nicht. Sie kämpfen tapfer, solange sie an einen Menschen glauben, einen Bismarck oder Kaiser Wilhelm oder auch Hindenburg, kurz, an irgendeinen Typ, den sie für „kolossal“ halten. Wenn man ihnen diesen Glauben nimmt, laufen sie davon.“

Mancher Deutsche hatte aber in den Gesprächen mit den Franzosen seinen letzten Gedanken zurückgehalten. Die Fremden

waren ja sehr artige Leute, und wenn sie darauf hinwiesen, wie gut man sich doch im Grunde von Volk zu Volk vertrug, so wäre es unhöflich gewesen, ihnen darin und auch in anderer Hinsicht zu widersprechen. Offenbar waren ihm die Franzosen insofern überlegen, als sie ihm mit fixen, flinken Worten Erklärungen geben konnten für Dinge, über die er selbst so schwer grübeln musste. Aber er fühlte doch vor der Größe des Weltgeschehens die Platitude vieler Erklärungen, nahm sie zur Kenntnis, ohne sie sich zu eigen zu machen. In Deutschland mochte vieles der Besserung bedürfen; aber darüber ließ sich später reden. Erst musste die entsetzliche, eiserne Umklammerung gesprengt werden. Der deutsche Wille war in seinem Kern noch gesund. Aber die falschen Propheten des eigenen Volkes hielten schon Umschau und sammelten die Toren vom Schlage Vater Röschmanns.

Der Sommer dieses Jahres rückte vor und ließ sich gut an. Die Felder verhiessen eine reiche Ernte. Franzosen und Engländer hatten trotz größter Anstrengungen keine Erfolge errungen. Russland zählte nicht mehr als Gegner, und Amerika – Amerika war weit. „Weder Sieger noch Besiegte“, sagten die Franzosen in Bliedorf, und sie vertrugen sich gut mit den Bauern.

Elisabeth Schierholdt zog Gaston Marzais jetzt oft zu Gartenarbeiten heran. Er sollte bei leichterem Werk seine Gesundheit sich festigen lassen. An manchem sonnigen Nachmittag arbeiteten sie auch wohl gemeinsam. Liese Kruse musste auch mittun, damit ihr Zeugnis vorschnellem Gerede begegnen könne. Einmal – das wusste Elisabeth – wird es doch Gerede geben. Vorerst aber musste sie sich noch prüfen. Den Hämischen im Dorf hatte die Magd immer Bericht zu geben. „Was reden sie da zusammen, Liese?“ – „Ach, von Goethe und Schiller und solchen Sachen“, sagte die Magd und ärgerte sich, weil sie nichts Rechtes wusste.

Gaston Marzais breitete seine Kenntnis der deutschen Literatur vor der deutschen Frau aus, wie das Vogelmännchen sein buntes Gefieder im Sonnenschein leuchten lässt. Wer konnte es ihm verdenken? Es liegt doch nichts Arges darin. Der Werbende

errät mit seinen geschärften Sinnen, was geeignet ist, ihm die Umworbene günstig zu stimmen. Elisabeth fühlte sich mit dem Frohgefühl der Heimkehr zurückgleiten in die wohltuende Luft, die ihre Mädchenzeit umgeben hatte. Sie erzählte von den Schuljahren in der Marschstadt, und der Franzose sprach ein Gedicht, „Die stille Stadt“, und sagte, es könne wohl die kleine Marschstadt meinen. „Ah“, rief sie erfreut, „Richard Dehmel kennen Sie auch?“

„O ja! Die hundert ausgewählten Gedichte haben wir uns vor dem Examen sehr gründlich ansehen müssen.“

Elisabeth lief ins Haus und brachte das erwähnte Buch, in das sie nun beide hineinsahen. Vom blonden Scheitel der Frau richtete sich ein Haar auf und berührte die Schläfe des Mannes. Sie hielten das Buch gemeinsam; unter seinem Deckel konnten sich wohl ihre Finger unbespät zu alten, tönernen Spielen finden.

„Was gibt's Neues?“ fragten die Weiber am Abend. „Ach, es war nicht viel los“, antwortete Liese Kruse missmutig. „Sie sprachen von einem Mann, Richard Lehmel oder Dehmel, irgend so einen dämligen Namen hat er, den sie beide kennen. Der schreibt Bücher. Die Frau hat ein Buch geholt, und dann haben sie sich was vorgelesen.“

Nach der gemeinsamen Arbeit im Garten verbrachte Elisabeth die letzten Stunden des Tages in einem ruhigen Glücksgefühl. Sie meinte, nach einem langen Irrgang heimgefunden zu haben in die Welt, der sie zugehörte und die sie nie hätte verlassen dürfen. Schwere Entscheidungen werden einmal nötig sein. Aber jetzt ist ihre Zeit noch nicht gekommen. Nicht daran denken, nur träumen!

Es ist so schön, von dem anderen sofort verstanden zu werden. Wie oft muss man sonst erklären und immer erklären, und am Ende steht doch in den Augen des anderen die Ahnungslosigkeit des Anfangs so unerschütterter wie je. *Hier* bedarf es nur einer Andeutung, und die Brücke ist geschlagen. Wie oft hatte Heinrich sie mit einer scheuen, ehrfürchtigen Verständnislosigkeit

keit angesehen. Er ahnte ihren Wert nur, glaubte blind an ihn. Wie ganz anders ist es, sich verstanden und bewusst gewürdigt zu wissen.

Aber der Nachprüfung schlafloser Nächte hielt das Glück dieser Sommertage nicht stand. Elisabeth war bereit, das Martyrium, das vor dem neuen Glück stand, auf sich zu nehmen, wenn Gott ihr ein Zeichen gab. Aber es kam kein Zeichen.

Wieder standen die unbarmherzigen, die strengen, richterlichen Fragen vor ihr im Dunkel der Nacht. Ist dies denn Liebe? Ist es nicht ganz einfach der Zauber des Fremden? Ist es nicht das sich Angeheimeltfühlen von der Atmosphäre des Literarischen, in der der Franzose steht? Ist nicht das kindische Verlangen nach mundgerechten, süßen Gefühlchen im Spiel, die Genäschigkeit der alten Elisabeth Tormählen? Sage, möchte dir nicht vor allem befriedigte Eitelkeit einreden, sie wäre das Glück?

Die Ereignisse der letzten Jahre gingen vorüber. Sie hörte den Schrei aus dem Lazarett, in dem Heinrich damals lag, sah den tapferen kleinen Bruder mit aufgerissenem Leib, sah den verehrten Vater in seinem Schmerz schwach werden, sah Timm Schierholdt mit dem Tode ringen. Sah ihren Mann die tägliche schwere Prüfung mit ruhigem Mute bestehen.

Ja, wenn er nicht so stark gewesen wäre! Wenn er sich einmal mit versagender Kraft auf sie stützen und bitten würde: „Hilf du mir, Elisabeth!“ Vielleicht liegt darin das Glück. Elisabeth dachte an ihre Mutter, deren Wesen sich ihr seit dem Tode des Bruders ein wenig entschleiert hatte. Daheim war von ihr auch jetzt noch wenig die Rede; immer stand sie etwas abseits in verhüllendem Schatten. Und doch war sie es, auf die die erschütterte Familie Tormählen sich stützte. An der Unerschütterlichkeit ihrer gläubigen Kraft und ihrer schweigsamen Liebe fanden alle langsam ins Gleichgewicht zurück. Elisabeth hatte ihre Mutter immer ein wenig bedauert. Nun fing sie an, sie zu beneiden. Elisabeth Tormählen! Das war ihr früher wie ein Feldgeschrei. Vielleicht aber liegt hier das Geheimnis: Du sollst namenlos werden!

Nun schmähte sie ihre Neigung zu dem Franzosen hinüber mit harten Worten und tat damit diesem Gefühl doch unrecht. Seine Bedeutung in ihrem Leben konnte sie noch nicht verstehen. Noch ahnte sie nicht, wie ihr im Widerstand gegen diese Verlockung Kräfte gewachsen waren, mit denen sie besser und besser die Forderungen des Lebens erfüllen sollte.

Von nun an mied sie das Zusammensein mit dem Franzosen. Es sollte ein Ende sein! Ihn aber machte diese Änderung in ihrem Verhalten nicht irre. Was sollen Worte noch entscheiden, wenn die Hände sich im Versteck eines Buchdeckels ihre Geständnisse abgelegt haben! Ach, vielleicht will drängende Ungeduld und Bereitschaft zur Selbsttäuschung da eine Entscheidung sehen, wo in Wirklichkeit nichts geschehen ist. Vielleicht hat Elisabeth die scheue Berührung des kleinen Fingers für nichtssagend und zufällig gehalten, vielleicht wurde auch der leise Druck gar nicht erwidert. Gaston Marzais klagte in sich hinein: „Ich bin in die Marsch geraten wie Maurice Thaudière, weiß die Richtung nicht mehr, muss mich, bei jedem Schritt einsinkend, mühsam vorwärtsbringen im zähen Schlick dieses meerunterspülten Landes, in dem alles wie auf Widerruf lebt.“ In seiner Angst und Verwirrung redete er sich ein, mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung Halt gewinnen zu können, festen Boden, der auf Felsen, den „Gebeinen der großen Mutter“, sicher ruht und rüstig ausgreifenden Schritten mit gutem Widerhall antwortet. Mit dem Nebel dieses Landes hat man eine Bedenklichkeit eingeatmet, die das Blut vergiftet. Nein, es ist doch im Innern alles entschieden, Geständnisse sind ausgetauscht und haben ihre Gültigkeit. Er glaubte Elisabeth zu verstehen: Es soll nur nach außen nichts geändert werden, solange der Krieg währt und ihr Mann im Felde steht. Glaubt sie von dem Franzosen, er werde unehrenhaft handeln, die Frau stehlen und der Auseinandersetzung mit dem Manne feige ausweichen? So soll es nicht sein. Man weiß als Franzose, was die Ehre gebietet.

In ihrer Ratlosigkeit machte Elisabeth an einem Spätsommerabend den Weg, den sie am 2. August 1914 mit ihrem Mann gegangen war. Sie stand auf der Brücke, sah in das Wasser hinab und gedachte der Worte Heinrichs. Die Quelle ist dem Meere ganz nahe, und doch muss der Bach noch einen weiten Umweg machen, muss tausendmal verzweifeln an der Hoffnung, das Meer zu gewinnen. Dann aber nimmt das einsame Rinnsal ein stärkerer Fluss auf, mit dem vereint es in den gelassenen Strom findet, der in der ruhigen Gewissheit seiner Kraft und seines Zieles endlich eingeht in das Meer. „Wir kommen hin, wir kommen hin!“ hatte Heinrich damals gesagt. Elisabeth fühlte sich wunderbar getröstet.

Sie hatte in der letzten Zeit der alten Neigung nachgegeben, die eigenen inneren Vorgänge mit Dichterworten in Verbindung zu setzen. Nun wurde sie sich des Spielerischen ihres Tuns ganz bewusst. Ihre gehetzte Seele fand unerwartet Zuflucht in den Worten eines alten Kirchenliedes:

„Mach End‘, o Herr, mach Ende
mit aller unsrer Not!“

Weiterer Worte bedurfte es nicht. Es war, als trage das demütige, inbrünstige Geständnis des eigenen Versagens schon in sich die Hilfe aus den Quellen der ewigen Macht. Elisabeth begriff, dass Dichtung nur echt ist als erlittenes Leben und dass sie nur aus der Erfahrung des Leides verstanden wird.

Eine Qual war das Gefühl für Gaston Marzais, sich hinschleppend, zermürbend, entscheidungslos wie der Krieg.

„Mach End‘, o Herr, mach Ende
mit aller unsrer Not!“

Das war keine Literatur mehr. Die junge Frau sprach diese Worte so, wie der alte Timm Schierholdt in der Stunde seiner Erlösung „Morgenglanz der Ewigkeit“ gesagt hatte.

* *
*

An einem der nächsten Tage rief Gaston Marzais die junge Frau an, als sie unbemerkt den Kiessteig hinunter an die Straße eilen wollte. Zögernd ging sie durch einen Seitengang auf ihn zu. „Ich bitte um Entschuldigung, Frau Schierholdt“, sprach er leise und mit tiefem Ernst. „Ich habe wohl unstatthaft gehandelt, als ich Sie anrief. Sie haben einen Entschluss gefasst, und ich weiß, dass mir nicht zukommt, daran zu rütteln. Aber ich muss Ihnen etwas sagen.“ Elisabeth wurde blass und sah vor sich nieder. Lange war es still zwischen ihnen. Dann hob sie den Blick, als wolle sie mahnen, das Angekündigte auszusprechen.

Gaston Marzais suchte verwirrt nach Worten: „Ich habe mich nicht richtig ausgedrückt, gnädige Frau. Ich habe Ihnen viel zu sagen, unendlich viel. Aber die Ehre gebietet, das jetzt nicht zu tun. Heute sei nur eines ausgesprochen: Ich werde wiederkommen, wenn der Krieg zu Ende ist. Dann wird alles entschieden werden. Es ist jetzt alles so schwer und verworren. Ich werde wiederkommen.“

Elisabeth hatte ihn verstanden. Ihre Stimme wollte ins Schreien abgleiten, als sie ihm antwortete: „Kommen Sie niemals wieder!“ Der Franzose sah sie ruhig an: ich verstehe, warum du jetzt so sprechen musst. Und noch einmal wiederholte er sehr bestimmt: „Ich komme wieder.“

Zum letzten Mal zeugte in ihr ein heißes Gefühl wider die Erfahrung der vergangenen Nächte. „Gestehe, du liebst ihn doch mit der großen Liebe!“ mahnte dies Gefühl.

In diesem Augenblick knirschte der Kies. Peter Wommelsdorf, der gequälte Briefträger, kam wie mit bösem Gewissen den Steig herauf. Einen Brief hielt er bereit. „Wenn Heinrich nun gefallen ist!“ fuhr es Elisabeth durch den Kopf. „Es wäre wohl schrecklich; aber danach würde alles einfacher werden. Wolltest du eine Lösung um solchen Preis?“

Da stieß sie einen wilden Schrei aus und lief über die Beete hinweg, sorgsam gehütete Blumen achtlos zertretend, dem armen Schneider entgegen und riss ihm den Brief aus der Hand. Der Aberglaube riss sie in eine nie empfundene Erregung. Unerträglich war diese Spannung. Da sie einen Augenblick ihren Mann aufgegeben hatte, wähnte sie, ihn mit diesem Abfall gemordet zu haben. Nun war es nicht anders möglich: sie hielt die Nachricht von seinem Tode in der Hand. Posaunenstöße des letzten Gerichts gellten in ihren Ohren. Mit einem Donner, der von Aufgang bis Niedergang über die Welt rollte, brach alle Schöpfung in sich zusammen. Und es war tiefe Nacht.

Die Fetzen des Briefumschlages hob ein plötzlicher Windstoß jäh in die Luft. Elisabeth warf einen Blick in das Schreiben, überschattete die Augen. Die Welt stand noch. Der Donner des Unterganges war verhallt. Nun war unendliche Stille. Und wie sich der jungfräuliche Teppich hinschmiegt unter den Schritt des Gekrönten, so breitete sich die Stille feierlich hin, damit das Wort des allmächtigen Gottes auf ihm sichtbarlich wandle vor den Augen der Sterblichen. Elisabeth wartete des Wortes; aber es blieb still. Doch wusste sie nun wie durch Erleuchtung: in diesem Schweigen hat Gott gesprochen.

Sie wankte. Peter Wommelsdorf warf den Stock hin und wollte ihr beispringen. Von den Qualen, die ein Briefträger in diesen Zeiten ausstehen muss, macht sich keiner einen rechten Begriff.

Da hatte Elisabeth sich schon wieder in der Gewalt. „Es ist nichts, Wommelsdorf“, sagte sie, „dem Bauern geht es gut.“ Sie hielt ihren Brief fest in den Händen, sah nicht zu dem Franzosen hinüber, ging auf die Vordiele und las:

Liebe Elisabeth!

Wir sind für einige Tage aus der Front herausgezogen worden. Das tut gut; denn wir haben böse Tage gehabt. Als wir im April an der Höhe 100 in den Kreidelöchern lagen, meinten wir alle, schlimmer könnte es nicht werden. Es ist aber noch ganz

anders gekommen. Hier in Flandern hatten wir zuletzt keine ordentliche Stellung mehr. Da ist nur ein Trichter neben dem andern. Es ist doch *nicht* gut, wenn man in Ruhe geht und zum Nachdenken Zeit hat. Was die Feinde an Fliegern, Tanks und Geschützen haben, davon macht Ihr Euch zu Hause keine Vorstellung.

Liebe Elisabeth, ich habe mir immer Mühe gegeben, vergnügt und ruhig zu schreiben. Es war nicht immer leicht; aber ich wollte Dir keine Sorge machen. Nun bin ich selbst ganz mutlos. Was soll aus unserm Vaterland werden? Ich zweifle jetzt manchmal an unserm Sieg. Wenn wir verlieren, dann werden sie uns ausplündern bis aufs Hemd. Das ist aber vielleicht noch nicht das Schlimmste. Wenn wir abgetan und beiseitegeschoben werden, dann wird der Welt etwas fehlen. Mit Deutschland geht etwas zugrunde, was nie wieder aufsteht. Ich kann es nicht so recht sagen, wie ich es meine; aber Du wirst mich verstehen.

Nun komme ich zu Dir, Elisabeth. Hilf Du mir! Wie Du unsere Wirtschaft führst, daran sehe ich, dass Du eine starke, tapfere Frau bist. Ich bin so stolz auf Dich. Früher meinte ich immer nur, Du müsstest geschont werden. Hilf mir nun aus Deiner Kraft! Gib mir Vertrauen! Ihr glaubt doch noch an unsern Sieg? Wenn ich ins Feuer zurückgehe, so will ich meine Pflicht tun aus der Hoffnung und nicht aus der Verzweiflung.

Ich denke immer an Euch, an Dich und Wiebke.

Dein Heinrich.

Am nächsten Tage hatte Peter Wommelsdorf eine gleichgültige Postkarte abzugeben. Da kam ihm die junge Schierholdtfrau so entgegen, wie er sie nie gekannt hatte. Sie fragte ihn nach seiner Frau und seinen Kindern, ob es allen gut gehe und ob es irgendwo fehle. Ja, ja, es ging schon gut; Peter Wommelsdorf hatte nichts zu klagen. Es ist nur des wunderschönen Briefes wegen, den er gestern gebracht hat. Die Frau möchte ihm irgendetwas zugutetun. Es ist doch nichts dabei, ein Trinkgeld anzunehmen? Elisabeth griff in ihre Tasche; aber da fanden sich nur armselige

Groschen. Kleingeld war nicht mehr im Hause. Da nahm sie einen Hundertmarkschein aus dem Schreibtisch, drückte ihn Peter Wommelsdorf in die Hand und schob ihn der Tür zu. „Is ja Sünde, Frau Schierholdt, is ja Sünde“, rief er in höchster Bestürzung. Aber gegen die Frau war nicht aufzukommen.

Elisabeth Schierholdt war aufgerufen, ihrem starken Mann zu helfen. Wie lag das weitere Leben klar und gerade vor ihr! Eine große Torheit war das Betteln um ein Gottesurteil gewesen. Mit der Berufung auf Gottesurteile gedenken schwache Menschen ihrer Verantwortung zu entweichen. Gott will die Bewährung im Kampf. Aber wenn eines Tages mit dem Sieg die Entscheidung gefallen ist, wenn das Wort sich fand, das der großen Frage antwortet, dann ist es doch nicht gefunden aus eigener Kraft, und es erweist sich, dass die heilbringende Entscheidung trotz des Einsatzes fast übermenschlicher Anstrengung doch zuletzt ein Geschenk der göttlichen Gnade ist. Da lässt der Sieger von seinem Stolz und beugt sich in Demut.

Das Schäferspiel war nun ganz zu Ende. Elisabeth hatte sich im Gewand der Schäferin eingereiht in das ländliche Leben mit dem Glauben, die Prinzessin werde durch die Verkleidung in jedem Augenblick erkennbar bleiben. Aber die anderen spielten ja nicht; die standen täglich in einer strengen Wirklichkeit. Langsam war die Erkenntnis ihrer Torheit schärfer und beschämender geworden. Nun hatte auch sie ihre Aufgabe.

Vorbei ist auch die Zeit der billigen Träume. Nie hatte sie den Gedanken eines Zusammenlebens mit Gaston Marzais ganz zu Ende gedacht. Wo sie mit den Gedanken vor unübersteigbare Hindernisse kam, nahm sie Flügel der Träume und ließ sich hinübertragen. Sie sah sich mit dem Mann, den sie zu lieben wähnte, immer allein in einer Landschaft, die aus Kulissen als ein augentäuschendes Unding aufgebaut war. Dieser Mann steht aber in einem Volk, in einem fremden Volk, steht in der Wirklichkeit eines fremden Landes, das seine Dienste fordern wird.

Mit fremden Männern, den Genossen seines Strebens, wird er ernst und eifrig die Arbeit bereden, wird sich, aus solchen Gesprächen herkommend, gütig und liebevoll der Frau zuwenden in deutscher Sprache, in der seine Seele doch nie ganz heimisch werden kann. So zieht er sich mit ihr zurück in einen Winkel, in ein müßiges Bereich, das keine Entscheidungen kennt. Die großen Entscheidungen des Manneslebens fallen in seinem Werk, und dazu wird die fremde Frau nie den Zugang finden. Elisabeth Schierholdt aber muss teilhaben am Werk ihres Mannes.

Nun war entschieden, wer ihrer am tiefsten bedurfte: Heinrich! Heinrich! Dir will ich dienen und in dir dem Lande und dem Volke, für das du täglich dein Leben wagst. In dir diene ich der Zeit, die nach uns kommen wird, diene den Kindern der kleinen Wiebke, diene Kindern und Kindeskindern der Söhne, die ich gebären werde.

Elisabeth Schierholdt war zum Dienen aufgerufen. Wie sollte sie nun nicht fröhlich sein!

Das Gerede wollte nicht verstummen, obwohl Liese Kruse ihm keine rechte Nahrung mehr geben konnte. Die wohlmeinenden Bauernfrauen waren sich einig darin, dass etwas geschehen müsse. Doch kannte man Abel Schierholdt. Bei der konnte man mit den besten Absichten böse anlaufen. Aber Silja Sühl, die alte Tagelöhnerfrau, hatte in der Schule neben ihr gesessen, und von der Zeit her waren ihr bei Abel immer noch fünf Quartier auf der Elle gewiss. Silja machte sich schmuck, ging in die Kate der Schierholdt und erzählte, was sie erfahren hatte.

Abel horchte im Anfang mit angstvoller Gespanntheit. Als aber nichts Rechtes herauskam, fand sie die Ruhe wieder und fuhr der andern mit einem scharfen Aufstampfen ihres Stockes hart und abschließend in die Rede.

„So, Silja“, sagte sie, „nun halt da man von auf. Das ist alles eine gemeine Schluderei, und die so etwas aufbringen, die sollen sich schämen! Meine Schwiegertochter spricht manchmal mit dem Franzosen und ist nett zu ihm. Da gebe ich ihr Beifall; denn

unsere Jungs sind da auf der andern Seite auch gewiss dankbar für ein freundliches Wort. Und denn musst du bedenken, dass sie beide auf Stadtmanier erzogen sind, meine Schwiegertochter und der Professor. Stadtleute gehen anders miteinander um als wir. Wenn man so zwei zusammen sprechen sieht, dann ist das ein Sich-anlachen und Verbeugen, dass unsereins wunder denkt, da muss was los sein. Es steckt aber gar nichts weiter dahinter. Nun ist das fertig, und du sollst Dank haben, Silja. Bei dir weiß ich, wie's gemeint war.“

Stine Timm trug den Kaffee auf, guten Bohnenkaffee, der bei Abel noch auf alte Weise mit braunem Zucker genommen wurde. Für Silja waren das lang entbehrte Genüsse. Dies war ja richtig ein kleines Fest. Da hatten sie noch einen guten Schnack, und Abel war hoch im Wort.

Als aber die Jugendfreundin gegangen war, kamen ihr doch schwere Gedanken. Was war da zu machen? Heinrich sollte in den nächsten Tagen auf Urlaub kommen. Unmöglich war es, mit ihm über diese Sache zu sprechen. Ihm sollte von der Last, die er da draußen tragen musste, hier etwas abgenommen werden. Man durfte ihn doch nicht noch schwerer bepackt wieder abziehen lassen. Aber auch eine Unterredung mit Elisabeth war unmöglich. Über solche Dinge kann doch nicht auf Ahnungen, Vermutungen und ein übles Gerede hin einfach losgeschnackt werden. Eine Sache, die noch nicht zwischen zwei Menschen besprochen ist, hat für sie eigentlich noch gar keine Wirklichkeit. Aus diesem Gefühl schätzte Abel den Wert der Schweigsamkeit so hoch ein.

Der helle Zorn gegen die Schwiegertochter stieg in ihr auf. Wenn sie Heinrich Schierholdts Frau sein will, dann soll sie auch den Stadtmenschen ganz abtun, soll sich so aufführen, wie es die gute Sitte des Dorfes verlangt.

Elisabeth und Wiebke empfangen ihren Urlauber in der Stadt am Bahnhof. Die übelwollenden Bliedorfer lauerten hinter den Fenstervorhängen, als sie durch das Dorf fuhren. „Noch ist alles in Ordnung. Guck, wie sie ihn anlacht, die falsche Katze, wie sie

die Augen gehen lässt. Das kann sie gut. Na, sie hat sich auch in der Zwischenzeit nicht aus der Übung bringen lassen. Man müsste Heinrich Schierholdt reinen Wein einschenken. Er kann einem ja leid tun, der arme, betrogene Kerl! Wenn er erst dazwischen kommt, dann gibt es Mord und Totschlag.“ Dabei lachten die Weiber, und ihre gierigen Augen verrieten den Wunsch: Wenn es nur erst so weit wäre!

Heinrich Schierholdt begrüßte seine Mutter und ging dann mit seiner Frau durch die Wirtschaft. Die kleine Wiebke trug er immer auf dem Arm. Er hatte wohl Grund, auf seine Frau stolz zu sein. Wie gut hielt sie ihren Kram in Ordnung! Aber zu vertrautem Gespräch war die Zeit noch nicht gekommen. Erst muss der Bauer wissen, wie es in Scheunen und Ställen aussieht. Und die Frau, die liebe Frau, ist ja immer an seiner Seite und strahlt ihn an.

Heinrich war müde von der langen Fahrt; aber doch lagen die Eheleute in der Nacht lange schlaflos. „Was ist mit dir geschehen, Elisabeth? Mir ist, als wärest du erst jetzt ganz meine Frau geworden.“

„So ist es auch, Heinrich. Weißt du noch, als wir am Abend vor deiner Abfahrt in den Krieg einen letzten Gang machten an den Wald? ‚Wir kommen noch hin‘, hast du damals gesagt. Nie mehr ist zwischen uns die Rede gewesen von dem, was uns damals bewegte. Gib mir deine Hand und lass es gut sein! Ich will nicht an Schwere und Trauer erinnern. Ich spreche davon, um dir das Herz leicht und froh zu machen. Drei Jahre, drei solche Jahre können einen Menschen wohl verwandeln, zum Guten, wie zum Bösen. Nur du bist immer derselbe, immer der stille, gute Heinrich. Mit mir hätte es zum Bösen ausschlagen können. Ach du, ich möchte nicht ruhmredig werden; ich will demütig bleiben. Mir ist Gnade geworden; ich fühle mich zum Guten verwandelt.“

„Du hast viel Sorge und Arbeit, Elisabeth. Ich schäme mich, dass ich dich auch noch mit dem beladen habe, was mich da draußen drückt. Es war wohl unrecht.“

„Nein, es war recht, Heinrich. Lass es nie wieder anders sein! Als ich den Brief bekam, bin ich so glücklich gewesen. Da du meine Hilfe anriefst, hast du mich recht zu deiner Frau gemacht. Das hat mir gefehlt, dass ich teilhaben durfte an allem, was dich bedrückt. Ich glaube, wir sind nun da, Heinrich. Und in dieser Stunde weiß ich, dass du mir wiederkommst.“

Lange noch ging gute Rede zwischen ihnen hin und her. Zum ersten Male erfuhr Elisabeth die selige Aufgeschlossenheit des inneren Menschen, die beseeltem Beieinander der Leiber folgt. Aber dieses Sich-öffnen ruft nach der keuschen Hülle der Nacht. Wie die Wunderblüten der Märchen tun sich die Seelen auf in ihrem Dunkel.

Am andern Morgen erwachte Elisabeth sehr früh. Sie lag reglos, sah zu ihrem Manne hinüber und wusste, dass sie gesegnet war.

Die frühe Sonne fand eine schmale Stelle, die der Fenstervorhang nicht verhüllte. Sie sah das alltägliche Spiel des Lichts wie ein holdes Wunder. Lange Zeit war es dunkel. Nun ist alles so licht. Lange Zeit war es dunkel. Nun ist alles so licht. Lange Zeit war alles so schwer. Nun ist es leicht. Leicht und licht! „Flügel der Morgenröte“ – das war ihr ganzes Gebet.

Heinrich ging von Haus zu Haus und trug seine Zuversicht in alle Stuben. „Wir werden es schaffen. Russland ist abgetan. Alle Kraft wird während dieses Winters im Westen aufgestaut, und im Frühjahr bricht sie los. Aber ihr müsst auch an uns glauben!“

Er gab Gaston Marzais die Hand und sagte ganz unbefangen: „Guten Tag, Kamerad!“ Ein bisschen überschwänglich war ihm ja zumut. Darum auch konnte er den Stein überreichen, den er von den bösen Apriltagen in der Champagne her in der Tasche trug. „Es ist zwar kein Ackerboden, aber doch immerhin auch ein Stück Frankreich. Er ist mir einmal böse an den Kopf geflogen, dieser Stein. Ich habe ihn für Sie mitgebracht, damit Sie sehen, dass ich auch draußen an Sie gedacht habe.“

Der Franzose hatte erwogen, ob die Wahrhaftigkeit nicht ver-
lange, jetzt gleich mit dem Manne auszumachen, was doch ein-
mal geordnet werden musste. Aber nun schämte er sich solcher
Gedanken. In wenigen Tagen sollte der Deutsche in die flandri-
sche Hölle zurückkehren.

Elisabeth brachte ihren Mann an den Zug. Lächelnd, und in
Kraftbewusstsein und festem Glauben hoch aufgerichtet, winkte
sie dem Scheidenden nach. Als Heinrich Schierholdt sie aus dem
Gesicht verlor, schloss er das Fenster des Abteils und drehte sich
um. Erst jetzt sah er sich die Mitreisenden an. In der einen Ecke
saß ein Mann mit breitem, fettem Gesicht und einem Stiernacken.
Mit einem widerlich frechen Grinsen streckte er dem Soldaten
die Hand hin. Heinrich nahm diese Hand, unter starkem Wider-
streben zwar, aber er nahm sie, und der andere zog ihn an seine
Seite.

Es war der Viehhändler Detlef Haack, den Heinrich einmal
als einen Betrüger in großem Zorn von seinem Hof gejagt hatte.
„Allerhand Achtung“, lachte der Mensch mit einer Stimme, in
der das Fett schwappte. „Vize, Eisernes Erster und alles, was so
dazu gehört. Ja, Heinrich Schierholdt ist immer ein Draufgänger
gewesen. Der Mensch kann es zu etwas bringen in diesen Zeiten.
Da war hier so ein Bauer in der Gegend, der hielt sich für zu gut,
mit mir Geschäfte zu machen; aber die Regierung hat da keine
Bedenken. Jawoll, Kaiser Wilhelm handelt jetzt – durch seine
Leute natürlich – mit Detlef Haack.“ Seine kleinen Augen schiel-
ten giftig hinter Fettwülsten hervor. Heinrich verwünschte den
bösen Zufall. „Wo steigst du aus?“ fragte er kurz. „Keine Sorge“,
lachte der andere, „ich bleibe noch ein Weilchen sitzen, dir die
Zeit zu vertreiben.“

Zwischendurch wurde Detlef Haack ganz gemütlich. Wenn er
von seinen Händlererfolgen sprach, legte er in der Begeisterung
wohl dem Soldaten seine feiste, rote Hand aufs Knie. Heinrich
rückte beiseite, und der andere kam wieder mit allerlei Stiche-
leien:

„Die junge Frau war ja so weit ganz vergnügt. Wundert mich, wundert mich sehr. Hätte weinen müssen! Hätte weinen müssen! Das macht sich besser vor den Leuten auf dem Bahnsteig. Wenn das Herz nicht mitmachen will, tut eine Zwiebel im Taschentuch ganz gute Dienste.“

Heinrich Schierholdt fuhr auf: „Was soll das heißen?“ „Nichts, nichts“, erwiderte der Händler. „Kannst du denn keinen Spaß vertragen? Die Zeiten sind doch ernst genug. Eine kleine Aufmunterung tut jedem gut.“

Endlich suchte der lästige Reisegenosse seine Sachen zusammen: „Es wird dir ja leid tun, Schierholdt; aber ich muss dich nun verlassen. Geschäfte, mein Lieber, Geschäfte! Ja, man muss sich plagen, dass ihr da draußen was zu fressen habt. Also, mach's gut!“

Der Zug hielt, und Heinrich sah aufatmend dem widerlichen Menschen nach, der sich schnell entfernte. Aber er kam noch einmal zurück: „Schierholdt!“ rief er drängend. Heinrich zog das Fenster herunter. Der Zug fuhr langsam an, so dass der Händler sich ohne große Mühe noch einige Zeit dem Urlauber an der Seite halten konnte. „Schierholdt“, rief er mit hassverzerrtem Gesicht. „Du meinst ja vielleicht jetzt, einen Jungen angesetzt zu haben. Aber sieh ihn dir genau an, wenn du mal wiederkommst! Es könnte sehr leicht ein Franzose sein, will ich dir man in aller Freundschaft sagen. Du hast da einen Gefangenen auf deinem Hof, einen Professor. Na, Pastorstochter und Professor, das ist so ziemlich eine Wichse, passt gut zusammen, und so 'ne junge Frau ist doch nicht von Holz. Also in aller Freundschaft: Pass auf!“

Heinrich riss das Fenster hoch. „Halunke!“ lachte er, „deine Vorsicht war wohl angebracht.“ Mit einem Lachen wollte er den ärgerlichen Vorfall abtun. Aber schnell merkte er, dass der schlechte Mensch ihn doch getroffen hatte, dass er eine Wunde trug. Es hat nichts zu sagen; aber es tut doch weh. Nun, das geht vorbei. Nach einigen Stunden aber hatte das schleichende Gift

seine Wirkung getan. Das Blut stand ihm in Flammen. Heinrich Schierholdt kam krank an die Front zurück.

Die alte Abel saß in ihrer Kate, von schweren Sorgen geplagt. Der Franzose muss vom Schierholdt-Hof verschwinden. Aber wie ist das zu machen? Sie konnte doch nicht mit dem Wachtmann Naeve über diese Sache sprechen. Wie sollte sie ihre Forderung begründen? Dem Professor war auch eigentlich nichts Böses nachzusagen, und das mit dem Kind der Greta Harders, das musste ihm hoch angerechnet werden. Nach langem Grübeln fand sie endlich einen Ausweg. Es blieb nichts anderes übrig, als in der fremden Stadt den Kommandanten des Kriegsgefangenenlagers aufzusuchen.

Abel war schon seit fast einem Jahrzehnt nicht mehr unten in der Marschstadt gewesen. Steffen Reimers musste anspannen. Aus Schemeln und Stühlen wurde am Wagen eine Treppe aufgetürmt, und mit viel Mühe brachten Stine Timm und der Tagelöhner die alte Frau auf den Wagen. Es war ein kalter Herbsttag, und Stine Timm schleppte Fußsack und ganze Ballen von Decken herbei. „Ist es genug?“ fragte sie. „Die Frau will ja nachher noch mit dem Zug fahren, und ich weiß ja nicht, wie weit die Reise gehen soll, und ob die Frau genug zu leben mit hat.“ Sie sagte das sehr patzig und beleidigt. Aber auch in dieser letzten Stunde war nicht zu erfahren, wohin die Reise gehen sollte. Abel setzte allen lauernden Fragen ihr eisiges Schweigen entgegen. Stine Timm war nun über zwanzig Jahre auf dem Hof. Aber wird man etwa dazu gerechnet? Nein, die Schierholdts haben zuletzt doch immer ihre Heimlichkeiten.

Am Bahnhof der Marschstadt war es keine Kleinigkeit, die gichtige alte Frau in ein Wagenabteil hineinzubringen. Die Schaffner mussten sie hineinheben. Sie taten es mit ruhiger Dienstbereitschaft, und sogar der Zugführer beteiligte sich mit freundlichen Worten und drängte nicht, obgleich der Zug schon Verspätung hatte.

Abel fühlte sich von dem allen tief gedemütigt. Der Schierholdt-Stolz hatte sie ganz verlassen. „Ich mache Ihnen Ungelegenheiten“, sagte sie zu den Beamten. „Aber es kommt gewiss nicht wieder vor. Dies ist meine letzte Reise. Ich werde Ihnen nicht wieder zur Last fallen. Aber da ist was in die Reihe zu machen, und das kann nur ich.“

Sie tat die kleine Reise in schwerem Zorn auf die Schwiegertochter. Ihretwegen musste Abel Schierholdt auf ihre alten Tage ein Heimlichtuer werden; ihretwegen konnte sie den Leuten nicht mehr gerade in die Augen sehen.

In der unbekanntem Stadt erwies es sich, dass das Gefangenlager weit vom Bahnhof entfernt lag. Da musste Abel gar in ein Automobil steigen, was sie unter andern Umständen nie getan haben würde. Und dann saß sie in der Wachtstube des Lagers, und der Unteroffizier erklärte ihr, der Kommandant sei am Morgen dagewesen und komme ja auch in der Regel nachmittags noch einmal. Aber bestimmt sei das keineswegs.

Stunde um Stunde saß sie da. Ein vorlauter Soldat suchte eine Unterhaltung in Gang zu bringen, ein Gespräch von der Art, wie manche Städter es im Umgang mit Bauern für witzig halten. Aber die alte Frau schnitt ihm mit einem einzigen kalten Blick so die Rede ab, dass er mitten im Satz verstummte. Dann zog sie aus ihrem Reisekorb ein Butterbrotpaket heraus und begann zu essen, und der Unteroffizier selbst bot sich an, ihr aus der Kantine eine Tasse Kaffee zu holen.

Endlich saß sie doch dem Kommandanten gegenüber, der ein Sohn dieser Landschaft war und der alten Frau mit seinem echten Plattdeutsch Mut machen konnte. So bat sie also um die Ablösung des Gefangenen Gaston Marzais. „Über den Mann ist nicht zu klagen, Herr Kommandant“, sagte sie. „Er ist sogar ein netter Mensch, und zu bestrafen ist da gar nichts. Er muss eben einfach weg, und kein Mensch darf wissen, dass ich hier gewesen bin. Ich muss Ihnen auch sagen, der Franzose hat da in unserm Dorf das Kind einer Kriegerwitwe gerettet, hat es unter dem Eis her-

vorgeholt und ist dann auf den Tod krank gewesen. Aber er muss weg. Das ist nun mal so. Können Sie einer alten Frau diesen Wunsch erfüllen? Mein Sohn ist Vizefeldwebel und hat schon seit Jahren das Eiserne Kreuz erster Klasse. Der zweite war Leutnant und ist gefallen. Der dritte ist bei den Franzosen gefangen. Zwei Schwiegersöhne sind auch Soldat.“

Der Offizier sah die alte Frau aus seinen klaren, grauen Augen fast verliebt an. Da fasste Abel ein großes Vertrauen: „Ihnen will ich es sagen, Herr Kommandant. Meine Schwiegertochter, die Frau von dem Ältesten, um die handelt es sich. Ich will ihr nichts Böses nachsagen, das kann ich auch nicht, und geschehen ist eigentlich gar nichts. Aber ihr Vater ist Pastor, und sie ist eine Städtische und ist noch sehr jung. Der Franzose ist ein hübscher Mann und spricht Deutsch und weiß die Leute zu nehmen...“

„Lassen Sie es gut sein, Frau Schierholdt“, sagte der Offizier. „Das sind Sachen, die mich nichts angehen. Sie sind eine Soldatenmutter, und es macht mir Freude, Ihnen einen Wunsch zu erfüllen. Wenn Sie außerdem wollen, dass die Gefangenen in Bliesdorf woanders untergebracht werden, so will ich auch das anordnen.“

„Nein, nein“, antwortete Abel hastig. „Ich will sie unter den Augen haben und aufpassen, dass sie ihr Recht bekommen. Denn Sie wissen ja – ich sagte es schon – mein Fritz ist auch Gefangener. Aber ich bitte noch, dass der Franzose am Donnerstagnachmittag abgeholt werde, am Donnerstag, daran ist viel gelegen. Und niemand darf vorher darum wissen.“ Der Kommandant versprach das, und die Unterredung war zu Ende.

Und dann kam die beschwerliche Heimreise. Es war eine arge Demütigung, den Körper nicht mehr recht in der Gewalt zu haben und fremder Menschen Hilfe annehmen zu müssen. Aber schlimmer war noch ein anderes. Sie fühlte sich von allen Leuten mit Misstrauen angesehen. Im Gesicht wildfremder Menschen las sie die Frage: „Was hat Abel Schierholdt in der Welt herumzu-

fahren? Da muss doch mit den Schierholdt etwas nicht in Ordnung sein.“

Am Donnerstagnachmittag kam plötzlich ein Unteroffizier in Bliedsdorf an, um den Gefangenen Marzais ins Lager zurückzuholen. Elisabeth war am Morgen zu ihren Eltern nach Mahlstedt gegangen und konnte erst am nächsten Tag heimkommen. Gaston Marzais fand noch Zeit, in der Kate von Abel Abschied zu nehmen und ihr zu danken. In seiner Bestürzung hörte er nur halb, was die alte Frau ihm sagte: „Machen Sie uns nicht schlecht, wenn Sie wieder nach Hause kommen, Herr Professor. Denken Sie an das, was ich Ihnen einmal gesagt habe. Gott will, dass Deutsche und Franzosen sich kennenlernen. Die Völker sollen Achtung voreinander bekommen, damit einmal Friede sein kann. Sie haben uns kennengelernt, Herr Professor. Und wenn Sie in der Heimat befragt werden, dann denken Sie an unseres Herrgotts achttes Gebot, das ja wohl für Deutsche und Franzosen, für Lutheraner und Katholiken gilt: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.“

Als Gaston Marzais die Kate verließ, standen Wachtmann Naeve und der Unteroffizier aus dem Lager eifrig redend zwischen den Ställen am Rande des Wiesenhofes. Da lief er ins Großhaus hinüber, trat durch die Küchentür ein und suchte Elisabeth. Das Haus war ganz verlassen. Auch Liese Kruse war nirgends zu finden. Der Franzose klopfte an die Tür des Wohnzimmers und öffnete sie zaghaft. In steigender Erregung ging er von einer Tür zur andern, klopfte nicht mehr, riss sie ohne Besinnen auf. Plötzlich stand er in Elisabeths Schlafzimmer. Die Zeit drängte. Suchte man ihn schon? Düster lag das Kommende vor ihm. War nun alles zu Ende? Nein, nein! Hatte er nicht selbst den Entschluss gefasst, keine Entscheidung zu erzwingen, solange Krieg war?

Er lächelte traurig, nahm einen Bleistift und schrieb auf die Marmorplatte des kleinen Tisches am Bett der jungen Frau sein Abschiedswort: „Je reviendrai, Notre-Dame!“

Elisabeth kam doch an demselben Tage abends spät noch zurück. Liese Kruse taumelte mit schlafverstörten Augen aus ihrer Kammer auf die Vordiele. „Ist alles in Ordnung?“ fragte Elisabeth. „Geht es Wiebke gut? Schläft sie?“ – „Alles in Ordnung, unsere Frau“, antwortete die Magd, noch halb abwesend. Dann aber wurde sie plötzlich ganz munter: „Aber es ist doch was los. Den Professor hat heute Nachmittag ein Unteroffizier abgeholt. Ich möchte nur wissen, was das zu bedeuten hat.“

* *
*

Elisabeth hatte Gewissheit gewonnen. In ihrem Schoß wuchs das neue Leben. Ihrem Mann schrieb sie einen Brief, der von großem Jubel voll war. Ihre Prüfungszeit ging dem Ende zu, einem guten Ende; denn Gott gab ihrem Leibe Frucht, durch die sie Volk wurde, die sie zum Glied erhöhte in der Kette eines Geschlechts. Und indem sie einem Geschlecht Halt und Zusammenhang gab, wurde sie selbst gehalten und eingefügt.

Das plötzliche Verschwinden Gaston Marzais‘ hatte ihr kaum einen Schmerz zugefügt. Die Erlebnisse mit dem Franzosen lagen nun ganz fern in der Vergangenheit, den Erinnerungen an die Zeit in Kassel wunderbar nahe gerückt. Vergessen war er nicht, und nie sollte er vergessen sein. Sie gedachte seiner mit einer warmen, schwesterlichen Zuneigung, aber ohne alle Leidenschaft und auch ohne Beschämung.

Als sie Heinrich von ihrer schönen Hoffnung geschrieben hatte, ging sie hinüber zu den Eltern nach Mahlstedt. Ihre Mutter entsann sich des Widerwillens, mit dem Elisabeth damals die kleine Wiebke trug, forschte in den Augen der Tochter und nahm sie dann in die Arme. „Meine Tochter“, sagte sie in großer Bewegung. Pastor Tormählen fand nicht den Mut, der schönen Botschaft seiner Tochter eine kleine Rede folgen zu lassen. Man soll die Dinge sprechen lassen und ihnen lauschen, soll sich nicht einbilden, ihnen in jedem Falle mit dem menschlichen, dem hin-

zugetanen Wort erst die rechte Bedeutsamkeit geben zu müssen. Lange Zeit, zu lange fast, war ihm von seiner ungewöhnlichen Redegabe eine Überlegenheit im ganzen Bereich des Menschlichen vorgetäuscht worden. „*Meine Tochter*“, hatte seine Frau gesagt zu Elisabeth, die er früher mit einem mitleidigen Seitenblick auf die Mutter *seine Tochter* zu nennen pflegte. „Es mag gut sein, dass sie ihre Tochter ist“, dachte er. „Diese Frauen haben in sich eine Kraft, die mir fehlt. In meinem Alter noch muss ich ein Ringender sein, und oft verlässt mich die Gewissheit des endlichen Sieges. Hilf mir, mein Gott!“

Am andern Tag ging Elisabeth zu der Schwiegermutter in die Kate. Anders als sonst trat sie in die Stube, sicher, selbstbewusst. Sonst war sie innerlich immer halb gelähmt von der Frage: „Was mag sie jetzt an dir auszusetzen haben?“ Sie nahm Timm Schierholdts Bild von der Wand, betrachtete es mit lächelndem Stolz und sagte so laut, dass es Abel fast erschreckte: „Ich muss euch etwas sagen. Ich trage den Erben des Schierholdt-Hofes. Im Juli des kommenden Jahres wird der kleine Timm geboren. Du bist mit mir zufrieden, Vater. Bist du es auch, Mutter?“

In den ersten Wochen ihrer Ehe hatte Elisabeth mit der Anrede Mutter einige widerwillige Versuche gemacht. Dann war es schnell so geworden, dass sie das Wort nicht mehr über die Lippen bringen konnte. Heute versuchte sie es wieder, und das Herz gab seinen Schlag dazu, und der echte Klang traf auch das Herz der alten Frau. „Komm her, meine Tochter“, sagte sie weich, und als Elisabeth vor ihr kniete, überkam sie ein heißes Weinen: „Hab ich dir Unrecht getan, mein Kind, so vergib es mir!“ – „Nie hast du mir Unrecht getan, Mutter“, klang die demütige Antwort. „Deine Strenge habe ich verdient; aber ich glaube, dass du nun milder sein darfst. Ich bin nicht mehr die, die vor vier Jahren hierher kam. Und nun sei gut zu mir, Mutter!“

Da hatten die beiden Frauen vom Schierholdt-Hof ihre erste gute Stunde mitsammen. „Wir wollen für Heinrich beten, mein Kind“, sagte Abel. „Der Krieg ist nicht zu Ende, und das

Schwerste steht uns noch bevor.“ Die junge Frau dachte: „Sorge ist das traurige Vorrecht des Alters. Ich weiß ja, dass Heinrich wiederkommt. Ich bin durch, ich bin da!“

Unter den Gefangenen war jetzt Léon Duverger der Führer. Er sprach die deutsche Sprache ziemlich gut, und man konnte davon absehen, dem Kommando einen neuen Dolmetscher zu geben. Den Zeitungssendungen der Bürgerin Duverger maß er augenblicklich nicht die Bedeutung bei, die sie sonst gehabt hatten. Der große deutsche Angriff stand unmittelbar bevor und machte den Ausgang des Krieges sehr ungewiss. Wenn denn Abstriche gemacht werden mussten, so war es gut, rechtzeitig damit anzufangen:

„Wir müssen wohl alle über die Boches umlernen, meine Freunde. Wenn uns so ein Zeitungsmann beschreibt, wie sie sind, na, das hört sich gut an. Aber was weiß so ein Possenreißer von ihnen? Hat er sie kennengelernt an der Front oder in der Gefangenschaft? Nichts weiß er, gar nichts. Drückeberger erzählen anderen Drückebergern, was sie gern hören möchten. Uns geht das aber nichts an. Wir wissen es besser. Gute Franzosen bleiben wir, das versteht sich ohne Worte. Und Frankreich muss den Krieg gewinnen! Die Russen machen Frieden. Schlimm! Die Amerikaner kommen. Gut! Aber nun frage ich euch, was wird an dem Sieg schließlich noch französisch sein? Im Sommer berennen wir die Boches in ihren Stellungen und meinen, sie mürbe gemacht zu haben. Aber was geschieht? In jedem Herbst machen sie einen Gewaltstreich. So war es in Serbien, so in Rumänien, so ist es jetzt in Italien. Nun schaffen sie alles herüber, was in Russland nicht mehr gebraucht wird, und im Frühling können die Unsern sich auf etwas gefasst machen.“

Léon war ein schlauer Kopf, und die politische Schule, die er in der Freundschaft mit dem Abgeordneten Remblière durchgemacht hatte, gab gute Frucht.

An der deutschen Front merkte der letzte Soldat, dass große Dinge sich vorbereiteten. Der Vizefeldwebel Schierholdt sah die-

se Vorbereitungen mit verbissener Befriedigung. Die unscheinbare Wunde, die ihm Detlef Haack beigebracht hatte, wollte sich nicht schließen; sie schwärzte weiter und weiter. Bis dahin leitete seine kriegerischen Taten das ernste, ruhige Wort: Für Deutschland! Nun führte er für eigene Rechnung einen Rachekrieg, dessen er sich in Stunden und Tagen der Besinnung schämte.

Denn die Besinnung gewann doch immer wieder die Oberhand. Sollte ein gemeiner, rachsüchtiger Mensch mit einer Verleumdung seinen Glauben an Elisabeth umstürzen können? Elisabeth wandelt hoch und rein über den andern Menschen, und nur ein schlechter Kerl kann sie verdächtigen, nur ein Unwürdiger kann dem Verdacht bei sich eine Stätte geben. Nun war ihm von ihr ein Sohn versprochen. Heinrich setzte sich zum Schreiben und stammelte seine Freude, seinen Stolz und seine Dankbarkeit an die geliebte Frau hin.

Im März brach der deutsche Angriff los und strafte alles Gerede von der endgültigen Erschöpfung Lüge. Den Zweifelnden fuhr die große Hoffnung in die Seele; der verglimmende Mut schlug neu in jachen Flammen hoch. Auslöschen will die feindliche Welt den Namen alles Deutschen. Vater, vergib den Feinden, sie wissen nicht, was sie tun! Nein, vergib ihnen nicht! Das, was ihre Lüge aus uns gemacht hat, den lächerlich hergerichteten Popanz, den sie der Welt hinhalten, wir haben mit dem allen nichts gemein. Gott, du siehst das Herz an; du wirst uns nicht untergehen lassen.

Die Anstrengungen des Frühlings und des frühen Sommers forderten von allen das Letzte. Der Vizefeldwebel Heinrich Schierholdt hatte nun fast vier Jahre lang immer nur hingegeben, und einmal kommt auch der Stärkste an die Grenzen seiner Kraft. Wenn abends eine Stunde der Ruhe kam, so meinte er oft, wahn-sinnig geworden zu sein; denn er musste sich gestehen, dass er heute drüben den Mann gesucht hatte, dem allein sein Krieg noch galt: den Franzosen Gaston Marzais.

Die heldenhaften, hoffnungsvollen Angriffe kamen nach und nach vor der gegnerischen Übermacht alle zum Stehen. Im Juli machte sich ein arger Umschlag bemerkbar. Der Feind ging zu mächtigen Gegenangriffen vor.

Den Vizefeldwebel Schierholdt hatte ein blindes Ungestüm, das seine alten Kameraden an dem besonnenen Mann nicht kannten, weit vor die Front des Regiments gehetzt. In einem Trichter lag er mit vier Getreuen, die an seiner Seite geblieben waren, unter ihnen der Unteroffizier Schlömer, ein Dithmarscher Bauer. Die beiden Landsleute hatten sich nie allein gelassen. Sollte es denn heute geschehen?

Das Ausharren an diesem Ort war Wahnsinn. „Zurück, Heinrich, zurück!“ drängte der Unteroffizier Schlömer. Heinrich Schierholdt aber schüttelte eigensinnig den Kopf. Eine feindliche Abteilung ging zum Angriff vor, kam näher und näher. Heinrich feuerte in der fürchterlichen Erregung des Augenblicks besonnen bei aller Schnelligkeit. Der Kolben seines Gewehrs zersplitterte im Anschlag. Splitter zerrissen ihm das Gesicht; Blut rann über die Augen. Er riss seinen Armeerevolver heraus. Da sprangen die ersten der stürmenden Feinde in den Trichter hinab. Den Unteroffizier Schlömer bedrohte ein Bajonettstoß in den Rücken. Heinrich glaubte in dem Angreifer Gaston Marzais zu erkennen. „Der Franzose!“ brüllte er heiser, hob den Revolver, lachte, schoss ... und brach zusammen. Ein gewaltiger Schlag mit dem Kolben hatte ihn von hinten niedergestreckt.

Aber auch die stürmenden Franzosen waren einzelne, die der Eifer zu schnell und zu weit vorgetrieben hatte. Heinrichs Kompanie rückte im Sturm vor, und die Franzosen räumten den Trichter.

In den Tagen dieser verzweifelten Kämpfe wurde in Bliesdorf auf dem Schierholdt-Hof der Erbe geboren. Der Vater aber lag ohne Bewusstsein, als die gute Nachricht ihn fand. Das Schreiben aus dem Lazarett ließ den Angehörigen des Verwundeten wenig Hoffnung. In Bliesdorf galt Heinrich Schierholdt

schon als tot. Peter Wommelsdorf ging mit bösem Gewissen herum, seitdem er die üble Botschaft hatte ins Haus tragen müssen. Eines Tages ging er zum Lehrer Hansen, der die Dorfsparkasse verwaltete, und gab vor, aus alter Zeit Heinrich Schierholdt hundert Mark schuldig zu sein. Das Geld wollte er also jetzt einzahlen.

Elisabeth saß einige Tage wie erloschen an dem Bettkorb des kleinen Timm. Dann aber raffte sie sich auf, wollte helfen und wusste nicht, was geschehen sollte. „Bei ihm sein“, das war der erste Gedanke. Aber wie durfte sie das Kind allein lassen, dem ihre Brust das kostbare Leben erhalten musste! Und es war Wahnsinn, den Säugling mitnehmen zu wollen auf eine so weite Reise. Das Herz tat ihr weh, mehr als bei dem Tode Kurts, und sie fror von innen her, abgründiger als damals. Und doch blieb sie besonnen. So weit war sie nun eine der Frauen, die das Erbe der Schierholdt weitergegeben hatten, dass sie dem Gedanken an Heinrichs Tod ins Auge sehen konnte, ohne für sich den Wahnsinn der Verzweiflung befürchten zu müssen. Da lag Timm Schierholdt, in böser Zeit zur Welt gebracht von Elisabeth, der geborenen Tormählen. Seine Enkel werden ihren Kindern auf dem Hofe einst erzählen von der Urgroßmutter, die im großen Kriege den Hof verwaltete, ihre Kinder nach dem Tode ihres Mannes allein aufzog und eine starke Frau war. Glied einer Kette! Ja; aber es ist schwer. Das Herz tat ihr weh, und sie fror von innen her.

„Lass ihn nicht sterben, lieber Gott, lass ihn nicht sterben!“ betete sie. „Ach, ich meinte schon, hindurch zu sein. Immer strenger werden deine Prüfungen, allmächtiger Gott. Was verlangst du noch von mir?“

Es kamen bessere Nachrichten aus dem Lazarett. Zwar sei die Gefahr nicht vorüber; aber man brauche nicht mehr unmittelbar für das Leben zu fürchten. Der Verwundete sank immer wieder in Bewusstlosigkeit zurück, und wenn er wach war, so zeigten seine Fragen, wie es ihm noch nicht gelingen wollte, in seine Er-

lebnisse Zusammenhang zu bringen. Der Schmerz über den allmählichen Verfall der deutschen Widerstandskraft blieb ihm in seinem Dämmerzustand erspart.

Und dann kam der schlimme November des Jahres 1918. Da war die Erschöpfung des gequälten deutschen Volkes so groß, dass viele die Schmach der Ereignisse nicht mehr zu fühlen vermochten. Deutschland musste seine Gefangenen sofort herausgeben, das war eine der Bedingungen des Waffenstillstandes. In der alten Kate der Schierholdt rüsteten die Franzosen zur Abreise. Léon Duverger hielt den Kameraden eine Rede, in der sich manche packende Wendung anbringen ließ, wie er sie in der Schule der Zeitung und des Abgeordneten Remblière gelernt hatte. Frankreich war der Welt wieder einmal bis an den Rand des eigenen Verderbens dienstbar gewesen. Aber das Recht siegte, die Opfer machten sich bezahlt, und die Bedrohung der Weltfreiheit und der Zivilisation war durch Frankreich abgewendet.

Nun, wenn der Priester die Messe liest, so weiß man, was da nötig ist. Man hört sich das mit Achtung an, ohne sich nachher im Getriebe des Alltags und der Geschäfte viel davon behelligen zu lassen. Man ist guter Katholik, wie man guter Franzose ist. Im Laientempel der Zivilisation vermag jeder Franzose zur Not den Dienst am Altar zu versehen. Léon Duverger konnte denn auch den fälligen Beifall einheimsen.

Hauptsache aber war ihnen das Ende des Krieges: die Rückkehr in die Heimat, die Befreiung von der Sorge um das Leben ihrer Angehörigen. Jean Durand, der Seehundsbärtige, bannte für sich den Sturz der Ereignisse in die Formel: „Er ist abgehauen, ihr Wilhelm!“ In ihr stand er mitten in dem Ziel, dem die zivilisierte Welt seit 1914 zustrebte.

Robert Lesaffre aber, der von der Zerstörung seiner Ferme in Bachant im Département Nord erfahren hatte, war nicht sicher, ob er die Freude Jean Durands ganz auch zu seiner eigenen machen dürfe. Kaiser Wilhelm war ihm persönlich für den Wieder-

aufbau seiner Gebäude haftbar. Da nun der Schuldner nach Holland gegangen war, wurde die Forderung unsicher.

Der Wachtmann Naeve ließ den Franzosen ganz ihren Willen. Oberleutnant Mahrt hatte damals von ihm, dem Frontsoldaten, eine besonders strenge Behandlung der Gefangenen erwartet. Es war aber auch hier wieder offenbar geworden, wie das gemeinsame Erlebnis der Front die Menschen auch dann noch einander näher bringt, wenn sie sich einst als Feinde gegenüberstanden. Darum hatte Naeve, entgegen den Erwartungen des Oberleutnants, von allen Wachtleuten in Bliesdorf das mildeste Regiment geführt, und wenn nun die Franzosen abschiednehmend im Dorf umhergingen, so mochte er dagegen nichts einwenden.

Jean Durand gebrauchte bei solchen Gängen im Anfang seine Formel „Il est kapout, vot' Kaiser“ als Gruß und wunderte sich, als der erwartete Beifall ausblieb. Man kannte sich doch mit den Boches nie so recht aus. Freuten sie sich denn nicht über das schimpfliche Verschwinden ihres Bedrückers?

Die Franzosen suchten und fanden in den einzelnen Häusern Worte des Dankes für die menschliche Behandlung, die ihnen zuteil geworden war. Die strömende Freude der Heimkehr schwemmte manchen alten Groll hinweg. Das Leben in Bliesdorf hatte freilich sein Unangenehmes gehabt; aber es war Krieg, und man war Gefangener, nicht wahr? Mit den Lebensmitteln gab es auch mancherlei Schwierigkeiten. In den Lagern hatte gewiss mancher Gefangene gehungert. Doch auch dagegen ließ sich wenig sagen, weil Hunger das Los des ganzen deutschen Volkes geworden war. Und was ein Land nicht hervorbringt, das darf man billig ihm nicht abfordern. Von Weißbrot und Wein sollte also nicht mehr die Rede sein.

Peter Claußen weilte in den Tagen des Zusammenbruchs als Urlauber in Bliesdorf. Mit guten Hoffnungen war er von der Front abgefahren. In der Heimat geriet er in den Wirbel des Sturzes, und nun ging er ganz verstört durch das Dorf. Sein Vater war Mitkämpfer von 1870. Léon Duverger begegnete ihm auf der

Dorfstraße, grüßte und radebrechte eine kleine Trostrede: „Ihr Vater ist Siebzig als Sieger nach Hause gekommen, mein Vater als Besiegter. Jetzt sind Sie der Besiegte und ich bin der Sieger. Das ist der Lauf der Welt. Es geht immer auf und ab. Frankreich ist Siebzig an seiner Niederlage nicht gestorben. Deutschland wird auch nicht sterben.“ Da traf den Franzosen ein dankbarer Blick.

Auf der großen Diele im Vollert-Hause gab es ein schweres Abschiednehmen. Pierre Vallat hielt in seinen Armen den kleinen Ehler, der sich in dem Kragen des Isländers festgekrallt hatte und verzweifelt weinte: „Peter soll aber hier bleiben, Peter soll aber hierbleiben!“

Noch wagte es der Knabe, dem unerbittlichen Zwange des Geschehens laut die Forderung seines Herzens entgegenzusetzen und wusste doch schon, dass alles nichts helfen werde. Auch dem Franzosen rannen die Tränen. Tief bekümmert ging er vom Hof. „Wie lange“, so fragte er sich, „wie lange wird Ehler sein Herz unbeirrt sprechen lassen dürfen? Nach dem Ausgang dieses Krieges wird der Hass gegen Frankreich in die jungen Herzen gepflanzt und sorgsam gepflegt werden. Und in zehn Jahren wird dieser Knabe die Franzosen vielleicht mehr hassen als andere, weil er sich schämt, mich einmal geliebt zu haben.“

Léon Duverger ging als Abgesandter seiner Kameraden zu Abel in die Kate. Die Alte war von einer sonderbaren Art. Mit kaltem Blick konnte sie einem den schönsten Satz in der Mitte so durchschneiden, dass das letzte Ende unter den Tisch fiel und für den Sprecher selbst unauffindbar blieb. Léon hatte erfahren, wie beschämend das sein kann für Leute, die Grund haben, auf ihr Mundwerk stolz zu sein. Unbedingt sollte die Alte zum Abschied aber hören, wie der Sturz des Kaisertums erst in Deutschland der Demokratie den Weg frei gemacht, und wie darum Frankreich, wenn man es recht betrachtete, im Grunde noch für das wahre Wohl seiner Feinde gekämpft habe.

Abel wünschte gelassen eine gute Reise. Ehe aber Léon zum Wesentlichen kommen konnte, sprang ihn aus ihren scharfen, grauen Augen ein zorniger Blick an: „Wann kommen *unsere* Gefangenen?“ – „Die deutschen Gefangenen werden jetzt auch freigelassen. Das ist doch ganz selbstverständlich. Sie zweifeln doch nicht an Frankreichs Großmut?“ Abel hätte lieber von Gerechtigkeit gehört. Gegen das Wort Großmut sträubte sich etwas in ihr. Da waren Haltung und Gesichtsausdruck wieder so, dass es dem Franzosen trotz aller Vorsätze die Rede verschlug. Sie saß jetzt ihrer Bilderwand zugekehrt. Fritz musste doch sofort nach Hause kommen, um den Hof zu verwalten, bis es sich mit Heinrich entschieden hatte. Und wenn dem Ältesten doch der Tod bestimmt war, so musste Fritz als Setzbauer die Wirtschaft so lange weiterführen, bis einmal der kleine Timm so weit heran war.

Der Franzose sah den Jammer in den Augen der alten Frau. „Ihr Sohn wird bald kommen“, beteuerte er noch einmal. Aber Abel schüttelte misstrauisch den Kopf und gab zu erkennen, dass sie allein sein wolle.

Léon sprach aufrichtige Worte des Dankes: „Wir haben es gut gehabt hier in Bliesdorf. Ihnen, Frau Schierholdt, soll ich von meinen Kameraden danken, von allen. Sie haben es gut mit uns gemeint. Wir haben über nichts zu klagen, und wir wollen das auch in Frankreich laut sagen.“

Die alte Frau richtete sich in ihrem Lehnstuhl straff auf: „Es ist schön, wenn Sie der Gerechtigkeit die Ehre geben wollen. Ich fürchte aber, Sie werden um Ihre Meinung nicht gefragt werden. Was Gefangenschaft in Deutschland war, das werden andere bestimmen, Leute, die gar nicht hier gewesen sind. Sie, die Sie hier in meiner alten Kate gewohnt haben, Sie wissen *jetzt* noch gar nichts. Bücher und Zeitungen werden Ihnen später erst sagen, was Sie erlebt haben. Und ich bin bange, Sie werden dann daran glauben.“

Léon Duverger ging still hinaus. Abel dachte an frühere Zeiten, da sie ihren Mann zu den Festen und Versammlungen der

Kampfgenossen von 1870 begleitete. Wenn die Mannsleute mit heißen Köpfen an einer langen Tafel saßen, der Punsch vor ihnen in den Gläsern dampfte, dann mochte keiner sich im Erzählen seiner Kriegserlebnisse vom anderen überbieten lassen, dann wollte jeder noch in einem besonderen Sinne ein Held gewesen sein. Sollte doch keiner Abel Schierholdt die Mannsleute kennen lernen wollen! Wenn diese Franzosen zu Hause unter anderen sitzen, die mehr vom Krieg gesehen haben, dann wollen sie nicht zurückstehen, dann wollen sie auch viel durchgemacht haben. Und dann machen sie Deutschland schlecht.

* *
 *
 *

Heinrich Schierholdt kam im Sommer 1919 nach Bliedorf zurück. Still und verschlossen stand er in seiner Arbeit, die fast übermenschlich zu nennen war. Pläne, die er vor dem Kriege als in einem ruhigen Nacheinander auszuführen einmal entworfen hatte, wollte er nun gleichzeitig verwirklichen. Die Dorfgossen sahen in seinem hastigen, überstürzten Arbeiten die Nachwirkungen der Verstandesumnachtung, an der er lange gelitten hatte. Die Art der Arbeitsausführung zwar zeigte keine Spur einer Verwirrung. Da blieb trotz aller Vielgestalt des Einzelnen immer die klare Linie zu erkennen. Nur war nicht abzusehen, wie ein Mensch nach vier Jahren Krieg, nach einer lebensgefährlichen Verwundung am Kopf dieses Dasein durchhalten wollte. Vielleicht musste es mit Heinrich Schierholdt doch noch im Wahnsinn enden.

Der Bauer kämpfte mit allem guten Willen gegen die Verdunkelung, die über seinem Leben lag. Die ruhige Güte seiner Natur, der Sinn für Gerechtigkeit vermochten viel über ihn, vermochten aber nicht alles. War gegen Elisabeth irgendetwas bewiesen? War sie nicht die liebevolle, treue Helferin, als die er sie vor dem Kriege, 1912 zuerst, in seinen Träumen gesehen hatte? Musste er sich nicht schämen, die Verleumdungen eines schlech-

ten Menschen so ernst genommen zu haben? Ja, aber dann war der Kolbenschlag gekommen, und als seinem gemarterten Kopf die Besinnung zurückkehrte, musste er die Not und die Schmach seines Vaterlandes, die grauenvolle Vergeudung aller Heldenkraft zu begreifen suchen. Es war zuviel.

Zuweilen drängte er sich in der Nacht an die Frau, floh mit seinem Jammer in das nahe Beieinander der Leiber. Aber kurz war die Lust, und Bitternis ließ sie zurück. Er suchte ja dahinter die selige Aufgeschlossenheit der Seelen, die ihn einmal so glücklich gemacht hatte, das allerheiligste Einswerden von Mann und Weib. Es sollte so sein, als wenn man nach einem schweren Gewitter aus dem noch dumpfen und schwülen Hause mit dem anderen Hand in Hand vor die Tür tritt, der wachsenden Bläue am Himmel sich freut und den zerfetzten, abziehenden Wolken nachsieht als den Ängsten und Beklemmungen des eigenen Herzens. Aber so war es nicht. Es blieb nur eine brennende Scham. Seinen Sohn beachtete Heinrich Schierholdt kaum.

Elisabeth hatte in der großen Stadt eine heimliche Zusammenkunft mit dem Arzt, der Heinrich im Lazarett behandelt hatte. Was sollte sie tun? In mancher Nacht schrie ihr Mann aus schweren Träumen: „Der Franzose! Der Franzose!“ Es klang so entsetzlich, und wer es hören musste, dem waren Tage nötig, um das Grauen notdürftig zu überwinden. Elisabeth wagte kaum noch zu schlafen, weil es herzerreißend war, durch diesen Schrei aus dem Schlaf aufgestört zu werden. Sie lag wach, immer gefasst, immer innerlich angespannt, dass der Ausbruch sie nicht umstoße. Immer war ihre Hand bereit, den Mann aus dem Schlaf zu rütteln. Sie horchte auf seine Atemzüge. Waren sie noch leicht und ruhig? Kündigt sich nicht schon das Röcheln an, das dem Schrei vorauszugehen pflegt? Ist es nun Zeit? Muss die Hand nun zugreifen?

Alles Leid der vergangenen Jahre schrumpfte in diesen Nächten zusammen. Riesengroß stand vor ihr aufgerichtet die gegenwärtige Not, deren Ende nicht abzusehen war. Aber es war die

Not ihres Mannes zuerst, und *ihm* musste geholfen werden. In ihrem heißen Helfenwollen konnte Elisabeth nicht mehr an sich selbst denken, nicht einmal mehr an ihre eigene Bewährung.

Als sie dem Arzt von dem nächtlichen Schreien erzählte, hatte der sehr ernst genickt: „Also immer noch dasselbe. Ruft er denn auch noch oft nach seinem Revolver? Ihr Mann muss ein sehr schweres Erlebnis gehabt haben, so schwer, dass er nicht darüber sprechen kann. Ich habe schon damals versucht, ihn zum Reden zu bringen. Versuchen Sie nun, was mir nicht gelungen ist! Vielleicht liegt die Rettung da.“

Elisabeth dachte nicht daran, dass die gequälten nächtlichen Schreie ihres Mannes mit Gaston Marzais zusammenhängen könnten. Wie hätte ihr der Gedanke auch kommen sollen! So versuchte sie, Heinrich zu einer Aussprache über das geheimnisvolle Erlebnis zu bewegen; aber es war vergebens.

Einmal überraschte sie ihn an seinem Schreibtisch beim Hantieren mit einem Armeerevolver. Sie hätte aufschreien mögen; aber das Leben forderte Beherrschung von ihr, immer wieder Beherrschung. Sanft legte sie ihm die Hand auf die Schulter und versuchte, ihr verstörtes Gesicht zu einem Lächeln zu zwingen; aber es geriet ihr nur zu einer fürchterlichen Verzerrung. Heinrich begriff es nicht. In seinen Augen stand der Wahnsinn.

„Heinrich!“ sagte Elisabeth mit versagender Stimme. „Heinrich, ich verstehe es, wenn du den Revolver manchmal in die Hand nimmst. Er hat dir vielleicht einmal, vielleicht öfter das Leben gerettet. Still, du Lieber, wenn du nicht erzählen magst, will ich nichts wissen. Dir ist die Waffe wohl ein guter Kamerad. Aber ich bin eine Frau, und mir graut, wenn ich sie sehe. Komm mit auf den Radekamp, Heinrich, an die große Mergelkuhle. Wirf den Revolver da vor meinen Augen hinein! Kannst du mir das zuliebe tun?“

Heinrich Schierholdt schüttelte sanft, aber eigensinnig den Kopf: „Es sind unruhige Zeiten, Elisabeth. Wir dürfen die Waffen noch nicht ablegen. Allerlei Gesindel schleicht im Lande

herum. Wenn ich heute die Waffe wegwerfe, wird sie mir morgen vielleicht fehlen. Habe du keine Angst, Elisabeth!“ –

Der heimgekehrte Bauer besuchte in dieser Zeit alle Viehmärkte der Umgegend, obwohl er nicht zu handeln gedachte. Bei solchen kleinen Reisen nahm er zuerst immer den Revolver mit. Dann aber ließ er ihn zu Hause. Die gequälte Heimat sollte dem Frieden zurückgegeben werden, so weit sich das tun ließ. Mit der Kugel aus dem Armeerevolver wäre auch dem schlechten Kerl eine Ehre erwiesen worden, die er nicht verdiente. Als er damals in dem höllischen Trichter die Waffe gegen den Franzosen, *seinen* Franzosen hob, hatte ihn der Kolbenschlag von hinten an der Ausführung des Notwendigen gehindert. Da er nun den Revolver, den ihm ein Kamerad nach der Heimkehr ins Dorf nach langem Bitten überlassen hatte, wieder in Händen hielt, meinte er, eines Tages müsse er da wieder anknüpfen können, wo mit dem Kolbenschlag etwas abgerissen war. Eines Tages müsse ihm der Franzose wieder vor den Lauf kommen.

Auf einem Pferdemarkt unten in der Marschstadt fand er eines Tages den Gesuchten, stand er vor Detlef Haack. Der Händler war erst vor kurzem aus dem Gefängnis entlassen, in das ihn seine Schiebereien hineingebracht hatten. Nun stand er prahlend unter den Bauern: „Ich bin noch unter Wilhelm verurteilt worden. Die Strafe gilt nicht. Als die Polizei noch Handel und Wandel wie ein Schulmeister regeln wollte, da konnte jeder Schafskopf Kaufmann sein. Jetzt sind wir frei, jetzt kann sich zeigen, wer etwas versteht. Jetzt gilt der Kerl!“

Heinrich Schierholdt trat ganz ruhig auf den Redner zu, schlug ihn mit einem gewaltigen Schlag der Faust nieder und ging still davon.

Rechtsanwalt Schütt erzählte abends in der „Harmonie“ den Freunden am Stammtisch von dem Ereignis, das die kleine Stadt stark beschäftigte. „Schöne Zeiten sind das!“ grollte er. „Der Halunke ist bald wieder aufgestanden. Schade! Und was wird nun kommen? Er wird klagen und weiter gaunern. Aber Heinrich

Schierholdt, der vorbildliche Frontsoldat, der wird verurteilt. Es ist eine Schande!“

Dieser Handel ging anders aus als der Rechtsanwalt vorausgesehen hatte. Detlef Haack musste doch wohl eine Scheu fühlen, das Gericht schon wieder mit seiner Person zu beschäftigen. Heinrich Schierholdt glaubte erst, sich mit dem Faustschlag in das Gesicht des schlechten Menschen befreit zu haben. Bald aber erkannte er den Irrtum dieser Hoffnung. Sein Schlag hatte einen andern gemeint. Er musste seine schwere Last weitertragen.

Das Kind der Magd Lena Röschmann war der ständigen Aufsicht seiner Großmutter nun entwachsen. Dorfkindern müssen früh lernen, sich im Leben allein zurechtzufinden. Der kleine Jürgen mischte sich auf der Straße in das Spiel der Kinder. Im Vorbeigehen hörte Heinrich Schierholdt einmal, wie um ihn ein Kinderzank entstand. Es waren lauter Knirpse versammelt, und der Älteste zählte gewiss nicht mehr als sechs Jahre. Alle waren sie gegen den kleinen Jürgen verbündet, den sie mit dem hämischen Ruf: „Franzos! Franzos!“ umheulten. Sie wussten wohl alle nicht, was das eigentlich bedeuten sollte, die Schimpfenden nicht und nicht der Beschimpfte. Einer hatte das Wort einmal aufgehoben, als es ein Erwachsener beim Anblick des kleinen Jürgen lachend hinwarf. In seinem Zorn zog er es nun hervor, und die andern waren ihm Echo.

Der Bauer trieb die Kinder auseinander und trug den schreienden Knaben zu seiner Großmutter in die Kate. Dann ging er mit verzerrtem Gesicht nach Hause. In seinen Schläfen brauste das Blut. Trug nicht vielleicht auch schon der kleine Timm den Schandnamen „Franzose“, der alle beschimpfte: seine Mutter, seinen Vater, seine Großeltern, alle Schierholdt, die Lebendigen und die Toten? War der Name schon geprägt, der das Kind ausstoßen musste aus der Gemeinschaft seines Dorfes und seines Volkes? Und dann sah Heinrich dem schrecklichsten aller Gedanken ins Auge. Was war nicht alles geschehen in der Zeit, da die Männer im Felde standen und die Frauen so lange allein wa-

ren! Jedes Dorf hatte da seine Geschichten. Wenn nun Elisabeth...? In deinem Leben kann es nie wieder licht werden, Heinrich Schierholdt. Aber du bist entschlossen, deine Pflicht zu tun. Mit Mühe ist das Vaterland vor dem völligen Untergang bewahrt worden. Nun verteidigst du die Scholle, auf der du geboren bist, suchst sie dem kleinen Timm zu erhalten. In ihm ist gutes altes Blut gerettet, in ihm ist die Folge gesichert, das Weiterleben eines jener Bauerngeschlechter, aus denen das Volk die Kraft ziehen muss, die es jetzt bitterer nötig hat als jemals im leidvollen Lauf seiner Geschichte. Solche Gedanken haben dir bis hierher Kraft gegeben, Heinrich Schierholdt.

Aber wir sind nicht nur von der ganzen Welt, wir sind auch von Gott verlassen. Der Teufel treibt mit uns ungehindert sein Spiel.

Der Teufel blies dem Bauer mit Hohngekicher einen entsetzlichen Gedanken ein, der sich wohl auch früher schon gemeldet hatte, der aber nach bitterem Kampf zuletzt doch immer abgewiesen werden konnte. Heute kam er in der Verkleidung der Gewissheit, und seine Stätte wurde ihm nicht mehr bestritten. Der kleine Timm ist Franzose, Heinrich Schierholdt; mit all deiner Mühe dienst du dem Fremden. Die Zukunft deines Geschlechts ist in diesem Kinde verfälscht, bedroht. Unter dem Namen Schierholdt wächst das ganz Andere, das Fremde heran. Und da der Bauer so dem bloßen Wahnsinn ins Gesicht sah, glaubte er darin doch seine menschliche Pflicht zu erkennen.

Zu Hause nahm er den Revolver aus dem verschlossenen Schreibtisch. Unter dem geöffneten Fenster stand der Wagen des kleinen Timm. Der Vater beugte sich hinaus und durchforschte das Gesicht des schlafenden Kindes mit finsternen Blicken. Der Knabe lächelte in seinem Schlummer. Der gequälte Mann schluchzte auf, warf den Revolver an seinen Platz zurück, sah sich wie erwachend um. Wie konnten solche Gedanken Macht über ihn gewinnen? Er fühlte sich wie aus einer großen Gefahr befreit.

* *
*

Im Sommer 1920 sagten die Bliedorfer mit allgemeiner, ehrlicher Freude: „Heinrich Schierholdt ist da nun mit durch.“ Der Bauer ließ seinen klaren Verstand und seine Schaffenskraft mehr und mehr dem ganzen Dorf zugutekommen. Hans Pöhls, den Bauernvogt, hatte früher zuweilen der Neid gefasst, wenn er sah, wie die jungen Schierholdts sich anschickten, das alte Geschlecht der Pöhls zu überflügeln. Nun sagte er oft: „Ich will abgeben, und du musst Bauernvogt werden, Heinrich!“

Das Prahlen mit wirtschaftlichen Erfolgen ist den Bauern dieser Gegend ein tiefeingewurzelttes Bedürfnis. Törichterweise gaben sie diesem Hang noch nach, wenn sie jetzt bei der Heimkehr aus der Stadt das Bündel Tausendmarkscheine vorzeigten, das ihnen für ein Pferd ausgezahlt worden war. Jürgen Sievers, der trotz des bösen Kriegsendes noch immer nichts auf die deutsche Feldartillerie kommen ließ, prahlte töricht mit der hohen Summe, die der Maurer für eine kleine Instandsetzung seines Hauses forderte. Es klang, als wollte er sagen: „Kommt alles gar nicht darauf an. Wir haben es ja dazu.“

Heinrich Schierholdt aber durchschaute als erster den großen Betrug der hohen Zahlen. Die Stütze, die der Bauer an seinem Ersparten, dem baren Besitz hat, sah er schnell morscher und unzuverlässiger werden. Nicht lange wird es währen, dann ist diese Stütze nur noch eine Einbildung. Noch arbeiten in den Städten die Fabriken. Aber auch da hat der Verfall eingesetzt. Eines Tages werden die Arbeiter entlassen; die Mauern der Gebäude zerbröckeln, die Maschinen frisst der Rost. Als sicherer Besitz bleibt dem unglücklichen deutschen Volk nur sein Boden, sein spärlicher Boden, bleibt nur der ewige Acker. Die Sieger werden ihre wahnsinnigen Forderungen mit aller Härte eintreiben, und nur der Bauer wird geben können. An dem Bauern hängt das zukünftige Leben Deutschlands, und Deutschland *muß* leben.

Für solche Gedanken suchte Heinrich Schierholdt bei seinen Dorfgenossen eine gute Statt, nicht, damit er etwas gelte, auch nicht, um einem drängenden Mitteilungsbedürfnis zu genügen. Der ernste Mann fühlte jetzt tiefer als je die Wohltat des Schweigendürfens. Aber nun musste er reden, weil er vor andern die große Verantwortung erkannte, die der Ausgang des Krieges dem deutschen Bauern aufgebürdet hatte.

Im Vorfrühling des Jahres war Fritz Schierholdt endlich aus der französischen Kriegsgefangenschaft heimgekehrt. Für sein stark zusammengeschmolzenes Erbe erwarb er nicht weit von Bliedorf in der Flussniederung Ödland, das er in Fruchmland zu verwandeln gedachte. Bevor er an diese Aufgabe heranging, hielt er sich einige Monate auf dem väterlichen Hof auf. Seine Mutter ließ sich an jedem Abend von den Erlebnissen in Frankreich erzählen. Zwar war er dazu oft unlustig; aber den Fragen der Mutter war schwer zu widerstehen. „Ich musste fast immer beim Bauern arbeiten“, sagte er, „und ich habe da nichts ausgestanden. Bauer und Bauer, das versteht sich schon. Ich darf wirklich nicht klagen.“

„Mein Junge“, sagte Abel mit einem scharfen, prüfenden Blick, „sage mir mal eins: Wenn du nun mit deinen Kameraden, die bis zum Schluss im Felde standen, wenn du mit denen in der Wirtschaft zusammen bist, und ihr trinkt und kriegt beim Erzählen heiße Köpfe, wirst du denn auch so sprechen?“

„Warum sollte ich nicht, Mutter?“ antwortete Fritz. „Was wahr ist, muss doch wahr bleiben. Wie meinst du das?“

„Denn ist es gut, mein Junge.“ Abel schloss das Gespräch ab und gab auf die letzte Frage keine Antwort mehr.

Fritz Schierholdt war also wieder im Lande. So kam für alle Überlebenden die Heimkehr in den Frieden, wenn denn ein Zustand, der mit dem vor 1914 in nichts mehr verwandt ist, überhaupt Friede genannt werden darf. Für Elisabeth war noch kein Friede gekommen. In vielen Nächten fuhr sie aus dem Schlaf auf

und horchte zu ihrem Mann hinüber. Bezeugt sein Atem noch ruhigen Schlaf, oder deutet sich das schnell wachsende Stöhnen schon an, das dem Schrei vorangeht? „Der Franzose!“

Heinrich war gelassen und freundlich, gab ihr auch den Anteil an seinen Mühen und Sorgen, den sie nun als ihr Recht forderte. Aber es stand etwas zwischen ihnen. Ganz sorglos und heiter konnte der Mann nur im Umgang mit Wiebke sein. Von den Spielen und Gesprächen der beiden aber war Elisabeth ausgeschlossen; sie konnte nur zuweilen davon etwas erlauschen. Das Herz tat ihr weh. Und warum war Timm, den sie doch mit Freuden empfangen, mit Freuden getragen und geboren hatte, warum war er für seinen Vater kaum vorhanden? Durch die kleine Wiebke warb Elisabeth um ihren Mann. Aber sie sah kein Weiterkommen, und der Friede war weit.

Eines Tages kam ein Brief von Gertrud Schmitt, der in seinem Anfang die Verlobung der Freundin mit einem Arzt anzeigte. Elisabeth ließ die Bogen sinken und überdachte das Leben der Freundin. Deren Prüfung war vorüber; die konnte nun mit den Erfahrungen des Kriegsdienstes ihrem Manne auch in seiner Arbeit von allem Anfang her ein guter Kamerad sein. Muss der Mensch durch sehr viel Schweres erst hindurch, wenn er auf ein kleines Glück Anspruch machen will? Gertrud hat viel aushalten müssen. Aber trage ich, Elisabeth Schierholdt, nicht auch, was mir aufgeladen ist? Trage ich es so schlecht?

Der Brief der Freundin brachte im Weiteren eine bestürzende Nachricht: Gaston Marzais war in Berlin. Elisabeth stand wie gelähmt, unfähig, dem Einsturz der kleinen, gebrechlichen Mauer zu wehren, mit der sie den Rest ihres schrumpfenden Lebensbereiches mühsam noch hatte umhegen können. Es war fahrlässig gehandelt, als sie des Franzosen in verlorenen Augenblicken zuweilen mit einem ruhigen, warmen Gefühl gedachte, so wie man einer wohltuenden Jugenderinnerung nachsinnt. Zweimal hatte er ihr mit feierlichem Ernst das Versprechen gegeben: „Ich komme wieder!“ Fahrlässig hatte sie sich gezeigt, als sie den Ernst dieser

Worte nur halb gelten ließ. Nie hätte sie das unerbetene Versprechen entgegennehmen, nie auch nur den Schein einer Annahme aufkommen lassen dürfen. Nun stieg aus dem, was sie einst leichtfertig geschehen ließ, die fürchterliche Drohung empor. Nun ging es um ihren letzten Besitz. Die nächtlichen Schreie ihres Mannes, der Armeerevolver im Schreibtisch, Gaston Marzais – mit einem Mal zeigte sich ihr alles unheilvoll verkettet.

Elisabeth schrieb einen langen, wirren Brief an Gertrud Schmitt, einen Brief voll von Geständnissen und verzweifelten Selbstanklagen. Wie einen Schrei aus tiefster Not wiederholte sie immer wieder die Worte: „Verhindere du, dass er hierher kommt! Er darf nicht kommen. Es gibt ein entsetzliches Unglück.“

Gaston Marzais hielt sich in Berlin auf. Er war als Dolmetscher einer französischen Kommission zugeordnet, die für einige Wochen dort Verhandlungen führen musste. Dem Rechtsanwalt Doktor Georg Schmitt in Ansbach hatte er dies mitgeteilt und ihn zugleich um eine Unterredung gebeten.

Georg Schmitt hatte sich noch kaum in seine Vorkriegsbeschäftigung zurückgefunden. Obwohl er alles mehr war als ein Landsknecht, suchte er doch wie unter einem Zwang überall da seinen Platz, wo im Innern des Landes und an weiterhin bedrohten Grenzen bewaffnete Männer schweres Unheil noch zu verhindern wussten. Nun saß er in einem kleinen Hotelzimmer in Charlottenburg dem Franzosen Gaston Marzais gegenüber. Beiden war das Herz voll; aber es war unendlich schwer, für ihre Auseinandersetzungen einen Anfang zu finden. Beide waren entschlossen, alles nur Anklägerische zu vermeiden. Da aber die Dauer des Zusammenseins auf eine Woche festgesetzt war, brauchte nichts überstürzt zu werden.

„Frankreich hat gesiegt“, sagte Gaston Marzais. „Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich mich dessen freue, wenn ich außerdem diesen Sieg für notwendig halte. Im Übrigen weiß ich, was Deutschland der Welt gegeben hat und noch geben kann. Die Wahl meines Studiums hat einst bezeugt, wie ich mich vom deut-

schen Geiste angezogen fühlte. Ich suchte und suche noch jetzt im Deutschen eine Ergänzung meines Wesens. Darum verabscheue ich den Hass, der in Frankreich gepflegt worden ist. Ich kenne mein Volk und weiß, dass es diesen unwürdigen Hass überwinden wird.“

„Ja, es ist sehr bequem, mit dem Hass Krieg zu führen“, antwortete Georg Schmitt. „Aber mit Hass wird keiner der Forderung des Schicksals gerecht. Das ungeheure Leid muss einen Sinn gehabt haben. Daran klammere ich mich, obwohl einem Deutschen in dieser Zeit solcher Glaube wahrlich nicht leicht gemacht wird. Mit der Erkenntnis, dass der andere ein Scheusal ist, bestehen wir schlecht vor dem Schicksal.“

„Ach, da kommen Sie wieder mit dem Schicksal“, unterbrach der Franzose mit einem Lächeln.

„Ja, das Schicksal!“ wiederholte der Deutsche aufspringend. „Wie sehr bleiben wir unter der Forderung, wenn wir seine schauerliche Größe mit der Gemeinheit und Verworfenheit des Gegners im Kampf erklären wollen. Wo etwas nicht in Ordnung ist, da muss es einen Schurken geben, der die Störung verursacht hat. Diese Schuldschnüffelei ist das völlige Versagen, ist die dümmste Art, das Weltgeschehen zu erklären.“

„Ihre Ehrfurcht vor dem Schicksal in allen Ehren, Herr Schmitt. Sie darf uns aber nicht abhalten, Fehler zu suchen und abzustellen. Sie werden mir zugeben, dass dies trotz des Schicksals möglich ist, möglich sein muss, wenn wir nicht daran verzweifeln wollen, das Leben sinnvoll zu führen. Der Völkerbund ist ein hoffnungsvoller Versuch in dieser Richtung. Die Deutschen wollen immer das Ideal im Fluge erreichen. Wäre es nicht besser, wenn wir auf der Erde einen Weg bauten und uns dem Ideal von Etappe zu Etappe zu nähern versuchten? Ihr sprecht immer vom Schicksal, verliert euch ins Unbestimmbare, ins Unendliche.“

Georg Schmitt setzte sich wieder an den Tisch: „Da kommen wir also auf den alten Vorwurf, dass wir nicht zu formen verste-

hen. Formung ist immer ein Verzicht auf das Unendliche, und dieser Verzicht fällt uns schwer. Vor einem rohen Marmorblock sitzt der deutsche Former und träumt seinen tausend Plänen nach. Aber er muss einmal, so schwer ihm das auch werden mag, 999 Plänen entsagen, damit *einer* Gestalt annehme. Das ist die Forderung des Schicksals an uns. Wir haben sie lange nicht beachtet; nun verschafft sie sich im Donner des Zusammenbruches einer überlebten Welt Gehör. Deutschland wird seine Form finden. Daran glaube ich, nachdem ich in diesem Krieg zu meinem Volk heimgefunden habe. Wir sind hart getroffen. Aber sind wir zu Staub zermahlen? Was könnten Formwille und Formerfahrung da nützen, wo kein Material mehr ist? Da werden aus Trümmern vielleicht noch ein paar niedliche Figürchen entstehen, aber nicht mehr. Nein, so weit ist es nicht gekommen, wird es auch nicht kommen. Noch sind wir trotz allem nicht zum Flugsand im Weltgeschehen herabgewürdigt. Ein Marmorblock sind wir geblieben, in dem ein mächtiges Bildwerk schlummert. Das ist die Gewissheit, aus der wir weiterleben.“

„Ich freue mich Ihres Glaubens an Deutschlands Zukunft. Wenn Sie aber – wie ich fast annehmen möchte – andeuten wollen, dass französischer Formerwille im französischen Volk keinen Gegenstand mehr findet und in allerlei niedlichen Figürchen sein Genüge suchen muss, dann lassen Sie sich sagen: Das ist ein Irrtum. Sie müssen doch im Kriege gelernt haben, über die törichten Reden vom dekadenten Frankreich zu lächeln. Deutschland kann Frankreich, Frankreich Deutschland nicht vernichten. Die beiden Völker sind im Ringen miteinander stark geworden, haben sich gegenseitig den Untergang von Herzen gewünscht. Wenn nun die Einsicht von der Unmöglichkeit der Vernichtung durchbricht, sollte sie uns nicht Hoffnung geben?“

Nach einer Pause voll schweren Grübelns sagte der Deutsche: „Frankreich kann Deutschland, Deutschland kann Frankreich nicht aus der Welt drängen. Das muss Gottes Wille sein. Wollen Sie, Herr Marzais, mit Ihrer Erkenntnis von der Unmöglichkeit

gegenseitiger Vernichtung sagen, dass wir andere Grundlagen für das Zusammenleben unserer Völker suchen müssen, dass etwas ganz Neues, etwas Unerhörtes Einfluss gewinnen muss? Dann geben Sie mir die Hand! Das Neue kommt.“

„Sie reden von dem Neuen, Herr Schmitt. Eben jetzt aber verkündet ein Deutscher den hoffnungslosen Untergang des Abendlandes. Der Erfolg des Buches beweist leider, wie sehr Sie mit Ihren Hoffnungen allein stehen, lieber Doktor Schmitt.“

„Gönnen Sie meinem gequälten Volk für eine Zeit die menschliche, allzumenschliche Befriedigung darüber, dass die Sieger ihres Sieges nicht froh werden dürfen, da das ganze Abendland dem Untergang geweiht ist. Verzweifelnde Zeiten haben immer ihre apokalyptischen Visionen. *Ich* habe die Verzweiflung hinter mir. In die äußerste Tiefe habt ihr das deutsche Volk hinabgeworfen. Dort kommt es nun zur Besinnung, findet sich schwer geschunden, aber doch mit heilen Gliedern. So tief ist der Sturz, dass Deutschlands Zukunft nur ein Aufstieg sein kann.“

Wieder kam eine lange Zeit quälenden Schweigens. „Frankreichs Zukunft aber kann nur ein Sturz von der Höhe sein. So ging Ihr Gedanke doch zu Ende? Sie dürfen ihn aussprechen; denn da ich Ihren Schmerz um Deutschland kenne und verstehe, muss ich Ihnen viel zugutehalten.“

Georg Schmitt schüttelte den Kopf: „Sie haben eben den gegenseitigen Verzicht auf den Vernichtungswillen als den Punkt hingestellt, von dem eine Neugestaltung des Zusammenlebens unserer Völker ausgehen muss. Ich habe Frankreichs Vernichtung nie gewollt und will sie auch jetzt nicht. Das Neue kommt. Mit vielen meiner Kriegskameraden erhalte ich die Verbindung aufrecht, nicht mit den Offizieren allein, nein, auch mit den einfachen Soldaten, und mit ihnen besonders. Wir sind da draußen zusammengewachsen, sind Volk geworden. Sie dürfen mich nicht missverstehen. Ich werde ein Mensch des geistigen Strebens bleiben. Nur habe ich gelernt, dass in der Welt, in der wir

leben, „reiner Geist“ ein Unding ist. Immer bleibt der Geist an physische Gegebenheiten gebunden, nur an ihnen und durch sie kann er sichtbar und wirksam werden. Der „reine Geist“ ist ein Gespenst, d.h. den einen ist er Aberglaube, den andern Anlass zum Hohngelächter. Das rechte gegeneinander Abgewogensein des Geistes und Blutes im einzelnen Menschen ist ein seltener Glücksfall. Darum ist ein Zusammenfinden aller, die zum Volk gehören, so bitter notwendig. Zwischen Aberglauben und Hohngelächter wird das Reich des bauenden Glaubens gefunden werden. Wir bilden einen Kern, einen ganz kleinen Kristallisationspunkt; aber eines Tages wird die Masse anschießen. Wir werden ein Volk sein, wir werden unsere Form finden. Es ist freilich sehr zweifelhaft, ob Frankreich an dieser Form Freude haben wird. Denn es wird eben die deutsche, nicht die französische Form sein. Lassen Sie sich in diesem Punkt durch die augenblickliche Verfassung des deutschen Reiches nicht täuschen!“

Der Deutsche stieß das Fenster auf. Die Zimmerluft war drückend und beängstigte ihn. Still lag die Straße. Der schöne Sommerabend zog die Freunde ins Freie. Still gingen sie unter den Ulmen nebeneinander her. Ganz fern am Ende der langen, schnurgeraden Straße ragte die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche auf. Sie schob sich, fast gegen den Willen der Wandelden, als Ziel in ihren Gesichtskreis, und plötzlich standen sie am Kurfürstendamm mitten im Lärm der großen Stadt. In doppelten, dreifachen Zügen standen blitzblanke, neue Automobile vor den Vergnügungsstätten aufgereiht. Der Wärme wegen waren die großen Fenster an der Straßenseite ausgehoben. Ständig hörte man mehrere Musikkapellen gleichzeitig. Man konnte tief in die Säle hineinsehen. Hier gab sich der Schieber dem hin, was er Lebensfreude nennt.

„In Frankreich wird seit dem Kriegsende auch mehr getanzt als früher“, sagte Gaston Marzais. „Aber dies ist doch, entschuldigen Sie, dies ist doch unwürdig.“ Georg Schmitt sah den Zug der Geringschätzung im Gesicht des Franzosen.

„Frankreich hatte nur einen Sieg zu feiern“, erwiderte er hart. „Aber Deutschland muss eine Verzweiflung übertäuben. Wollen Sie das nicht vergessen!“

Ohne Verabredung kehrten sich beide gleichzeitig ab. Sie ließen den Lärm hinter sich und fanden zurück in ihre stille Straße. Der Zug der Bitterkeit war aus dem Gesicht des Deutschen nicht gewichen. Da blieb der Franzose stehen und legte ihm die Hände in schöner Herzlichkeit auf die Schultern: „Mein Freund, ich lasse Deutschland Gerechtigkeit widerfahren. Und meine Gerechtigkeit ist kein Ergebnis kalter Überlegung. Ich habe in den Werken des deutschen Geistes mit der Großmut und Begeisterung der ersten Jugend gelebt. Das lässt sich nie auslöschen. Und noch eins, mein Freund: ich habe eine deutsche Frau sehr geliebt. Mein Verhalten dieser Frau gegenüber könnte Untreue genannt werden, und doch spricht mein Gewissen mich frei. Aber da bleibt noch etwas zu klären. Ich muss sie noch einmal sehen, muss wissen, wie sie lebt. Ich bin gewiss, dass sie meiner nicht bedarf; aber ich will das sehen. Was sie in meinem Leben bedeutet, das glaube ich jetzt zu verstehen. Ihr danke ich es, wenn ich in den Jahren des halben Lebens als Gefangener die Gefahr einer Vergiftung des inneren Menschen überwand. Sie hat sie rein und geweiht erhalten, die Stelle, an der einmal meine Lebensgenossin und die Mutter meiner Kinder stehen soll. An der Liebe zu dieser deutschen Frau habe ich erfahren, was die Frau überhaupt ist. Und das ist sehr viel: das halbe Leben. Und es ist viel auch für unser Werk, lieber Doktor Schmitt. Der Krieg war *unsere* Arbeit, reine Männerarbeit. Sie ist uns übel genug geraten. Was wir jetzt planen, soll besser gelingen, und dazu muss uns die Frau helfen, die Deutsche und die Französin. Sehen Sie, es ist so, dass ich diese deutsche Frau vor mir sehe, wenn einer ‚Deutschland‘ sagt. Deutschland! Das ist ein Klang, der mein Herz berührt. Ich musste Ihnen dies sagen, damit Sie sich nicht mehr gekränkt fühlen.“

Georg Schmitt nahm die Hände des anderen von seiner Schulter und drückte sie fest. Dann gingen sie weiter in einem

Schweigen, das der Franzose als erster überwand. „Sie tragen eine große Hoffnung für Ihr Vaterland, Herr Schmitt. Ich sehe mit Bewunderung, was Nietzsche mit seinem „amor fati“ gemeint haben kann. Darf ich Sie an unsere alten Nietzsche-Gespräche erinnern? Glauben Sie mir: das Klapperblech der großen Worte höre ich mit schärfstem Misstrauen. Und wie steht es nun mit dem guten Europäer? Haben Sie nun in Ihrer deutschen Not den Gedanken an Europa abgetan?“

„Es gibt doch den gepriesenen Völkerbund. Wer wird da noch von Europa reden?“

„Lassen Sie doch den Hohn, lieber Herr Schmitt! Mit dem Hohn wird nichts geschaffen. Ich werbe um Sie, Georg Schmitt. Kennen Sie diese Worte? Sie haben mir einmal geschrieben: Ich werbe um Sie, Gaston Marzais. Wollen Sie Europa noch?“

Georg Schmitt antwortete ernst, fast feierlich: „Wenn Ihnen Europa etwas anderes ist als der Völkerbund, dann will ich es mehr als je. Aber in Europa werden sich Frankreich und Deutschland nur unter der Bedingung voller Gerechtigkeit für Deutschland finden können. Frankreich ermahnt uns priesterlich zu Reue und Buße und macht die Absolution abhängig von der Befolgung vieler guter Ratschläge. Wir sind dieser üblen Schulmeisterei überdrüssig. Es ist eine Anmaßung und Lächerlichkeit, den Baum als Wildling zu behandeln, dessen edle Frucht durch viele Jahrhunderte wahrlich die Menschheit mitgenährt hat. Es ist eine Lächerlichkeit, immer Edelreiser anzubieten, nach denen kein Mensch verlangt hat. Unser Baum trägt andere Frucht als eurer. Aber wollen wir uns nicht des Reichtums der Verschiedenheit freuen? In Gottes großem Garten ist Platz für Fruchtbäume der verschiedensten Art. Ist es nicht eine Lächerlichkeit, wenn der Apfelbaum mit dem Birnbaum rechtet: Warum trägst du nicht Äpfel wie ich? Deine Früchte sind falsch, weil sie keine Äpfel sind.“

Dieser letzte, heftige Ausbruch des Deutschen hatte in dem Franzosen den Widerstand aufgerufen. Als sie sich vor dem Ho-

tel trennten, klangen die Worte ihres Abschieds frostig und schroff und ließen ein Auseinandergehen, das doch nur vorläufig gemeint war, hoffnungslos abschließend erscheinen. Indem sie wie im Fluge ihre Auseinandersetzungen noch einmal überschauten, dachte der Deutsche: „Zu Ende!“ und der Franzose: „Sans lendemain!“

Der nächste Abend aber sah sie doch wieder in langen Gesprächen vereint. Gaston Marzais rückte seinen Stuhl dem des deutschen Freundes näher: „Auseinandersetzungen! Ihr habt da ein scheußliches Wort gebildet. Wir wollen uns zusammensetzen, mein Freund, und lassen Sie uns keine Auseinandersetzung haben, sondern eine explication!“ Immer aber war über diesen Abendgesprächen die Unstete, ein erregender Wechsel von Annäherung und Entfremdung. In manchen Stunden, die Georg Schmitt einsam durchgrübelte, erschien ihm alles aussichtslos: „Schulmeister habe ich die Franzosen gescholten und weiß doch so gut, dass ich zuerst den hartnäckigen Schulmeister in mir selbst überwinden müsste. Was wir uns in unseren Abrechnungen bestreiten, was wir uns einräumen, alles klingt vorgedacht, nachgesprochen, wie aus Büchern geschöpft, und im Grunde bleibt unser beider Urteil selbst *nach* diesem Kriege noch Vorurteil. Habe ich die Sommerbesprechungen von Pontigny, die ich selbst bespöttelte, nun nach Berlin verlegt? Ach, man kann wohl müde werden!“

Zu anderen Zeiten wieder belebte ihn ein Vertrauen, das aber nie überschwänglich wurde und seine Bedrohtheit nie vergaß. So ging die Woche hin, und als der Abschied endgültig sein musste, gaben sich die Freunde in einem starken Händedruck das stumme Versprechen, an die Lösung einer schönen, aber auch unendlich schweren Aufgabe alle Kraft zu setzen. Über ihrem letzten Beisammensein stand fest eine bescheidene Hoffnung.

* *
*
* *

Als Gertrud Schmitt noch überlegte, wie sie den Wunsch ihrer geliebten Elisabeth erfüllen könne, kam ein Brief von Gaston Marzais, der alles einem bösen Ende zuzutreiben schien. Gertruds Vermittlung wurde angerufen. Sie sollte anfragen, ob ihre Freundin gegen einen Besuch des Franzosen in Bliedorf etwas einzuwenden habe. Lange Zeit konnte sie zu keinem Entschluss kommen und gab am Ende der Bitte nur nach, um die Freundin zu einer abschließenden und unwiderruflichen Erklärung zu zwingen.

Elisabeth Schierholdt antwortete denn auch sofort, sie dürfe und wolle Gaston Marzais nie, nie wiedersehen. Als sie den Brief in Gertruds Händen wusste, kam eine neue Ruhe über sie. Es konnte noch vieles gut werden in ihrem Leben. Heinrich gab sich in der letzten Zeit freier und heiterer, und in einer guten Abenddämmerstunde vor der Haustür wurde ihr Mut zu einem Wagnis reif:

„Heinrich, der Franzose Gaston Marzais, der einige Jahre bei uns war, du erinnerst dich seiner doch? Er ist in Deutschland, in Berlin, und ist dort mit dem Bruder meiner Freundin Gertrud zusammengetroffen. Die beiden kannten sich von vor dem Kriege her. Und nun kommt etwas sehr Sonderbares: Er hat durch Gertrud bei mir anfragen lassen, ob er uns wohl einmal besuchen dürfe. Er war gewiss ein guter Mensch. Aber was soll uns jetzt sein Besuch? Ich habe natürlich abgeschrieben.“

Heinrich Schierholdt sah finster in den dunkelnden Garten hinein. Elisabeth getraute sich nicht, mit Fragen und weiteren Reden Äußerungen von ihm zu erzwingen. Ihr Herz hämmerte in regellosen Schlägen. Sie wusste es: nun denkt er an seinen Revolver.

An einem der nächsten Tage saß der Bauer während der Mittagspause schweigend in der Kate bei seiner Mutter und betrachtete – oft tat er das seit seiner Heimkehr – ein Bild, das ihn selbst als dreijähriges Kind zeigte. Heute bemerkte er an der rechten Stirnseite zum ersten Mal einen kleinen, eigensinnigen Wirbel,

der sich später verloren haben musste. Heute, wie schon so oft, wollte er nach solchem Betrachten seinen Sohn sehen. Da ergab es sich, dass der kleine, nun zweijährige Timm verschwunden war.

Eine maßlose Angst ergriff den Bauern. Das Kindermädchen kam eben schuldbewusst mit heißem Kopf von einem eigenmächtigen Gang ins Dorf zurück. Sie hatte der sechsjährigen Wiebke für einen Augenblick die Aufsicht über den kleinen Bruder übergeben. Im Schwatzen war aus dem Augenblick unversehens eine Stunde geworden, und solchen Ewigkeiten war Wiebkes Pflichtgefühl noch nicht gewachsen. Sie hatte plötzlich nach ihren kleinen Hühnern sehen müssen, und Timm war allein im Garten zurückgeblieben. Nun war er nirgends zu finden.

Elisabeth lief herzu. Liese Kruse stellte sich ein. Keine Stimme antwortete den Eltern. Heinrich Schierholdts Ruf steigerte sich schnell zu einem heiseren Geschrei, das Knechte und Mägde aus dem Mittagsschlaf riss. Die große Erregung des Bauern teilte sich allen anderen mit. Es entstand ein geräuschvolles Ratschlagen.

Die Pforte nach der Straße zu war weit offen. Das Kind hatte sich also ungehindert entfernen können. Alle Dorfbewohner lagen im Mittagsschlaf; gewiss war Timm auf der Straße keinem Menschen begegnet. Der Dorfteich war ganz nahe. Der Bauer trieb seine Leute nach allen Richtungen zum Suchen auseinander. Er selbst stürzte an den Dorfteich, beugte sich vom steinernen Bord weit über den Wasserspiegel vor, versuchte, mit seinen Augen das Dunkel des Wassers zu durchdringen. Beschwörend flüsterte er in die Tiefe hinab: „Timm, Timm, bist du da?“ Dann wurde er sich seiner Torheiten bewusst. Der Teich musste durchsucht werden. Er lief wieder auf den Hof, um einen Nothaken zu holen. Aus weiterer und näherer Entfernung hörte er den Namen seines Sohnes gerufen. Seines Sohnes! Seines Sohnes! Heinrich Schierholdt wusste es in dieser Stunde und wurde ruhiger.

Überall suchten die Leute vom Schierholdt-Hof. Aber der Garten lag unbeachtet und ganz verlassen. Der Bauer ging die Steige entlang, nun sehr besonnen, langsam, spähend. Die Bohnen waren an ihren Stangen schon fast zur Mannshöhe emporgerankt. Die schmalen Steige zwischen den Beeten hatten sich in kleine Laubengänge verwandelt, die mit dem Geheimnis ihres grünen Dämmers wohl ein Kind locken mochten. Heinrich Schierholdt durchsuchte sie alle und fand seinen Sohn.

Der kleine Timm lag da in einem tiefen, friedevollen Schlaf. Hier hatte er sich genommen, was ihm die Nachlässigkeit des Wartemädchens ungebührlich lange vorenthalten hatte. Eine Lücke der grünen Wand war nur sehr mangelhaft geschlossen durch ein einziges Blatt, das im leichten Winde hin und herging, den Sonnenschein ungehindert durchließ oder ihn abblendete.

Heinrich Schierholdt beugte sich über das Kind. Der Sonnenfleck fiel dem kleinen Timm auf die rechte Seite der Stirn, die hell aufleuchtete. Dann aber huschte wieder ein Schatten über die Stelle. Was war da Großes geschehen? Ein schlichtes Blatt regte sich spielerisch im Sommerwind, der Sonnenschein tat *sein* Spiel dazu, und es entstand auf der Stirn des Knaben ein schönes, leuchtendes Zeichen, einem Blinkfeuer ähnlich, das den verirrtten Schiffer in den Hafen ruft. „Du Tor! Willst du von deinem Wahn noch immer nicht lassen?“ Der Vater sah in dem Sonnenfleck den kleinen, eigensinnigen Wirbel an der rechten Stirnseite, den kleinen Schönheitsfehler, den die Mutter zu verbergen suchte. Der Schlaf hatte alle Künste zunichte gemacht. Und der Bauer erkannte sein eigenes Bild, erkannte sich selbst in dem schlafenden Kind. Da zerriss ein letzter, leichter Schleier, und die Wirklichkeit stand vor ihm, unverhüllt. Ruhe ging von ihr aus, und sie war schön.

Als Elisabeth, die das Haus durchwühlt hatte, zu neuem Suchen in den Garten lief, sah sie ihren Mann aus einem der Seitenwege herauskommen. Das Kind trug er auf dem Arm. Er ging ganz langsam und feierlich. Im Näherkommen erkannte Elisabeth

aus dem abwesenden Leuchten seiner Augen den Menschen, der in der großen Wandlung steht. Sie rief ihn nicht an.

Am Abend forderte ihr Mann sie zu einem Gang durch die Felder auf. In seinen Augen stand noch das Leuchten, wohl nicht mehr so überirdisch groß wie am Mittag, dafür aber traulicher und menschennäher. Schweigend, versunken und wie absichtslos führte Heinrich seine Frau auf den Radekamp. Plötzlich erwachte er, ergriff Elisabeths Hand, zog sie in einen atemraubenden Lauf hinein. Nun standen sie am Rande der großen Mergelkuhle. „Pass auf, Elisabeth!“ rief Heinrich Schierholdt. Er griff in die Tasche, und dann flog der Armeerevolver ins Wasser. Sein helles, befreites Auflachen brach sich jäh und wurde zu einem Schluchzen. Worte suchten sich einen Weg; Worte des Jubels über die endliche Befreiung drängten sich an dem Schluchzen vorbei: „Ich bin durch, Elisabeth! Liebe, gute, treue Elisabeth, nun sind wir da.“

Sie hielten sich umschlungen und baten einander um Vergebung. Der Mond stand am Himmel. Elisabeth sah sein Licht als silbernes Blinken über einem Meer, das nach langen Stürmen heimgefunden hat in den Frieden. So sieht das Glück aus, wenn man ihm still gegenübersteht. Törichte Jugend, die ihm in Unrast und Überschwang entgegenjauchzt, macht sich von seiner Gestalt wohl ein anderes Bild. Elisabeth wusste nun, dass Glück nie ungefährdeter Besitz werden kann, dass es immer wieder in den Kampf gestellt, immer von neuem versucht werden muss. Und doch war sie des Glückes sicher, weil sie nach langen, schweren Kämpfen eines Gottes gewiss sein durfte, der die Seinen nicht versucht über ihr Vermögen.

* *

*

Aus der Sicherheit seines Friedens und seines Glückes fragte Heinrich Schierholdt seine Frau: „Warum hast du dir eigentlich den Besuch des Franzosen verboten? Es darf nicht so aussehen, als wenn wir für das Unglück unseres Vaterlandes den einzelnen

Franzosen haftbar machen wollten. Ich verstehe es gut, dass er unser Dorf wiedersehen möchte. Ich will später auch einmal nach Frankreich zurück. Ich will die Stätten unserer Kämpfe wiedersehen. Schreibe ihm doch, oder lass ihm bestellen, dass er uns willkommen ist.“

An einem Sonntagmorgen saß Gaston Marzais in der Veranda dem Ehepaar Schierholdt gegenüber. Mit sehr scheuen Fragen musste die allgemeine Verlegenheit langsam überwunden werden. Aber dann wurde es ein gutes Gespräch. „Mein Freund Georg Schmitt“, sagte Gaston Marzais, „hat sein Volk gefunden. Das rühmt er immer wieder als eine gute Gabe des bösen Krieges. Ich habe gewiss mein Volk nie verloren; aber es hätte doch im weiteren Lauf meines Lebens geschehen können. Darum will ich nicht in das Gelehrten-dasein zurückkehren. Wenn das Vaterland meine Dienste nicht mehr unbedingt nötig hat, dann gehe ich in die Heimat zurück und werde auf Massignac Bauer.“

„Werden Sie Bauer“, sagte Elisabeth herzlich. „Mit dem Volkwerden und dem Volkfinden ist es eine sehr ernste Sache. Ich habe als Bauernfrau in Bliedorf alles gefunden, was mir einst fehlte. Werden Sie Bauer, Herr Marzais.“

Und wie immer bei bäuerlichen Besuchen einem ersten, einleitenden Gespräch bald der allgemeine Gang durch die Wirtschaft folgt, so geschah es auch hier. Die Schierholdt-Leute hatten dabei ihren Gast in die Mitte genommen. Der Bauer trug seinen Sohn auf dem Arm.

Wohl gab er sich Mühe, in seine Rede keine Bitterkeit einfließen zu lassen. Aber es war unvermeidlich, von dem schweren Kampf zu sprechen, der nach seiner Meinung dem deutschen Bauern bevorstand. Es waren rechte Bauernworte, die er sprach, am Nahen haftend, im Greifbaren sich bescheidend. Kunst der Rede war ihm fremd und mit ihr die wohl lautende, gefällige Hinführung seiner Arbeit auf einen höheren Sinn. Gleichwohl wusste er um diesen Sinn, und mit den Worten vom Besitz, von seiner Wahrung und Mehrung, von seiner dereinstigen Weitergabe an

einen jungen Menschen seines Blutes meinte und traf er auch den gegenwärtigen und zukünftigen Bestand seines Volkes und Vaterlandes.

Lange stand Gaston Marzais allein in der Döns der alten Kante. Alles zeugte noch von dem Leben, das er mit seinen Kameraden hier geführt hatte. Die rohen Regale aus Föhrenholz, auf denen über den Strohsäcken die Kästen und Schachteln der Gefangenen untergebracht gewesen waren, hatte man noch nicht abgerissen. An einer Stelle fand sich, mit Bleistift geschrieben, der Name Maurice Thaudière. Marzais geriet tief in Gedanken: Maurice wollte leben aus dem Hass gegen das Land, mit dem er zu tun hatte. Da nahm dieses Land seine Rache an ihm. Mir hat dasselbe Land freundlich gelächelt. Nein, der Hass ist keine Quelle des Lebens.

Schon schickte er sich an, mit einem kleinen Messer die Schriftzüge wegzuschaben; aber er besann sich anders, ließ den Namen unangetastet und lächelte scheu wie ein Ertappter. War dies vielleicht der tiefste und uneingestandene Grund seiner Reise nach Bliesdorf: Spuren zu verwischen, die Worte zumal, die er einst auf die Marmorplatte des kleinen Tisches schrieb? Elisabeths Hand ist schon vor zwei Jahren löschend über diese Spuren hingegangen und wurde dabei geführt vom Leben selbst, das Versprechungen nichtig macht, wenn sie gegen seine weisen Notwendigkeiten gehen.

Nichts soll geändert werden an dem, was geschehen ist. Töricht wäre der Versuch, aus einem Menschenleben Teile herauszuberechnen, um sie so dem Auge des Richters zu entziehen. Im überstürzten Aufbruch aus diesem Haus hatte Gaston Marzais vieles in Verwirrung zurückgelassen. Das schuf ihm Unruhe; er wollte in seiner Vergangenheit keine Unordnung dulden. Es war gut, dass die Dinge *hier* schon ihre Ordnung gefunden hatten. Nun war *auch ihm* dieser Teil seines Lebens ins Klare gebracht; nun durfte er sich ohne lähmende Erinnerungen einer Zukunft zuwenden, die, wie sie sich auch gestalten mag, immer der ord-

nenden Hand und dem ordnenden Geist ihre Aufgaben stellen wird, bis alles erfüllt ist.

In der Einsamkeit der alten Kate nahm der Franzose von Elisabeth Abschied: „Dank! Dank! Und möge dein Leben gesegnet sein!“

Abel hatte gleich am Morgen durch Stine Timm von der Ankunft des Professors gehört. „Was will *der* denn?“ fragte sie scharf und richtete sich in ihrem Lehnstuhl steil auf. Sofort aber ließ sie sich lässig zurückfallen; sie wusste, dass der Besuch auf dem Schierholdt-Hof kein Unheil anrichten konnte. Vor ein paar Tagen hatte ihr Elisabeth stolz von einer neuen Hoffnung erzählt. „Deern“, sagte Abel strahlend, „du siehst ja rein wie ein Engel aus in deiner Freude. Hast du denn gar keine Angst mehr davor?“ – „Nein, Mutter“, erwiderte Elisabeth, „es wird mit jedem Mal schöner.“

„Na, meine Deern, bis du mir nach bist, hat es noch gute Weile“, scherzte die Alte.

„Sieben“, lachte Elisabeth, „die nehme ich auch auf mich. Die junge Schierholdtfrau will nicht hinter der alten zurückbleiben. Dann aber muss es genug sein; denn beim achten würde ich mich totfreuen.“ Sie brach ihre Rede kurz ab und errötete in Beschämung über diesen Anflug alter Großsprecherei.

So war es nun zwischen Abel und ihrer Schwiegertochter. Was hatte da das Erscheinen des Franzosen groß zu bedeuten? „Denn muss ich mich ja wohl rein noch ’n bisschen schmuck machen“, sagte die Alte zu Stine Timm.

Gaston Marzais machte einen Gang durch das Dorf. Er stand auch an dem Teich, aus dem er das Kind der Greta Harders gerettet hatte. Am Nachmittag gingen die jungen Schierholdt-Leute mit ihrem Gast zu Abel in die Kate.

Die Anrede „Herr Professor“ lehnte Gaston Marzais sofort bei der Begrüßung ab: „Wenn ich den bunten Rock endgültig ausziehen darf, Frau Schierholdt, dann werde ich Bauer. Mein Bruder ist gefallen; ich übernehme den Besitz meines Vaters.“

Langsam kam ein Gespräch in Gang. „Wie groß ist denn die Stelle, die Sie da antreten?“ fragte Abel.

„So an 300 Hektar, Frau Schierholdt.“

Abel zog die Brauen in großem Staunen hoch: „Mein Gott, das ist ja mehr eine Grafschaft. Und alles guter Boden, alles Wiesen- und Pflugland?“

„Guter Boden, das kann man wohl sagen“, lachte der Franzose.

Abel presste die Lippen aufeinander: „Bei uns geht es armseiliger her. Und wer weiß, wie es in Zukunft noch werden mag! Ob uns überhaupt etwas bleibt? Wir müssen ja wieder gut machen.“

Gaston Marzais fühlte die Härte des Tones: „Wenn Sie einmal nach Paris fahren würden, Frau Schierholdt, dann würden Sie verstehen, dass Frankreich auch sein Teil getragen hat und noch trägt. Ich habe das alles mit Entsetzen gesehen. Bei Compiègne, kurz hinter Paris, sieht man die ersten Spuren. Und dann wird es immer grauenhafter, und die Zeugen des Krieges begleiten einen bis nach Maubeuge, bis an die Grenze. Sie haben wohl einige dieser Gegenden kennengelernt, Herr Schierholdt. Aber Sie waren damals Soldat und sahen vielleicht nur das Gelände zum Kriegführen. Wenn Sie es aber nun als Bauer wiedersehen würden, wenn Sie bedächten, dass dies alles einmal Bauernland war und wieder Bauernland werden muss, dann würde Ihnen das Herz bluten.“

„Ich kenne die Menschen“, sagte Abel Schierholdt in ihrem harten Ton. „Darum glaube ich nicht an den ewigen Frieden.“ Dann wurde ihre Stimme milder: „Zwischen Deutschland und Frankreich aber muss dies der letzte Krieg gewesen sein. Wir haben wohl früher schon darüber gesprochen, Herr Professor. Mein Fritz ist ja in Frankreich Gefangener gewesen. Ein Wort des Hasses habe ich aus seinem Munde noch nicht gehört. Wie halten Sie es, Herr Marzais, wenn Sie zu Hause von Deutschland sprechen?“

„Ich will dem Frieden dienen, Frau Schierholdt. Mit meinem deutschen Freunde Georg Schmitt habe ich einen Bund geschlossen. Dies muss der letzte Krieg zwischen Deutschland und Frankreich gewesen sein. Ich habe es ja immer gesagt: Sie sind eine kluge Frau, Großmutter. Sie haben schon vor Jahren erkannt, was auf beiden Seiten sehr kluge Männer auch heute noch nicht einsehen wollen.“

Abel richtete sich auf, strich ihren eigengemachten Rock zurecht und lächelte noch fort, als sie sich über dies Lächeln schon ärgerte. Wie er doch die Leute zu nehmen weiß, dieser Franzose! Aber er ist gewiss ein guter Mensch!

„Die Welt ist so klein geworden“, sagte sie. „In meiner Jugend war sie uns Holsteinern noch an der Elbe mit Brettern vernagelt, so groß erschien uns unser Land. Mein Mann war Holste, ich bin Dithmarscherin. Wir haben gut miteinander gelebt. In früheren Zeiten haben Holsten und Dithmarscher gegeneinander Krieg geführt. Nun die Welt klein geworden ist, verstehen wir das nicht mehr. Sie wird noch so klein werden, dass die Menschen einmal nicht mehr begreifen können, warum Frankreich und Deutschland sich immer bekriegten.“

„Da sagen Sie, Frau Schierholdt, was mein kluger Freund, der Doktor Schmitt, mir einmal in einem Brief schrieb. Wenn uns einmal das Dach über dem Kopf brennt, werden Deutsche und Franzosen erkennen müssen, dass sie in demselben Haus wohnen. Gemeinsam werden sie an die Löscharbeit gehen, und hoffentlich ist es dann nicht zu spät.“

„Hoffentlich ist es dann nicht zu spät“, wiederholte Abel. „Aber da sprechen wir von der Zukunft. Unsere Aufgabe ist es, vorerst mit der Gegenwart fertig zu werden, und die Gegenwart ist schwer. Wir sollen den Krieg wieder gut machen, sagt man uns. Ihr Franzosen aber, ihr müsst den Frieden wieder gut machen. Ich weiß nicht recht, was schwerer sein wird.“

Am Abend brachte Heinrich Schierholdt den Besuch im Wagen an den Bahnhof. Als der Zug einlief, gaben sie sich die Hände und tauschten einen festen, männlichen Druck. Sie wussten beide: dies ist ein Abschied fürs Leben. Heinrich Schierholdt sagte ruhig und sicher: „Leben Sie wohl, Kamerad!“